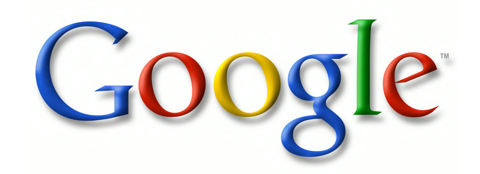
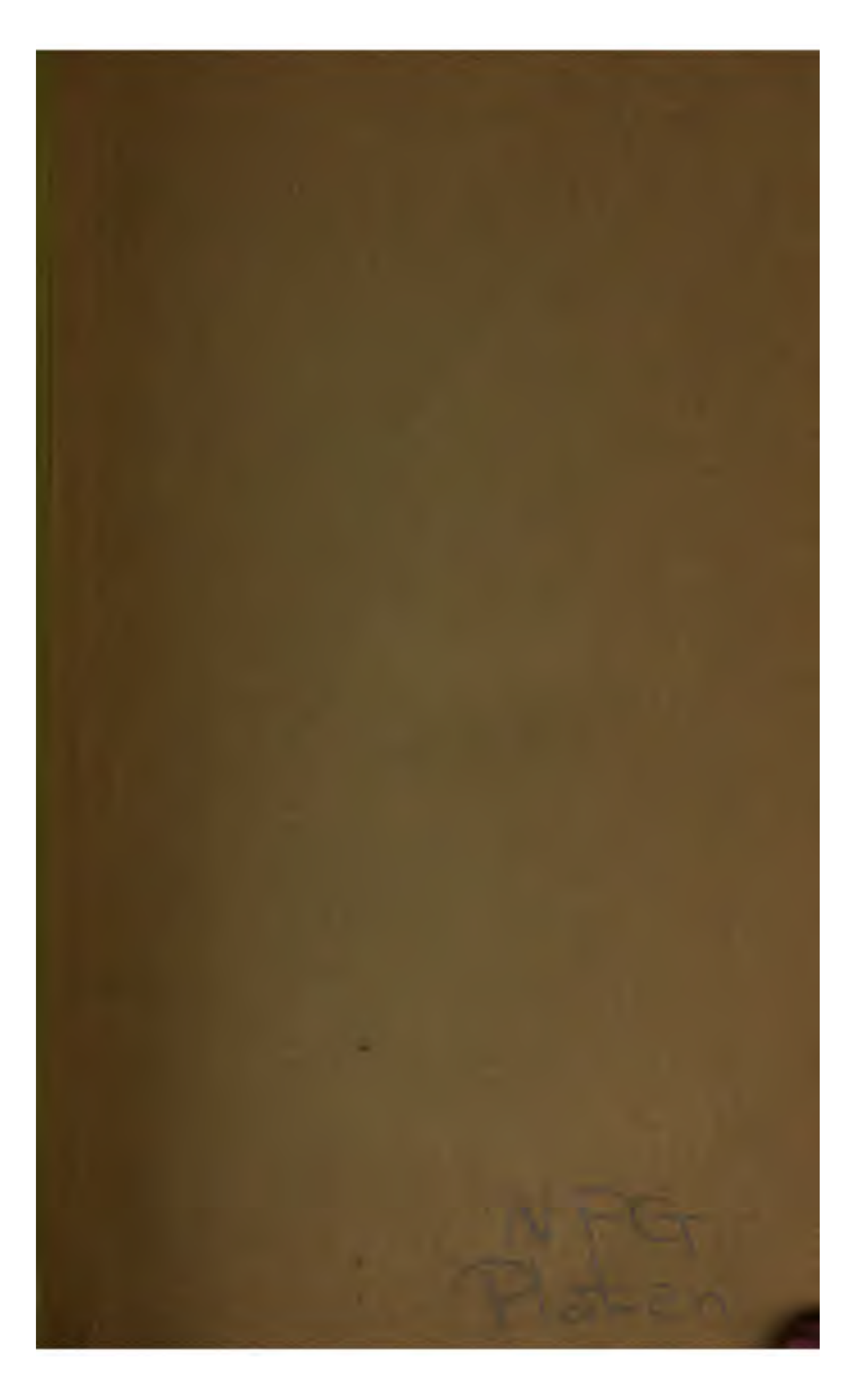
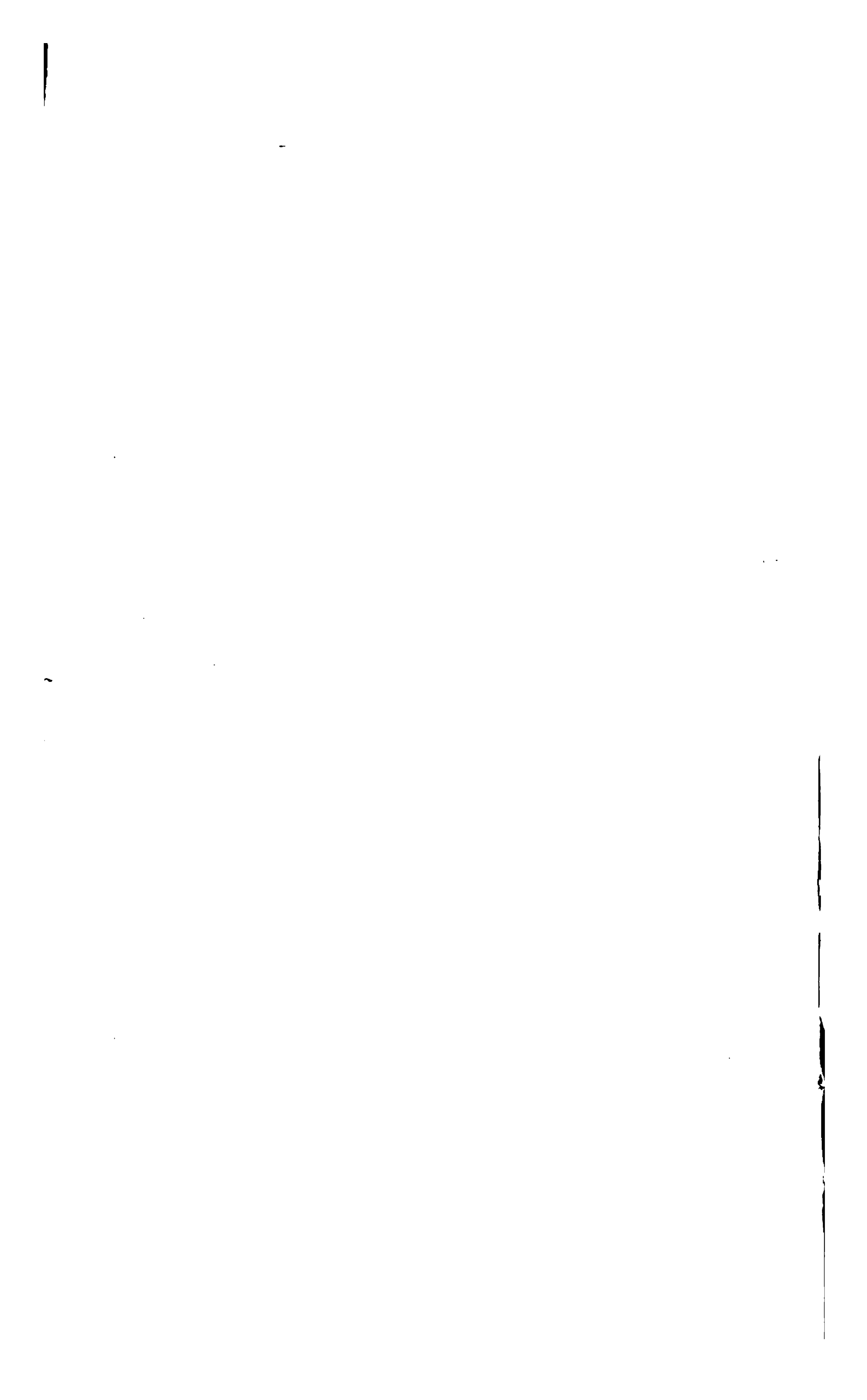










Gesammelte Werke

des Grafen

August von Platen

in fünf Bänden.

Vierter Band.



Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

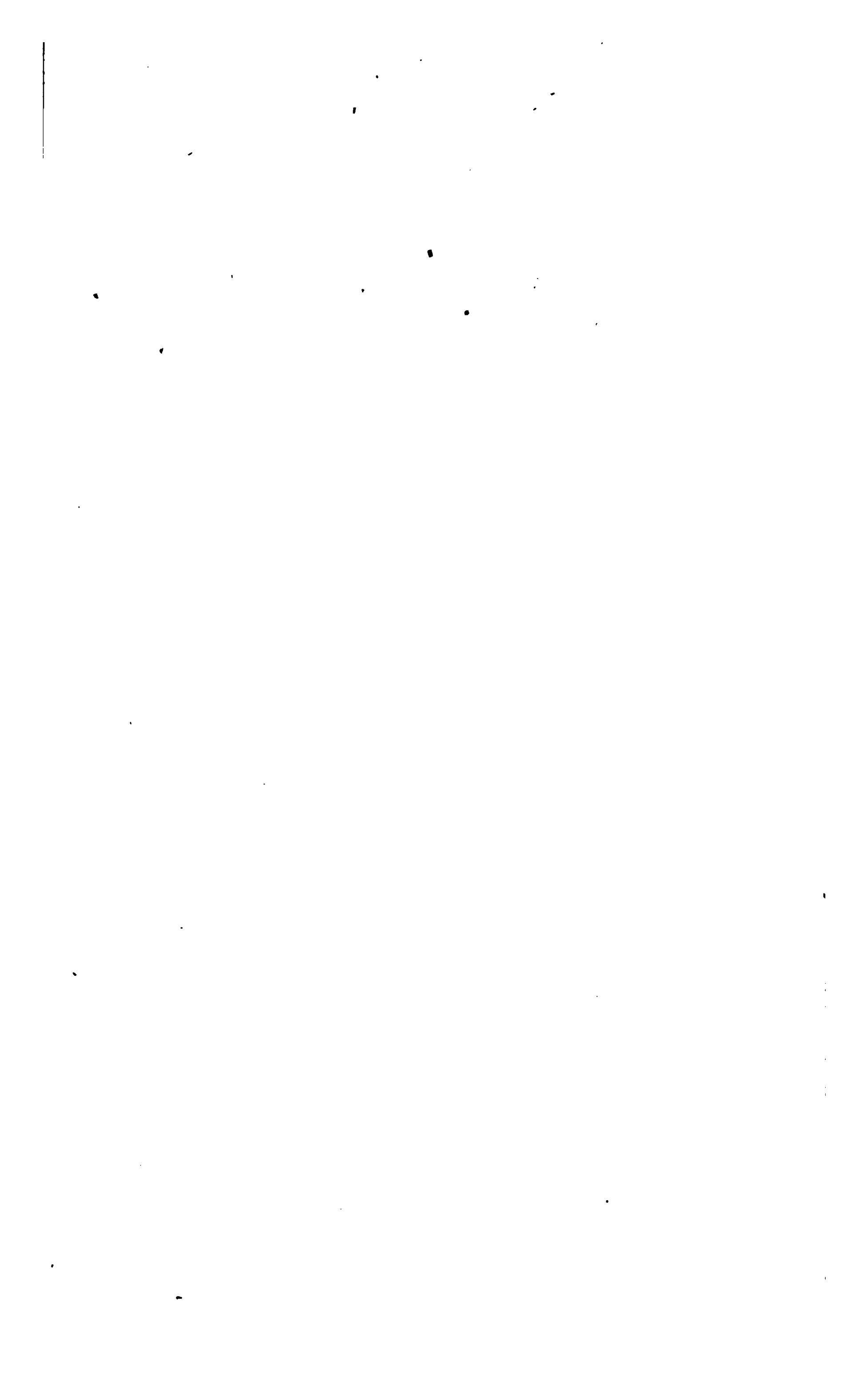
1847.

Die verhängnißvolle Gabel.

Lustspiel in fünf Akten.

1826.

Χαίρων εὐ τελέσειας ὁδὸν μεγάλου διὰ πόντου,
Καί σε Ποσειδάων χάρμα φίλοις ἀγάγοι!



Die verhängnißvolle Gabel.

Lustspiel in fünf Akten.

1826.

Χαίρων εὺ τελέσειας ὁδὸν μεγάλου διὰ πόντου,
Καί σε Ποσειδάων χάρμα φίλοις ἀγάγοι!

Personen.

Damon, Schultheiß von Arkadien.
Mopsus, ein Schäfer.
Schmuhl, ein Jude und Chorus der Comödie.
Sirmio, Amtsdiener.
Der Wirth zur Gabel.
Phyllis, des Mopsus Gattin.
Salome, ein Gespenst.

Erster Akt.

Haus des Schultheißen.

Damon. Phyllis. Sirmio.

Damon.

Ortsrichter nennt mich dieses Land Arkadien,
Drum werd' ich streng handhaben auch Gerechtigkeit:
Was weiß Sie Näheres über ihr Entwendetes?

Phyllis.

Es war ein altes, zinnernes Tischgeschirr, o Herr!
Doch unserer Wirthschaft unentbehrlich Eigenthum.
Ihr wißt, es sind vier Jahre nun, seit welchen ich
Den Mopsus, der ein Schäfer ist, heuratete.
Es ward ein Dutzend Kinderchen auch von uns erzeugt,
Da Gott mit Drillingen segnete mich zum viertenmal.
Daß wir Geschirr verbrauchen viel und mancher Art,
Was auf den Tisch kommt oder anderweitigem
Gebrauch bestimmt ist, werdet ihr begreifen, Herr!
Deßhalb bedien' ich unzerbrechlichen Zinns, anstatt
Des Porcellans mich oder alles Irdischen.

Damon.

Zur Sache, Frau! Wir leben hier in Arkadien,
Und kennen kaum, dem bloßen Namen nach, das Wort
Umschweif, wiewohl als einen technischen Schulbegriff
Der Deutschen Trauerspiele wir's von dort entlehnt.
Laßt uns zur Sache kommen!

Phyllis.

Ja, wir müssen auch
Zur Sache kommen, aber zur gestohlenen.

Damon.

Wann ward's entwendet?

Phyllis.

Heute Nacht.

Damon.

Von wem und wie?

Phyllis.

Durch einen Diebstahl, doch von wem, ist unbekannt.

Damon.

Hat man Verdacht?

Phyllis.

Wir haben ihn.

Damon.

Auf wen jedoch?

Phyllis.

Auf einen Juden, welcher gestern schacherte
Mit meinem Manne, während ich im Hofe war,
Und unsre Ferkel fütterte. Jenen Abend nun
Fand ich die Tafel abgeräumt, es blieb davon
Nur eine Gabel übrig, weil die Zähne just
Mein Mann mit ihr, da jener stahl, sich stocherte.

Damon.

Nur eine Gabel? Aber weilt der Jude noch
Hier in Arkadiens schäferlichem Paradies?

Phyllis.

Er geht umher und handelt alte Schachteln ein.

Damon (zu Sirmio).

Man such' ihn auf! Ein Schilling werd' auf seinen Kopf
Hiermit gesetzt!

Sirmio.

Wohl! Doch den Schilling werd' ich ihm
Wo anders hin versetzen, wenn ich ihn entdeckt.

Damon. Phyllis.

Damon.

Doch sage Sie, weßwegen denn Ihr Bettgenoß
Den schlauen Dieb am Stehlen nicht verhinderte,
Wenn er, wie Sie behaubtet hat, zugegen war?

Phyllis.

Er war zugegen, aber bloß als körperlich,
Sein Geist befand sich anderwärts, er machte just
Die Reise nach der guten Hoffnung Vorgebürg.

Damon.

Wie kam er dorthin?

Phyllis

Wißt Ihr, was Ideen sind?

Damon.

Wie sollt' ich nicht?

Phyllis.

Auch solche, die man fixe nennt?

Damon.

Zwar schätz' ich mehr die Dukaten, die man Füchse nennt,
Doch auch von jenen weiß ich.

Phyllis.

Dieses ist der Fall
Mit meinem Mopsus, welcher auf dem Vorgebürg
Der guten Hoffnung mit der Zeit ein Rittergut
Zu kaufen wünscht, und Alles diesem Zweck erspart.

Damon.

Wie kam er darauf?

Phyllis.

Durch Ideenverbindungen,
Die oft Verschiedenartiges aneinanderreih'n,
Da just ich guter Hoffnung war, und niederkam
Am Tag, wo vierzig Ritter im Calender stehn.

Damon.

Das gäbe recht den deutschen Psychologen Stoff.

Doch gehe Sie nur zu Hause jetzt, bestohlne Frau!
Den Juden will ich fahen lassen; späterhin
Werd' ich Sie wieder hercitiren.

Phyllis.

Doch bedenkt,
Daß wir zu vierzehn Mäulern Eine Gabel nur
Im Hause haben!

Damon.

Unterdessen könnt ihr ja
Mit den Fingern essen!

Phyllis.

Und trinken aus dem Fingerhut,
Wie ein Canarienvogel? Denn es fehlen uns
Die Becher.

Damon.

Trinkt, wie Diogenes, aus hohler Hand,
Aus hohler Hand zu trinken ist naturgemäß.

Phyllis.

Das leuchtet ein, Herr Schultheiß! Darum macht man auch,
Wenn man ein Trinkgeld fordert, eine hohle Hand.
Ich danke für den guten Rat, gestrenger Herr!

(Ab.)

Damon.

Ich imponire, seh' ich wohl, dem Bauernvolk
Durch meine schwer erworbene Sitzgelehrsamkeit,
Für die ich in Leipzig manchen Scheffel Schweiß geschwitzt.
Ich könnte selbst ankaufen mir ein Rittergut,
Wenn ich verhandeln könnte diesen Arkadiern
Die Excerptenstöße, welche dort ich angehäuft.
Doch nicht mit Dünger wägen sie sie hier mir auf,
Und selbst die Käsehändler sind mit Druckpapier
Auf lange Zeit vom Dresdner Liederkranz versorgt,
Der viele Geschäfte jetzo macht und reißende;
Doch wär' er klug, er machte viel zerreißende. —
Da kommt der Jude; doch ich will von fern zuerst

Ausspähen seinen äußerlichen Habitus,
Und ob er lange Finger oder kurze hat?

Damon. Sirmio. Schmuhl.

Sirmio.

Nur den Schnappsack aufgebunden! oder, Herr! ich schlage drein,
Und mein Stock auf seinem Rücken lehr' Ihm dann das Mein und Dein!

Schmuhl.

Laß Er los mich! Ich gehöre nicht zum Schacherjudenpack.

Sirmio.

Auch die besten Juden schachern; nur herab den Bettelsack!

Schmuhl.

Laß Er mich, ich bin ein großer Astronom und Nekromant,
Der Natur geheime Kräfte sind mir alle wohlbekannt.

Sirmio.

Ja, das will ich glauben, jeder diebische, geheime Kniff.

Schmuhl.

Sei Er nicht so grob, erheb' Er Seine Seele zum Begriff!

Sirmio.

Moses sagt: Du sollst nicht stehlen, oder Du empfängst den Lohn!

Schmuhl.

War das Moses aus Aegypten oder Moses Mendelsohn?

Sirmio.

Foppt Er mich?

Damon.

Des Juden Stimme hab' ich irgendwo gehört.

Sirmio.

Nur herunter mit dem Schnappsack!

Schmuhl.

Laß Er ziehn mich ungestört!

Sirmio.

Was ist d'rin? Es klirrt und klappert!

Schmuhl.

Talismane mancher Art,
Raritäten, die auf Reisen ich gesammelt und erspart:
Einige Wiener Leckerbissen, Katechismen aus Turin,
Aus Morea Griechenschädel, und Scholastik aus Berlin.

Sirmio.

Alle diese Dinge wären keinen halben Batzen wert,
Nimmer glaub' ich, daß ein Jude sich mit solchem Zeug beschwert.
Zwar die Leckerei'n begreif' ich: der nur ist ein großer Mann,
Der vom Himmel nichts erbittet — außer was man essen kann.
Von den Katechismen schweig' ich; denn der Glaube gilt für blind,
Und die Pfaffen necke keiner, weil sie unversöhnlich sind.
Aber sag' Er, was mit seinen Griechenschädeln soll geschehn?

Schmuhl.

Dosen laß ich aus den Knochen für die Diplomaten drehn.

Sirmio.

Aber die berliner Phrasen?

Schmuhl.

Sag' ich jungen Leuten her,
Die sie wörtlich wiederholen, weil ihr Hirn gedankenleer:
Manche, denen nichts das Leben lehrte, setzen sich in Kopf,
Sie begriffen Erd' und Himmel, wenn von Worten voll ihr Kropf.

Damon.

Nein! Ich halte mich nicht länger. Bist du nicht der Jude Schmuhl?

Schmuhl.

Aufzuwarten.

Damon.

O der Freude! Sirmio, bring' Er einen Stuhl!
Kennst du mich noch?

Schmuhl.

Mein Gedächtniß ist verworren und verstört.

Damon.

Damon aus Arkadien bin ich, der in Leipzig Jus gehört!

Schmuhl.

Wär' es möglich? Find' ich einen akademischen Cumpan?

Damon.

Geh' Er, Sirmio! Dieser war' es nicht, die Sach' ist abgethan.

(Sirmio ab.)

Laß dich tausendmal umarmen! Lege weg den Sack und Hut!

Schmuhl (bei Seite).

Oefters vor Gerichte stand ich, selten lief es ab so gut.

Damon.

Nun gesteh mir im Vertrauen, ob du der Entwender bist?

Schmuhl.

Altes Zinn und Eisen braucht' ich; denn ich bin ein Alchymist,
Und so hoff' ich, daß man mich der Kleinigkeiten nicht beraubt.

Damon.

O der Wissenschaft ist Alles, was sie fördern kann, erlaubt!
Diese Bauersleute nutzen ihr Gerät zu niederm Zweck:
Ist ein Teller bloß vorhanden, um zu schneiden drauf den Speck?
Ward der Pfanne kein genetisch höherer Beruf bescheert,
Als um Brei darin zu kochen, ist sie kaum des Stehlens wert!

Schmuhl.

Ja, du bist der Alte! Du benimmst mir eine große Last.

Damon.

Aber eine Gabel hast du doch vergessen in der Hast.

Schmuhl.

Wenn du es erlaubst, so geh' ich auf ein andermal darum,
Und ich schenke diese Gabel dir voraus als Pretium.

Damon.

Güt'ger Freund! Doch nun erzähle, wie es dir bisher erging!

Schmuhl.

Noch in Leipzig —

Damon.

Theures Leipzig, wo ich öfters Grillen fing!

Freilich in Collegien hatten Langeweile wir genug.
Aber sonderlich bei Gottsched.

Schmuhl.

Jetzo hat man sie bei Krug.

Damon.

Leipzig soll mir Keiner schimpfen!

Schmuhl.

Brave Leute fand ich dort.

Damon.

Ja, die Sachsen sollen leben! Aber fahre weiter fort.

Schmuhl.

Noch in Leipzig ergab ich mich ganz, wie du weißt, Schwarzkünsten und chemischen Studien,
Und der Chiromantie und der Pyromantie und der Nekromantie des Agrippa;
Drauf las ich für mich Pfaff's Astrologie, und in Göttingen trieb ich Punktirkunst;
Doch trieb ich es nur ingeheim, weil dort schon ein denkender Mensch Phantast heißt.
Laut rühmen sie sich in derselbigen Stadt, daß nie die Naturphilosophen
Bei ihnen gediehn, ja, daß ein Poet, wie Bürger, vor Hunger beinah starb.

Die Vorigen. Sirmio.

Sirmio (bei Seite).

Aufreizt mich der Sinn, zu belauschen das Paar, nicht länger bezähm' ich die Neugier.
Was mag er nun wohl an den Herrn Schultheiß der fatale Hebräer verschachern?
Und es stachen ihm doch aus dem Schnappsack vor die gestohlenen Messer und Gabeln.

Schmuhl.

Als einst bei Nacht ich im Mondschein saß auf der Plesse romantischen Trümmern

Und ein Zephyr strich durch's Buchengezweig, weit über die Felder der Eb'ne;
Da erschien ein Gespenst mir lang citirt, Innhaber beträchtlicher Schätze,
Das Salome hieß, in Arkadien einst war's eine Familienahnfrau.
Es begann, und ich selbst aufhorcht' ich genau, denn es redete wienerisch hochdeutsch:
Du vergeudest die Zeit durch Goldmacherei, statt wirkliche Schätze zu heben!
In Arkadien liegt ein beträchtliches Geld drei Schuh tief unter der Erde;
Und fragst du mich, wo? antwort' ich, es liegt in metallener Kiste verschlossen,
In des Mopsus Gehöf, der Schäfer und Schaf, just unter dem hölzernen Hundstall.

Sirmio.

O erfreuliche Post! rasch eil' ich davon, um zuerst zu ertheilen die Nachricht.

(Ab.)

Schmuhl.

Frau Salome fuhr, nach kurzem Verzug, im Gespräch fort folgendermaßen:
„Doch hüte dich auch vor dem tückischen Schatz, weil ihm unsühnbare Blutschuld
Anhaftet und er mir ein Erbtheil ist, ach! meines ermordeten Ehherrn,
Den ich, sein Weib, in die andere Welt unschuldiger Weise gefördert.
Von der Kindheit auf, wie noch jetzt als Geist, stets fühlt' ich entsetzlichen Abscheu
Vor Spinnen, und floh dieß häßliche Thier weit mehr als Laster und Ehbruch.
Als Abends ich einst sammt meinem Gemal, dem behaglichen, saß an der Tafel,

Spann plötzlich, o weh! sich ein solches Getüm von der Decke
herab in den Mund mir:
Ich schrie, wie am Spieß, doch weißt du, o Freund, was nun
mein Ehegemal that?
Er erschrack und stach sich die Gabel in Schlund, da er just
Kartoffelsalat aß.
So starb er, und mir blieb stets in der Brust manch grausam
nagender Vorwurf,
Obgleich nach ihm drei Männer ich noch heuratete, mich zu
betäuben.
Doch hinderlich ging's mir stets und betrübt, seit jenem er-
bärmlichen Unfall!
Wenn ich am Putztisch mich schminkte, vergaß ich gemeiniglich
eine der Backen;
Wenn ich emsig und schnell Nähnadeln sodann einfädelte, fand
ich das Oehr nicht;
Wenn ich mahlte Kaffee, gleich sprangen sofort zur Mühle her-
aus mir die Bohnen;
Wenn ich beim Backwerk aufstreute den Zimmt, so ergriff ich die
Büchse mit Streusand;
Wenn im Freien ich saß, hob immer den Fuß bei mir manch
pissender Mops auf.
Kurz alles mißlang und das Beste mißriet, durch sichtliche Rache
der Vorsicht;
Auch muß ich dafür nun tot umgehn und vielleicht bis meines
Geschlechtes,
Das viel Unglück in der Gabel ererbt, letztäußerster Sprosse ver-
schieden.
Doch mein Ursohn, weh, weh, weh mir! hat zwölf pausbackige Kinder.
Oh greuliche Brut!" Frau Salome sprach's mit manchem Da
Capo von Weh mir!
Du hebe den Schatz, so befahl sie zuletzt, mir helfe der leidige
Satan!
Sie verschwand und es theilte der Nachtflor sich, tief sanken zu
Thale die Nebel,

Ich selbst ließ drauf nach Arkadien mich einschreiben im Göttinger Posthaus.
Zwar ward ich dafür vom Postpersonal als tollhauswürdig verspottet;
Doch dacht' ich, es scheint ein vorzüglicher Mann stets lächerlich nüchternen Gecken.

Damon.

So kamst du hierher?

Schmuhl.

So kam ich hierher; doch nicht ohn' alle Beschwerde;
Denn in Oestreich ließ mich Niemand durch, in dem Wahn, ich hülfe den Griechen;
Ich sprach, nicht gilt's mir Gefecht noch Kampf, mir gilt's bloß leidigen Mammon;
Doch glaubten sie fest, ich käme hierher mein Blut zu verspritzen der Freiheit.
Nun hilf mir, o Freund, zu erbeuten den Schatz, und das Uebrige laß mich behalten!

Damon.

Das findet sich, Freund! Wir ziehen uns leicht durch List aus dieser Geschichte.
Doch laß uns hinein in's Tafelgemach, auf Leipzigs oder auf Gottscheds
Wohlsein und Gedeihn ausleeren ein Glas und besingen die Rebe von Chios.

Schmuhl.

Zwar Gottsched starb, man bewahrt nur noch in Germanien seine Perücke,
Doch geht sie von Kopfe zu Kopf alldort, ihr dürfen wir bringen ein Vivat!

Damon.

Wer trägt sie denn jetzt?

Schmuhl.

Das hält man geheim; doch wie es dem Midas ergangen,

Zweiter Akt.

Platz vor dem Hause des Mopsus.

Mopsus.

Wer kann sich frei erhalten von Versuchungen,
Und wär' er in Arkadien auch, von Wünschen frei?
Wenn Einer sich in einen Zobelpelz verliebt,
Zieht's ihn aus freien Stücken nach Sibirien.
Durch mein Gelüst veröd' ich dieß Elysium,
Wie den Heroen biblischer Sylbenstecherei
Das Paradies zur Wüste wird durch eignen Wust.
Vergebens sagt die Phyllis, meine Frau, zu mir:
Geneuß das Leben, spare nicht für's Rittergut,
Das doch ja bloß an der Hoffnung Vorgebürge liegt!
Was frommte dir nach einem halben Säculum
Beständiger Entbehrungen ein Rittergut,
Wenn dir in schlaffer Hose knackt das morsche Knie?
Du solltest lieber idyllisch an des kühlen Quells
Krystallnen Fluten liegen mit dem Dudelsack!
Doch ich entgegne meiner Frau gewöhniglich:
Sei weniger fruchtbar, oder ich sende deine Brut
In's Findelhaus, wie Rousseau, jener Erzieher, that
Mit seines Weibs Emilen und Emilien.

Mopsus. Phyllis.

Phyllis.

Ich weiß, du hast erspartes Geld, du besinnst dich ja
Bei jedem Heller, den du in den Händen drehst,
Um in die Tasche wieder ihn zurückzuthun.
Gieb nur so viel, daß Teller ich und ein Besteck
Für unsre Wirthschaft kaufen kann.

Mopsus.

Wir haben ja

Die Gabel noch.

Phyllis.

Das ist was Rechtes!

Mopsus.

So? Es ist

Ein altes Erbstück einer Urgroßmama.

Phyllis.

Was seufzest du?

Mopsus.

Dieselbige Frau soll einen Schatz
Verscharret haben, einer alten Schrift gemäß,
Die ich als Kind gelesen; doch vergebens grub
Ich nach in Hof und Garten, ich entdeckte nichts.

Phyllis.

So hast du keine Wünschelruten angewandt?

Mopsus.

Sie kleckten nicht, sie senken nach Metall sich bloß:
Vielleicht besteht in Diamanten dieser Schatz.

Phyllis.

Vielleicht in Aberglauben bloß, wer weiß, worin?
Doch gieb das Geld her, wenigstens das nötigste!

Mopsus.

Geld ist ja nicht, das Wasser ist das Nötigste!
Was wären ohne Wasser wir? Bedenke nur!
Wo nähme denn die Klerisei zur Fastenzeit
Die Karpfen her? Wie würde denn Kaffee gekocht?
Wie kämen unsre Schiffe nach Amerika?
Fouque's Undine, wo geriete diese hin?
Die Enten müßten ganz verzweifeln! Ja, was wär's
Mit unsern Wäscherfrau'n, sowohl natürlichen
Als auch metaphysischen Wäscherfrau'n, wie unser Fries?
Trink Wasser, Schatz! Ich werde nach den Schafen sehn.

(Ab.)

Phyllis.

Der Grobian! Wenn unser Schultheiß nur den Dieb
Indeß entdeckte! Ich sollte wieder fragen gehn.

Phyllis. Sirmio.

Sirmio.

O Glück, allein zu treffen dich, du Theuerste,
Du meines Herzens erste Liebe! Heute gilt
Es ein eleusisch wundervoll Mysterium.

Phyllis.

Was flüstert er von Läusen auf dem Mist herum?
Mein Mopsus ist zu Feld gegangen. Sprech Er laut!

Sirmio.

Heut zeige mir, daß unsre Seelen wahlverwandt.

Phyllis.

O ja, so weit es möglich meiner Ehepflicht.

Sirmio.

O weiter noch! O weiter noch um Einiges!

Phyllis.

Was mir an ihm gefallen könnte, wüßt' ich nicht.

Sirmio.

O ho! Ein hübscher Bursche glaub' ich doch zu sein.

Phyllis.

Wo ist an Ihm was Hübsches, laß Er hören, Freund?

Sirmio.

Die roten Haare deuten auf ein Feuerherz.

Phyllis.

O geh' Er mit symbolischen Beziehungen!

Sirmio.

Des feuchten Auges schwärmerischer Liebesblick.

Phyllis.

Nach jeder Schürze zielen solche Blicke gern.

Sirmio.

Auf üppiger Unterlippe brennt Schönheitsgefühl.

Phyllis.

Brennnesseln also wären seine Lippen? Pfui!

Sirmio.

Die knotige Hand vermännlicht jeden Händedruck.

Phyllis.

Ich ziehe die weichen Hände vor. Was Anderes!

Sirmio.

Im hohlen Rücken spiegelt sich der stolze Gang.

Phyllis.

Die hohlen Spiegel lieb' ich nicht. Was Anderes!

Sirmio.

Der Bauch —

Phyllis.

Er Unverschämtester in der Christenheit!
Den untern Theil begehr' ich nicht.

Sirmio.

Warum denn nicht?
Der untre Theil des Körpers ist des obern Halt:
Das nenn' ich Freundschaft, welche bis zum Nabel geht,
Allein der Blick der Liebe sinkt verschämt herab.

Phyllis.

Schon gut! Ich aber halte mir die Ohren zu.

Sirmio.

Selbst Schiller sagt: Zu Gottes schönem Ebenbild
Kann ich den Stempel zeigen! Wie gefällt dir das?

Phyllis.

O allerliebst wie überhaubt die Klassiker.

Sirmio.

Noch einen Vorschlag, theures Herz! Wir könnten wohl
Zusammen durchgehn heute Nacht, mitsammt dem Geld.

Phyllis.

Mit welchem Geld?

Sirmio.

Das ist ja mein Mysterium:
In euerm Hof befindet sich ein alter Schatz.

Phyllis.

Ein alter Schatz? Wär's möglich? Hätte Mopsus Recht?
Allein er grub den ganzen Hof umsonst herum.

Sirmio.

Weil er den Hundstall wegzuthun vielleicht vergaß,
Denn der verhüllt der Eisenkiste Heiligthum.
Wenn ich sie finde, Vielgeliebte, gehst du durch?

Phyllis.

Durch Feur und Wasser geh' ich, wie Pamina that,
Und lasse meinem Gatten hier die Kinderchen.

Sirmio.

Ich geh' hinein und grabe. Halte den Mopsus hier
Zurück, wenn heim er kehren sollte, daß er mich
Im Hofe nicht ertappe, ja den Schatz zugleich
Entdecke, jenen köstlichen, welcher morgen früh
Durch Nacht und Nebel uns begleiten soll.

Phyllis.

Nur fort!
Ich warte hier; doch nimm vor'm Hunde dich in Acht!

(Sirmio ab.)

Phyllis.

Das kommt mir doch gerade recht. Der Sirmio
Ist ein gewandter Junge! Meinem Geizigen
Lass' ich die sechs Paar Drillingsbrüder, wie die zwölf
Gestirn' im Thierkreis. Alle zwölf beisammen sind
Die rechte Zahl, indessen man im Trauerspiel
Nur fünfe braucht; doch freilich wird das fünfte bloß
Als Stier bei den Hörnern hergezogen; während doch
Der Dichter selbst das fünfte wär' als Wassermann:
Doch Mopsus kommt. Er will doch nicht in's Haus hinein?
Pst! Mopsus!

Phyllis. Mopsus.

Mopsus.

Nun?

Phyllis.

Erzähle von den Schafen was,
Und bleib' im Freien!

Mopsus.

Keineswegs! Ich geh' hinein.

Phyllis.

Bleib, Herzensmann! Erzähle von den Schafen was!

Mopsus.

Was soll ich denn erzählen?

Phyllis.

Von den Schafen was! —
Mir fällt vor Angst nichts Beß'res ein — Bleib, Herzensmann!

Mopsus.

Ich will in's Haus.

Phyllis.

Die Stuben werden ausgefegt,
Du kommst vom Feld und beschmutzest Alles!

Mopsus.

Nun, ich will
Die Schuhe wegthun.

Phyllis.

Warte doch!

Mopsus.

Warum denn das?

Phyllis.

Die Kinder schlafen, morde nicht den süßen Schlaf!
Sonst wird der Gutsherr auf der Hoffnung Vorgebürg,
Der Millionär nicht länger schlafen. Glaube mir!

Mopsus.

So will ich auf den Zehen schleichen. Laß mich doch!

Phyllis.

O bleib! Die Scham verbietet dir hineinzugehn,
Weil unsre Viehmagd eben ein Klystier bekommt.

Mopsus.

So halte ich zu die Augen oder blinzle bloß.

Phyllis.

O du Weltunheil! O du Schicksalstag!
Er enteilt, er entdeckt mir das Geld, er entdeckt
Mir den rötlichen Wicht!
Und er zaust mir den Wicht und erobert das Geld,
Er ergreift, der Barbar, mit der Rechten den Schopf
Des Geliebten, o weh! und die Linke durchwühlt
Habgierig indeß die Dukaten!

Hä! Soll ich vielleicht ihm gönnen das Glück?
Aufopfern zugleich den metallenen und
Rotlockigen Schatz?
Das geschieht niemals! das geschieht niemals!
Eh kehre zurück und verderbe die Welt
Die titanische Brut, die unendliche Nacht,
Und das uranfängliche Chaos!

Wie errett' ich das Geld dem Geliebten und mir? —
Aufzuckt im Gemüt mir ein Graunvorsatz,
Ein entsetzlicher Wunsch!
O Medea, du schwebst mir beständig im Geist,
Du erstachst herzhaft dein Schlangengezücht,
Dann schwangst du dich frei in die Wolken empor,
Auf drachenbespannter Kalesche!

Frau Judith war noch kecker jedoch;
Denn es ging ja mit ihr Holofernes zu Bett,
Und sie hatte den Sack
In Bereitschaft schon für den Kopf des Gemals.
Ich darf doch wohl, wie mich dünkt, für's Geld
Und den Sirmio thun, was Judith's Mut
Für bloße Hebräer gethan hat?

Nur Sirmio darf nichts wissen davon,
Denn es ist sein Herz noch kindisch und weich,
Doch mein Ehherr

Soll heut mir des Nachts mit Tod abgehn!
Und der Hausahnfrau zweizinkiger Dolch
Durchbohre des Manns unersättliche Brust,
Gleich einer gebratenen Gansbrust!

Phyllis. Mopsus mit Sirmio.

Mopsus.

Dir führ' ich den Dieb bei den Ohren heraus; denn du bist seine Genossin!
Doch im Haus, unverfehrt Gottlob! steht noch die gewichtige Riesenschatulle.

Sirmio.

Was höhnet Ihr mich? Ihr habt mir ja doch zu verdanken die ganze Bescheerung.

Mopsus.

Geh heim, Gaudieb! Ich verdanke dir nichts! Mir dank's, wenn ich nicht in der Zornwut
Dir die Faust anleg' an's glatte Gesicht, und den Stock an die säbligen Schenkel!

Phyllis (leise).

Geh, Sirmio, geh! denn es bleibt ja dabei, und du kommst früh morgens und holst mich.

Sirmio.

Ach, aber das Geld!

Phyllis.

Wir entwenden es schon. Laß mich nur sorgen und komm brav!

Sirmio.

So gescheh's!

Phyllis.

So gescheh's!

Mopsus.

Was flüsterst du noch?

Phyllis.

Geh, Sirmio, laß mir den Brummbär!

Sirmio.

Ich nehm's mit ihm auf!

Phyllis.

Geh!

Mopsus.

Soll ich dem Herrn mit dem Flegel
die Beine beflügeln?

Phyllis.

Geh!

Sirmio.

Hab' ich doch schon, an den Sohlen zumal, als Amts-
merkurius Flügel!

(Zur Phyllis.)

Wir sprechen uns noch; denn ich führe mit mir heut Abend
herüber den Schultheiß,
Dann muß er mich doch ja dulden, der Mops, wir aber be-
sprechen das Weitre.

(Ab.)

Mopsus.

Xantippe, hinein!

Phyllis.

Bin ich das, gieß ich auf den Schädel herab
dir, du weißt was?

(Ab.)

Mopsus.

Abtrünniges Weib! O ich möchte vor Wut umbiegen die Pole
des Himmels:
Phraseologie, die im Kopf mir blieb aus einem Tragödienrührei!
Doch denk' ich indeß an den Schatz, durchströmt mein Herz
unsägliche Wollust!
Nur Schade, daß rings das Behältniß fest zu ist, nicht Riegel
noch Oeffnung,
Noch Vorlegeschloß sieht man und es ist hermetisch verschlossen
die Kiste;
Aus schwerem Metall aneinandergefügt, schlitzt keiner so leicht
ihr den Bauch auf.

Doch hoff ich noch Rat. O wär' ich bereits, wo mir stets hin-
winket die Hoffnung!
Was hält mich zurück in des Reichthums Schooß, da den köst-
lichen Schatz ich besitze?
Soll hier ich etwa durchbringen das Geld mit den Kindern und
meiner Gemalin,
Statt dort mir ein Gut zu erhandeln und dort zu beschließen
in Ruhe das Leben?
Soll hier ich dafür erkaufen Gerät', Breinapf, Reibeisen, Kaffeezeug,
Und Putz für die Frau, Stecknadeln und Shawls, Tanzschuhe,
geflitterten Unsinn?
Ja, wächst das Gezücht mir heran, so bedarf's noch Schulgeld
sammt Abcbuch,
Und zuletzt noch was, wenn gelehrter sie sind, man nennt's
Cornelius Nepos,
Für die Kinder ein Schreck; wir kannten doch bloß, da wir selbst jung
waren, den Wauwau. —
Anwandelt mich Wut und Zerstörungstrieb, wenn ich mir vor-
stelle den Aufwand!
Wär's Unrecht wohl an's herrliche Ziel, wie ein Held auf Leichen
zu schreiten?
Zwar Helden auch trifft ein entsetzliches Loos, Napoleon starb
in Verbannung,
Und der Schiller'sche Held, der ermordete, geht jetzt über die
Bretter als Yngurd,
Zu beweisen der Welt, was Hamlet sagt, daß Helden gekneteter
Lehm sind.
Dieß schrecke mich nicht! Auch kommt mir in Sinn, was eine
Zigeunerin sagte,
Nachdem sie zuvor in die Hand mir gesehn, in die Karten und
ihren Kaffeesatz:
Wenn du nicht umbringst dein Ehegespons, Elender, so bringt
es dich selbst um.
Ich verstand nichts mehr, was weiter sie sprach; doch glaub' ich,
sie wollte mir sagen:

Wenn du nicht umbringst dein Ehegespons, Elender, so bringt es dich selbst um
Kapital und Prozent. Ja, thut sie mir das, dann bringt sie mich sicherlich selbst um.

Mopsus. Schmuhl verkleidet.

Schmuhl.

Herr! Euch aufzuwarten wagt ein junger Mann von vielem Geist,
Welcher um der guten Hoffnung Vorgebürg herumgereist.

Mopsus.

Welche Freude! Seid willkommen! Seid gereist ihr rings herum?

Schmuhl.

Rings herum, doch stets vergebens, wie das deutsche Publicum,
Das auf seinen Schaugerüsten einen Löwen hofft zu schau'n,
Aber fast nur schäb'ge Kater schleichen sieht und hört miau'n.

Mopsus.

Innig freut mich's, da man selten solche Reisewunder trifft!

Schmuhl.

Ach, wer hätte nicht zuweilen jenes Vorgebürg umschifft?
Ja, vor Allen fährt die Liebe diesen Klippenweg vorbei,
Aber unter ihren Füßen geht der morsche Kahn entzwei!

Mopsus.

Darf ich wohl um Euren Namen mich erkundigen, Musje?

Schmuhl.

Robinson der jüngre heiß ich, den sie nennen Crusoe.

Mopsus.

Wie? Ihr lebtet noch? Ihr setzt mich wirklich in Verwunderung.

Schmuhl.

Da ich stets bei Kindern lebte, blieb ich etwas länger jung.

Mopsus.

O erzählt von jenem Vorgebürg, das meiner Wünsche Thron!
Das was sich auf Eurer Insel zugetragen, weiß ich schon.

Zwar es ist des braven Ritters Erd- und Völkerkunde hier,
Doch unbrauchbar wird sie durch das reimerische Löschpapier.
O versetzt mich in das schöne Land, das all mein Sinn begert,
Wenn ein Adam auch, wie ich bin, keines Paradieses wert!
Setzen ja die Jambenschmierer, deren Vers den Vers zerstört,
Den Spondäus oft an Stellen, wo er gar nicht hingehört!

Schmuhl.

Auf jenem Gebürg, wo die Hoffnung wohnt, ist's ganz wie im Land der Schlaraffen,
Und der Boden wie Sammt, und der Himmel wie Glas, und die Wolken wie Flocken von Purpur.
Und die Sonne, wie lacht sie in Klarheit stets! Doch breitet sich schattige Wölbung.
Von Gebüsch zu Gebüsch und von Baume zu Baum, und es neigt sich Rose zu Rose.
Stets knospet's im Laub, und es wimmeln darin Papagaien und und bunte Fasane,
Stolz wandelt der Pfau durch silbernen Sand und er schlägt goldaugige Räder,
Und es taucht sich der Schwan und der Colibri schläft in dem flammigen Kelche der Tulpen,
Und der Harzbaum würzt die geschwängerte Luft und der feine Geruch des Jasmins auch,
Und die Aloe blüht, und es breiten umher Palmbäume den riesigen Fächer,
Und der Springquell füllt, in beständigem Scherz, alabasterne Becken mit Goldschaum:
Dort kühlt sich im Bade der Jungfrau'n Leib in der Jünglinge nackter Gemeinschaft;
Hyazinthenes Haar fällt über das Haubt, fällt über den prächtigen Nacken,
Es verkündet der Wuchs kein irdisches Maß und die Haltung schwebet in Anmut.
Sanft plätschert um sie die melodische Flut und es hebt sich Flötengesäusel,

Vom Winde verweht, der leis' im Gefolg balsamischer Düfte daherzieht,
Und er schüttelt vom Ast, im Vorbeigehn mild, den vergoldeten Ball der Orange,
Und die kühlende Frucht der Granate mit ihr, für in Zukunft Dürstende sorgend.
Dort quält kein Schmerz, und die bitterste Pein ist dort wie ein Seufzer der Liebe;
Dort lehnt sich der Freund an die Schulter des Freunds, nie bange vor einstiger Trennung,
Und der Epheu mischt sein ewiges Blatt in die wallenden Locken der Dichter;
Als Lüge nur gilt dort Alter und Tod, das Unmögliche nennen sie wirklich.

Mopsus.

Das leuchtet mir ein; doch findet man dort auch Speciesthaler und Marbors?

Schmuhl.

Wohl! Alles genug, und die Kiesel im Bach sind bloß Holländer Dukaten.

Mopsus.

O ich reise vielleicht noch morgen dahin, und ich bitt' euch, mich zu begleiten!

Schmuhl.

Verbindlichen Dank! Doch habt ihr denn auch für die Fahrt hinlängliches Zehrgeld?

Mopsus.

Kommt Zeit, kommt Rat.

Schmuhl.

Bis morgen jedoch schlägt wenige Zeit von der Thurmuhr.

Mopsus.

Für's Geld sorg ich. Aber nun lebt wohl, Herr Crusoe, weil ich hinein muß.

Schmuhl.

O vergönnt, daß ich mit eingehe, damit ich im Haus euch leiste Gesellschaft.

Mopsus.

Schon bin ich versehn, denn ich habe darin zwölf Kinder und eine Gemalin.
Lebt wohl!

(Ab.)

Schmuhl.

Lebt wohl! Was hält mich denn von der Schwelle zurücke der Schafpelz?
Wie verschafft er sich denn das benötigte Geld, die gewaltige Reise zu machen?
Wär's denkbar, daß er den Schatz mir entdeckt? Unglaublich! hätte die Ahnfrau
Von Göttingen her mich citirt, um hier es zugleich zu vertrauen dem Mopsus?
Wenn die Nacht einbricht, will nochmals hier spioniren ich, ob ich den Eingang
In's Haus, in den Hof frei finde, sodann geht's über den leidigen Hundstall;
Jetzt muß ich indeß ein gewisses Geschäft noch abthun hier in der Eile.

(Hervortretend.)

Wie kommt es, liebes Publicum, daß du die größten Meister
So oft verkennst, und stets verbannst die sonst berühmten Meister?
So ist bei dir der Kotzebue in Mißkredit gekommen,
Der sonst doch ganz allein beinah die Bretter eingenommen:
Du klatschtest seinen Herrn und Frau'n, du liebtest seine Späße,
Er war dein Leib- und Herzpoet, der dir allein gemäße:
Was galten dir vor dem Apoll die Musen alle neune?
Auf jeder Bühne fand man ihn, ja fast in jeder Scheune:
Kein andrer Dichter rühmt sich deß, drum weigert ihm nicht länger
Als deutschem Aeschylus den Kranz, als nationellstem Sänger!
Er schmierte wie man Stiefel schmiert, vergebt mir diese Trope,
Und war ein Held an Fruchtbarkeit wie Calderon und Lope.
In Versen schrieb er selten zwar; dieß konnte wenig stören:

Ihr seid ja Menschen, wollt ihr denn der Götter Sprache hören?
Er sprach wie ihr, euch war das recht; er nahm, um euch zu schonen,
Aus eurem eignen Kreise sich die fadesten Personen.
Auch habt ihr euern Kotzebue nicht ganz und gar verlassen,
Zwar starb er euch, doch blieben euch des Edlen Hintersassen:
Der Advokat in Weissenfels, und ähnliche Gesichter,
Die klein wie er als Menschen sind und groß wie er als Dichter!
Wir sehen einen solchen Knirbs nach Lorbeerzweigen schielen,
Weil er geborgt ein Trauerspiel aus zehen Trauerspielen,
Indeß er euch nur Scheußliches und Niegeschehnes zollte,
Das man, und wär es auch geschehn, mit Nacht bedecken sollte.
Schneemännern gleichen solcherlei Tragödienverfasser;
Karikaturen sind sie heut und morgen sind sie Wasser!
Was sind sie, diese Koryphä'n moderner Dithyramben,
Als Kotzebues im Domino, staffirt in lahme Jamben?
Gern hätt' ich Manches wörtlich auch aus ihnen nachgewiesen,
Doch ihre Verse sind zu schlecht, sie passen nicht zu diesen.
Wie mancher dünkt sich Virtuos und schlägt gewalt'ge Triller,
Der bloß als leere Phrase drischt was Goethe sprach und Schiller?
Wenn die sich auch nur deß bedient, was Andre schon erworben,
So stünden wir bei Ramler noch, der längst in Gott verstorben!
Wen die Natur zum Dichter schuf, dem lehrt sie auch zu paaren
Das Schöne mit dem Kräftigen, das Neue mit dem Wahren;
Dem leiht sie Phantasie und Witz in üppiger Verbindung,
Und einen quellenreichen Strom unendlicher Empfindung;
Ihm dient was hoch und niedrig ist, das Nächste wie das Fernste,
Im leichten Spiel ergötzt er uns, und reißt uns hin im Ernste;
Sein Geist, des Proteus Ebenbild, ist tausendfach gelaunet,
Er lockt der Sprache Zierden ab, daß alle Welt erstaunet!
Er weiß, daß nach Aeonen noch, was sein Gemüt erstrebet,
Im Mund verliebter Jünglinge, geliebter Mädchen lebet;
Indeß der Zeit Pedanten längst, verwahrt in Bibliotheken,
Vor Staub und Schmutz vermoderten, als wurmige Scharteken.

Dritter Akt.

Hof im Hause des Mopsus.

Phyllis allein.

Schon dämmert es rings, und der Liebe Gestirn
Tritt aus dem Gewölk in der Nacht glorreich;
Zwar Sirmio fehlt und der Schultheiß fehlt,
Doch brennt in der Brust
Die Begierde mir stets nach Blut und Verderb,
Und der Fluchtvorsatz in der Seele.

Wie ertrug ich so lang, was dieser Gemal
Auf's Herz mir gelegt? In der Brautnacht schon,
Als schnarchend ich lag, schor frech mir der Wicht
Das Gelocke vom Kopf,
Und verkauft's, und es kauft's in der Frühe sogleich
Der Perückenverfertiger Raupel.

Mit den Knaben sodann, was denkt er zu thun?
Will nicht er die zwölf Kernjungen mir als
Karl Witte's erziehn, zu gelehrten Genie's?
Und er treibt den Euklid
Mit denen die just drei Jahr alt sind,
Um die Regel de Tri zu ergründen.

Mit dem Kleinsten, so noch in die Windel hofirt,
Liest er im Virgil der Harpy'n Unart:
Kurz, Alle gedenkt er nach Deutschland einst
Zu verhandeln, um dort
Sechsjährig bereits Professores zu sein,
Als zwölf Karl Witte die jüngsten.

Phyllis. Mopsus.

Mopsus.

Deklamirst du hier im Hof? Geh hinein zu deinen Kindern!

Phyllis.

Hier im Mondenschein zu schwärmen, soll mich kein Gemal verhindern.

Mopsus.

Doch es hindert dich der Bullenbeißer, und vom Dach der Kater.

Phyllis.

Dennoch will ich deklamiren, denn die Welt ist ein Theater.

Mopsus.

Aber das Theater selber, ist es zur Türkei geworden?
Denn, wo sonst Heroen schritten, tummeln sich Barbaren-horden.

Phyllis.

Stille! stille! lerne lieber nach des Pöbels Pfeife tanzen,
Und verehre tief im Staube den Geschmack der Intendanzen!

Mopsus.

Freilich! Intendanten machen sich das Schlechteste zu Nutze,
Denn das Gute hilft sich selber, das entzieht sich ihrem Schutze.

Phyllis.

Demnach aber darf das Gute deutsche Bretter nie besteigen?

Mopsus.

Nie, wofern es reich und kräftig, überlegen, keck und eigen.

Phyllis.

Wehrt denn diesem Volk zuweilen nicht ein Fürst herab vom Throne?

Mopsus.

Schmeichler nahn sich ihm als Flecken, trüben den Brillant der Krone:
Ein Poet stolzirt in Waffen, ist des Helikons Bestürmer,
Aber Manche kriechen aufwärts, wie gekrümmte Regenwürmer,
Und das Publicum, das alte Höckerweib, entblößt von Zähnen,
Schließt sogleich den Mund zum Bravo, wenn er Miene macht zum Gähnen.

Phyllis.

Kommt nicht eben hier der Schultheiß?

Mopsus.

Noch so spat, was kann er wollen?

Die Vorigen. Damon. Sirmio.

Damon.

Nichts als einen nachbarlichen, freundlichen Besuch euch zollen.
Auch versichr' ich: Jener Jude, den des Diebstahls ihr bezüchtigt,
Ist als Ehrlichster von allen Kindern Israels berüchtigt.

Mopsus.

Kennt ihr nicht das alte Sprichwort, daß der Hehler wie der Stehler?

Damon.

Glaubt mir, Mopsus, Dieberei ist jenes Juden kleinster Fehler.

Phyllis.

Nun wer hat es denn gestohlen?

Sirmio.

Stille, Phyllis, mir zu Liebe!

Damon.

Soll ich meine Meinung sagen, waren Elstern eure Diebe.

Mopsus.

Elstern! Was für Märchen! Soll ich Elstern vor Gericht verklagen?

Damon.

Hat nicht auch Rossini's Elster ein Besteck davon getragen?

Phyllis.

Ei Rossini!

Damon.

Ja, ich könnt' euch einen neuern Fall entdecken,
Der, als Trauerspiel behandelt, tausend Seufzer würde wecken.

Phyllis.

O erzählt! Ich lese täglich Meißners Kriminalgeschichten.

Mopsus.

Mitternacht ist nah, da hört man Ammenmärchen gern berichten.

Sirmio.

Steht der Schatz bereits im Zimmer?

Phyllis.

Wohlverwahrt, doch uneröffnet.

Sirmio.

Morgen lösen wir die Siegel.

Phyllis.

Komm nur pünktlich!

Sirmio.

Mit dem Frühsten.

Phyllis.

Offen stehen Schloß und Riegel.
Aber bring' auch einen Karrn mit, um den Kasten aufzuladen!

Sirmio.

Ja doch!

Damon.

Gute Nacht, ihr Leute!

Phyllis.

Ich empfehle mich zu Gnaden.

(Damon und Sirmio ab, von Mopsus begleitet.)

Phyllis.

Nun schleuß dich, o Herz, dem Mitleid zu!
Weil schon des Gehegs Nachtwächter die Zeit
Der entsetzlichen That im Dorfe posaunt,
Und der Schwengel sich schon
Zwölfmal in der Glocke des Thurms regt.

Mopsus (zurückkommend).

Nur hinein! Nur hinein! Was weilst du noch hier?
Bald folg' ich dir nach. Unheimlicher läßt
Sich die Nacht jetzt an. Nur hinein in's Haus!

Phyllis (bei Seite).

Jetzt geh' ich hinein,
Gleich kehr' ich zurück mit der Gabel. (Ab.)

Mopsus.

Wie es pfeift in der Luft, wie so plötzlich sich das gestirnte
Gewölbe verfinstert!

Ein Gewitter ist nah, und im Wachsen der Sturm, und es häuft
sich Gewölk an Gewölke;
Laut blöckt mir das Vieh in den Stallungen rings, und der Kater
miaut und der Hund bellt.
Was deutet mir das? Und wie leg' ich's aus? Giebt's Ahnungen
oder was giebt's denn?

Mopsus. Phyllis.

Phyllis.

Sacht schleich' ich heran; doch treff' ich ihn wohl? Wo steht er?
Ich sehe ja keinen
Stich hier in der Nacht, wie soll ich ihm denn beibringen den
Stich mit der Gabel?

Mopsus.

Es rumort in der Luft und der Donner beginnt.

Phyllis.

O hätt' ich doch Anatomie noch
Als ledig studirt, nun wüßt ich den Fleck, wo es ihn zu ver-
wunden am besten!
Wo treff' ich das Herz? Liegt's rechts oder links, daß ich nicht
ihn stoß' in den Magen?
Sein Magen verdaut so gewaltsam gut, daß er könnte verdauen
die Gabel.

Mopsus.

Nun geh' ich hinein, wo die Phyllis träumt, und mach' ihr im
Stillen den Garaus.

Phyllis.

Jetzt wendet er sich, jetzt eil' ich hinzu. Stirb, Gräßlicher!
Aber was ist das?

(Blitz und Donnerschlag. Salome erscheint mit Gepolter und Flammen.
Phyllis läßt die Gabel fallen und entflieht.)

Phyllis.

Ein Gespenst! Ein Gespenst! fort eil' ich in's Haus! Wenn Gott
will, frißt es den Mopsus.

(Ab.)

Salome.

Ich rettete dich, mein Urursohn! Heb auf vom Boden die Gabel!

Mopsus.

Dank heb' ich dir zu. Wer bist du, Gestalt? Ein Geschöpf, sprich, oder ein Unding?

Salome.

Ein Geschöpf, wie du selbst, vormals theilhaft des verrinnenden Sands in der Sanduhr,
Jahrhunderte jetzt in entsetzlicher Haft, durch nie zu berechnenden Zeitlauf.

Mopsus.

Doch seh ich dich frei.

Salome.

Um zwölf Uhr bloß, jetzt bloß, in der Mitte der Nacht bloß.
Doch wird mir auch dieß zur entsetzlichen Qual, denn die Nacht ist schrecklich um die Zeit!

Mopsus.

Zwar hört' ich das oft, doch glaubt' ich es nicht, ich hielt's für schimärischen Wahnsinn;
Auch hielt ich mich nicht für ein Sonntagskind, denn ich bin ja geboren am Samstag.

Salome.

Thut nichts, da der Sabbath als Sonntag gilt, wir führen den Judenkalender,
Seitdem durch Geist uns Geister bestach der berüchtigte Jude Spinoza.

Mopsus.

Was wälzt sich denn in der Mitte der Nacht so Entsetzliches über den Erdkreis?

Salome.

O glückliches Auge des Menschengeschlechts, das nicht in's Dunkel der Nacht dringt!

Doch erscheint auch euch voll Grauen die Nacht, durch Ahnung
mehr, als Gewißheit.
O könntet ihr schau'n in den Kern der Natur mit erleuchteten
Augen um zwölf Uhr!
Da bewegt sich die subtellurische Macht als Windsbraut unter
der Erde,
Und sie weht als Dunst von der Hölle herauf, kohlschwarz wie
die Säule des Dampfboots.
Das ist's, was eben verheert die Natur, sonst hättet ihr ewiges
Wachsthum:
Von der Wurzel des Baums zum Gipfel empor steigt's auf als
Gift der Zerstörung,
Und es schleicht als Tod in's thierische Herz, und vermält sich
menschlichem Odem;
Drum lebt auch länger der Vogel als ihr, der weniger klebt
an der Erde,
Der seltener auch den entsetzlichen Dunst aus höherer Luftregion zieht.
O könntest du jetzt in der Mitte der Nacht durchschweben Gefild
und Gebürge!
Aus Schluchten empor widerhallt das Gestein vom Zähnegeklapper
der Hölle,
Und vernehmlich krächzt aus Wipfel und Dach halbmenschliche
Worte der Uhu,
Denn es irrt die Natur, und vermischt gräulvoll Labyrinthisches
untereinander!
Jetzt heben empor aus Quellen und Seen Meernixen ihr schil-
figes Antlitz
Und den schuppigen Leib, und stören den Traum des Ermüdeten,
welcher am Bach schläft;
Und das Mühlrad peitscht aufzischenden Schaum in verdoppelter
Schnelle wie rasend,
Und der Mühlknecht stürzt in den Trichter hinab, wenn er just
aufgießet das Korn jetzt.
Auf dem Kirchhof stäubt die Gebeine herum lautsausend ein
wütender Windstoß,

Und es knarren der Gruft Thürangeln, es flammt, wie von Blitzen
erleuchtet die Grabschrift,
Und die Toten im Sarg, aufwachen sie halb, und behorchen mit
Schauder den Holzwurm.
Hu, hu! Weh, weh! O Mitte der Nacht, du grausige Stunde,
huhu, hu!

Mopsus.

Unglücklicher Geist!

Salome.

O wär' ich erlöst! Zu betrachten das menschliche Dasein
Ist schrecklich, während man Mensch noch ist, ist schrecklicher einem
der Geister:
Die Geburt und der Tod, einander so nah, sind bloß durch
Schmerzen geschieden,
Sind Schmerzen sie selbst. O trauriges Loos, wohl wert un-
sterblicher Thränen,
Wie ein Gott sie geweint!

Mopsus.

Doch seid ihr erlöst, was thut ihr, luftige Geister?

Salome.

Wir tanzen den Reihn und berühren im Flug mit schwebenden
Sohlen die Sterne.

Mopsus.

Was kann ich dir thun?

Salome.

Viel, viel, wenn du willst; doch halt'
ich das Beste geheim noch.

Mopsus.

Nein, sprich, was ich soll?

Salome.

Was wolltest du denn mit der Gabel
beginnen, o Mopsus?

Mopsus.

Ich wollte damit auch Kinder und Weib dort unter die Sterne
versetzen;
Doch tadelst du das, so —

Salome.

Genire dich nicht! thu was der Instinkt dir gebietet!
Man metzelt in neuen Tragödien auch schlechtweg, nach kurzer Versuchung.

Mopsus.

Doch, wenn du befiehlst —

Salome.

O nein! wie gesagt, ich billige deine Begierden.

Mopsus.

Doch möcht' ich dich noch ausfragen, warum —

Salome.

Jetzt nicht, da verronnen die Zeit ist:
In den Kerker zurück eilt jetzt mein Geist, und schmachtet entgegen der Freiheit:
O Erlösungstag, wann seh' ich entzückt die Vergoldungen deiner Aurora?

(Sie verschwindet.)

Mopsus.

Vortrefflicher Geist! Du errietest mich gleich, wohl kennst du das menschliche Herz recht.
Nun könnt' ich vor Mut mein ganzes Geschlecht, als wär's Pappdeckel, zerstechen!
O Gabel, du bist in der Hand mir jetzt der plutonische, gräßliche Zweizack!
Jetzt könnt' ich mit dir, in titanischer Kraft, aufgabeln als Kugel den Erdball,
Ihn laden, und dann totschießen mit ihm die gestirnten Armeen des Himmels!

Mopsus. Schmuhl, der über die Mauer steigt.

Mopsus.

Was hör' ich denn da?

Schmuhl.

Wenn der Hund nicht bellt, so vollend' ich den herrlichen Anschlag.

Mopsus.

Was dringt für ein Ton durch Nebel und Nacht? Ist denn schon wieder ein Geist hier?

Schmuhl.

Wer wandelt denn dort?

Mopsus.

He! He da, Gespenst! Gieb Antwort! Wenn du ein Geist bist,
So verhindre mich nicht an der löblichen That, und laß den gefundenen Schatz mir!

Schmuhl.

Den gefundenen Schatz? O weh mir, weh!

Mopsus.

Gieb Antwort, wenn du ein Geist bist!

Schmuhl.

Auch ohne das! Freund! Wir kennen uns ja als künftige Reisegenossen.

Mopsus.

Wie? Crusoe, du? Wie kamst du herein in den Hof und eben um die Zeit?

Schmuhl.

Das Gewitter, du hast es gesehn; es schlug mich ein Blitz schnurstracks in den Hof her.

Mopsus.

Das wundert mich doch! Im Uebrigen kannst du mich während der Reise begleiten;
Denn ich gehe noch heut und bedarf recht sehr des erfahrenen Wandergefährten.

Schmuhl.

Aber laß uns jetzt eintreten in's Haus, ich helfe dir packen, Geliebter!

Mopsus.

O es ist schon gepackt, nichts nehm' ich mit mir, als eine Schatulle von Eisen.

Bleib hier nur im Hof, gleich kehr' ich zurück, dann können wir Alles besprechen;
Jetzt laß mich hinein, ich nehme nur noch von Weib und Kinderchen Abschied.

(Ab.)

Schmuhl.

Abtrünniges Glück! So muß ich mich denn mit der Hälfte des Schatzes begnügen?
O Geld! Was opfert das Menschengeschlecht nicht dir und deinem Besitzthum?
Dir wuchert der Filz, und der Sämann sät nur dir, es bezieht der Soldat bloß
Die Parade für dich und exerzirt, und der Schreiber copirt, und es gucken
Buhldirnen um dich zum Fenster heraus, ja, Schornsteinfeger zum Schornstein!
Vor den Uebrigen ziehst du das Judengemüt dir zu, wie ein Schiff der Magnetberg.
Aber Eins verleihst du, o himmlisches Geld, was Wenige, die dich besitzen,
Zu besitzen verstehn, zu genießen verstehn, was ist dieß Eine? die Freiheit.

(Er wirft den Mantel ab und tritt als Chorus an den Rand der Bühne. Der Himmel wird wieder hell und die Gestirne treten hervor.)

O goldne Freiheit, der auch ich entflamme,
Die du den Aether, wie ein Zelt, entfaltest,
Die du, der Schönheit und des Lebens Amme,
Die Welt ernährst und immer neu gestaltest;
Vestalin, die du des Gedankens Flamme
Als ein Symbol der Ewigkeit verwaltest:
Laß uns den Blick zu dir zu heben wagen,
Lehr' uns die Wahrheit, die du kennst, ertragen!

Du wolltest gütig uns das Wort verleihen,
Das als ein Funke deinem Herd entglommen,
Du, die du giebst ihm deine sieben Weihen,

Dann war das Weib ein Meisterstück von Gottes Zorn:
Wär' ich in England, hätt' ich lange sie verkauft,
Was aber sollt' ich machen in Arkadien?
Hier sind die Frau'n stets unter oder über'm Preis,
Falsch war sie, das bezweifelt kaum ein Skeptiker:
Oft sagt ich ihr, wenn Keiner just zugegen war,
Und hättest du auch mehr Gürtel als das Gürtelthier,
Du löstest doch die sämmtlichen um geringes Geld.
Und hätt' ich nun sie schonen sollen? Nimmermehr!
Die Tugend großer Seelen ist Gerechtigkeit.

Mopsus. Schmuhl.

Schmuhl.

Die Kutsche steht im nächsten Busch bereits bereit,
Und auch gepackt ist alles.

Mopsus.

Danke, Crusoe!
Doch fällt in diesem Augenblick noch Eins mir bei:
Du weißt doch, was die Polizei Steckbriefe nennt?

Schmuhl.

Visitenkarten, die man an den Spiegel steckt?

Mopsus.

Nicht ganz. Genug, ich fürchte diese Briefe sehr,
Und darf als Mopsus keineswegs die Reise thun,
Auch reisen Schäfer selten in Arkadien.

Schmuhl.

Dann mußt du dich verkleiden, scheint's.

Mopsus.

Als was jedoch?

Schmuhl.

Je nun, als Musterreiter, wenn dir das gefällt.

Mopsus.

Ich reite gar nicht, wenigstens nicht musterhaft.

Schmuhl.

Als Virtuos auf irgend einem Instrument.

Mopsus.

Ich blase keins, auf welchem man Conzerte giebt.

Schmuhl.

Als Einer, der Gastrollen spielt, als Bühnenheld.

Mopsus.

Als Held, o Gott! Ich bin ja kaum drei Spannen lang.

Schmuhl.

Als reisender Gelehrter willst du nicht?

Mopsus.

O Pfui!

Schmuhl.

Auch wohl als Handwerksbursche nicht?

Mopsus.

Ich fechte nicht.

Schmuhl.

So besteig' als Passagier den Hinrichs.

Mopsus.

Wen? Was ist's?

Schmuhl.

Ein Obertollhausüberschnappungsnarrenschiff.

Mopsus.

Wo man den Faust scholastizirt? Da fahr ich nicht!

Schmuhl.

Nur einer Art von Reisenden gedenk' ich noch.

Mopsus.

Die ist?

Schmuhl.

Als eine Brittin.

Mopsus.

Wie?

Schmuhl.

Als englische
Gemalin eines reichen Lords. Ich spiele gern
Den Kammerdiener.

Mopsus.

Allerdings, das scheint mir klug!
Ich wäre dann auf's sicherste verkappt dabei,
Und hinge stets den Schleier vor. Wo kriegen wir
Den Lord jedoch?

Schmuhl.

Wir machen überall bekannt,
Daß er aus langer Weile jüngst gestorben ist.

Mopsus.

Doch was den Reichthum anbelangt, so weißt du ja,
Daß stets die große Kiste noch unaufgesprengt.

Schmuhl.

Laß mich nur sorgen! Was ich will, vermag ich auch.
Den Mond vom Himmel zieh' ich, wenn es mir beliebt,
Als Nekromant, und als ein zweiter Archimed
Nehm' ich der Erde Hemigloben in die Hand!

Mopsus.

Die Hemigloben allenfalls, worauf man sitzt.

Schmuhl.

Die ohnedem. Der ew'gen Sphären Harmonie
Sperr' ich, wie ihr die Nachtigall, in Käfige.

Mopsus.

Sprich doch von dir bescheidener, o Crusoe!

Schmuhl.

Ein großer Mensch spricht edel von der Welt und sich,
Ein kleiner klein und niedrig; aber das gefällt,
Das nennen dann die Niedrigsten Bescheidenheit.

Mopsus.

Verschone mit Sentenzen mich, o Crusoe!

Schmuhl.

Genug! Ich öffne deinen Schatz, ich führ' es aus,
Und sollten drohn mir alle Schauder der Natur,
Der Tod von Basel und der Neid von Weissenfels.

Mopsus.

Ich geh' in irgend eine Trödelbude jetzt,

Und schaffe mir die Kleider einer englischen
Milady an.

Schmuhl.

Ich eile fort und kaufe Thee,
Denn ohne Thee reis't keine Lady.

Mopsus.

Wehe mir!
Thee trinken muß ich? Kaufe doch zum wenigsten
Wohlfeilen ein, Hollunderthee.

Schmuhl.

Der treibt den Schweiß.

Mopsus.

Was mögen erst die andern treiben!

Schmuhl.

Schnell davon!
Ich höre Leute kommen. (Beide ab.)

Damon tritt auf.

Damon.

Wo der Schmuhl nur bleibt,
Muß ich mich doch erkundigen. Wie leicht, daß ihn
Der rohe Mopsus, wenn er ihn ertappt, entleibt!
Wenn ich es wünschen könnte, wär' es etwa nur,
Um beizusitzen einem Kriminalprozeß,
Was für die Menschenkennerschaft höchst förderlich.
War etwa Shakespear irgend Kriminaljurist,
Da es heißt in den ästhetischen Compendien,
Daß er ein Menschenkenner war? Doch conterfei'n
Ihn Andre wieder anders, und er malt sich selbst
Als Einen, der die Nase nicht in Alles steckt,
Verschlossen, still, zartfühlend bis zum Eigensinn,
Und in sich eine größere Welt als außer ihm.
Ist das gegründet, würd' ich, wär' ich Präsident
Von einer wissenschaftlichen Akademie,
Aufstellen als Preisfrage diesen kurzen Satz:

Wo nehmen denn die Dichter die Gedanken her?
Viel weiß man, wenn man das nur weiß. Man schickte dann
Compilatoren, Schwätzer und Pedanten hin,
Und nebenbei bedürftige Dramatiker.

Er geht in's Haus. **Sirmio** kommt von der andern Seite.

Sirmio (singend).

O wonnigliche Reiselust,
An dich gedenk ich früh und spat!
Der Sommer naht, der Sommer naht,
Mai, Juni, Juli und August,
Da quillt empor,
Da schwillt empor
Das Herz in jeder Brust.

Ein Thor, wer immer stille steht,
Drum Lebewohl und reisen wir!
Ich lobe mir, ich lobe mir
Die Liebe, die auf Reisen geht!
Drum säume nicht,
Und träume nicht,
Wer meinen Wink versteht!

Sirmio. Damon.

Sirmio.

Aus dem Hause stürzt der Schultheiß! Was ist das? Was ist geschehen?

Damon.

Jammer über Jammer! Wehe! Wehe mir! Was mußt' ich sehen!

Sirmio.

Blutig ist er, in den Händen hält er eine blut'ge Gabel.

Damon.

Ha! Das geht noch über Kain, Kain schlug doch bloß den Abel!

Sirmio.

Ei, warum so früh, Herr Schultheiß, und aus welchem Interesse —

Damon.

Was für Untersuchungskosten! Was für Kriminalprozesse!

Sirmio.

Hört ihr mich denn nicht, Herr Schultheiß? Sagt mir nur, woher so frühe?

Damon.

Eile selbst hinein zum Mopsus, und erspare mir die Mühe!

(Sirmio ab.)

Nein! Ich beb' an allen Gliedern! Hätte Schmuhl mir das begangen?
Einen Universitätsfreund sieht man doch nicht gern gehangen!
Er, der in Moralcollegien schlummernd neben mir gesessen!
Zwar es kann der beste Mensch sich einen Augenblick vergessen!
Doch in einigen Minuten hat er das wol nicht verbrochen,
Sicher hat er an so Vielen stundenlang herumgestochen.
Läßt er nicht sich doch vertheid'gen? Bin ich denn umsonst belesen?
Ließe sich denn nicht behaupten, daß es bloß ein Spaß gewesen?
Daß die Kinder Wechselbälge, die zu töten nur zur Ehre
Kann gereichen? Dann auch sind ja Gabeln keine Mordgewehre:
Selbst in Raupachs Trauerstücken sah man nie mit Gabeln spießen.
Weiß man, ob sich nicht die Kleinen etwa selbst zur Ader ließen?
Ob sie sich nicht duellirten, weil um's Butterbrod sie schmollten?
Ob sie nicht Ideen hatten, und für diese sterben wollten?
Ist denn auch der Tod ein Uebel? Ist er wirklich ein Verderben?
Ja, sogar der beste Mensch, was kann er Bessres thun als sterben?

Sirmio (zurückkehrend).

Weib und Kinder! Welch Entsetzen! O weßwegen kam ich später
Als der Räuber an, der Mörder? Wehe dir, verruchter Thäter!

Damon.

Ich der Thäter? Ras't der Bursche?

Sirmio.

Wer denn sonst? Das möcht' ich wissen!
Seiner Geldbegierde wegen haben sie in's Gras gebissen.

Damon.

Phyllis hatte falsche Zähne, ja die Kinder fast noch keine.

Sirmio.

Wie? Er spottet noch, Verruchter? Sah man eine Schuld wie Seine?
Doch er soll mir kahler werden, als ein Vogel in der Mause?

Damon.

Bin ich denn der Mörder, Gimpel?

Sirmio.

Nun, was that er sonst im Hause?
Hält er nicht die blut'ge Gabel noch in Händen? Soll ich schweigen,
Geb' er mir den Schatz, wo nicht, so geh' ich fort, es anzuzeigen.

Damon.

Weiß denn der nun auch vom Schatze? Sirmio, laß mich ziehn in Ruhe!

Sirmio.

Mörder! Mörder!

Damon.

Ei beileibe!

Sirmio.

Nun, wo hat er denn die Truhe?

Damon.

Hätt' ich sie, wie gerne theilt' ich sie mit dir aus alter Liebe!

Sirmio.

Mörder! Mörder!

Damon.

Ei beileibe!

Sirmio.

Mörder! Mörder! Diebe! Diebe!

(Ab.)

Damon.

Dämonisches Loos, das just jetzt mich, zur mißlichsten Stunde hiehertrieb!
Wie errett' ich mich nun? Wie wend' ich von mir den Verdacht, der allzuberedt spricht?
Ich ergreife die Flucht! In der Nähe zumal ist ja die arkadische Gränze.
Ach, aber zu Fuß, ach, ohne Kredit, ach, ohne die nötige Baarschaft,
Wie frist' ich das Ding, das Leben genannt wird unter den Physiologen?
Mit dem Dinge vielleicht, das bei Polizeidirektorien Betteln genannt wird?
Wie romantisch dacht' ich mir doch vormals das gemütliche Leben der Bettler!
Wenn geschäftslos sie, durch Nichtsthun fett, Almosen erzwingen vom Mitleid,
Wenn sie sorglos ziehn in den Städten umher, durch sonnige Dörfer und Märkte,
Das Erhaschte sogleich aufzehren und nichts in den lumpigen Taschen behalten,
Stets leicht und vergnügt, und sodann ausruhn in dem blühenden Schatten der Linde,
Und dabei, gleichsam wie ein ernstes Geschäft abfangen den hüpfenden Floh sich!
Doch jetzt däucht mich's ein beschwerliches Loos, um Pfennige flehen mit Inbrunst.
Doch muß ich daran! ja, fort! fort! fort! Sonst köpfen sie ohne Verzug mich.
Bin ich weg, dann mögen sie ohne Verzug in effigie mich an den Galgen
Festnageln, wo Stoff ich liefere dann für eine Tragödie Deutschlands,

Und es preist sie ein Volk, vor welchem zugleich Iphigenie steht
und Pandora!
Jetzt fort, denn man kommt! (Ab.)

Schmuhl tritt auf.

Schmuhl.

He, Damon! he! Der nimmt ja
gewaltigen Reißaus;
Was hat er im Kopf? Doch sei's, wie's sei, mein Schäfchen
bring' ich in's Trockne.
Da kommt ja der Mopsus als Lady bereits mit seinem entsetz-
lichen Strohhut.

Schmuhl. Mopsus.

Mopsus.

Hier steh ich verkappt als brittisches Weib; doch kommt mir das
Englische hart an:
Kein voller Accent, und ein Sprachwirrwarr, und stets einsylbige
Wörtlein:
Nie könnt' ich damit anapästischen Schwung in die raschen Tetra-
meter zaubern;
Da lob' ich mir doch vielgliedrige, ja, weltkugelumsegelnde Worte.
Dieß führt mich zurück auf unsere Fahrt. Hier hab' ich ein
Reiseverzeichniß,
Marschroute genannt, denn wir ziehn doch wohl durch Deutsch-
lands beste Provinzen,
Und du wirst mir dabei angeben, was nur Merkwürdiges etwa
zu schau'n ist.
Hier unten zuerst an dem östlichen Punkt steht Wien, Augarten
und Prater.

Schmuhl.

Ein bewässertes Land, von Gelehrten bewohnt, die aber dem
Griechischen abhold,
Und ein Volkslustspiel, das lustiger ist, als sämmtliche deutsche
Theater.

Mopsus.

Das dacht' ich mir wohl. Nach München sodann —

Schmuhl.

Dort ist jetzt Alles in Gährung.
Wer weiß, was es giebt?

Mopsus.

Ueber Augsburg dann —

Schmuhl.

Wo die Fugger zu Hause.

Mopsus.

Nach Stuttgart.

Schmuhl.

Von dorther dringt ein gemütlicher Ton zartfühlender, heimischer Lieder.

Mopsus.

Dann zieht sich der Weg über Onolzbach —

Schmuhl.

Dort siehst du das Uzische Denkmal.
In demselbigen Jahr, als Uz wegstarb, und zwar im erfreulichen Weinmond,
Ward dort überdieß noch ein zweiter Poet höchst würdigen Aeltern geboren:
Doch löst' er dem Uz sein Schuhband kaum, und war ein geringer Ersatz bloß.

Mopsus.

Nach Dresden sodann —

Schmuhl.

Dort möcht' ich, wenn dort nicht wären so schöne Gemälde,
Auch gemalt nicht sein.

Mopsus.

Dann leiden wir fast Schiffbruch im berlinischen Sandmeer,

Schmuhl.

Dort lehre man uns, wie man Sprache verdirbt, mit Schrauben sie foltert und radbricht:
Was geschmacklos ist, manierirt und gesucht, das ging vom süßen Berlin aus.
Beduinische Kunst, kritisirende bloß kommt fort im dasigen Klima,
Und gesellt ist ihr in Geschwisterlichkeit feigherzige, feile Scholastik.
Doch werd' auch diese soldatische Stadt durch Lob und Gesänge verherrlicht,
Denn des Volkes Aufschwung, in heroischer Zeit, der ging vom großen Berlin aus!

Mopsus.

Dann schiffen wir uns bei Hamburg ein.

Schmuhl.

Nun geht's die verödete See durch;
Nur treib' uns nicht ein verdrießlicher Wind nach meiner ermüdenden Insel.

Mopsus.

Hier find' ich nur noch Sankt Helena's Strand.

Schmuhl.

Dort siehst du die Stürme des Weltmeers,
Und feierlich klingt's, wenn die Flut aufrauscht, wie homerische Heldengesänge.

Mopsus.

Nun, Crusoe, rasch in die Kutsche hinein!

Schmuhl.

Nur Eins noch will ich dich fragen:
Was thun wir zuerst an der Hoffnung Cap?

Mopsus.

Wir bauen ein neues Theater.

Schmuhl.

Und die Bauart sei?

Mopsus.

Im dorischen Styl.

Schmuhl.

Was setzen wir in die Metopen?

Mopsus.

Abbildungen wohl von den Affen des Cap's und die Schicksals-
dichter dazwischen.

Schmuhl.

Jetzt weiß ich genug, ich folge dir nach.

Mopsus.

O wären wir über der Gränze!

(Ab.)

Schmuhl (als Chorus).

Eh' ich in den Wagen steige, bring' ich euch noch hier zu Fuß
Unsres euch bekannten Dichters euch bereits bekannten Gruß:
Merkt ihr endlich, liebe Christen, zwischen diesem seinem Lied
Und den sonstigen Comödien einen kleinen Unterschied?
Merkt ihr endlich, daß es komisch keineswegs ihm dünkt und fein,
Euch Gemeines nur zu geben und zu geben es gemein?
Nein! Was häßlich scheint und niedrig, und entblößt von Halt
und Norm,
Werde zierlich wie das Schöne, durch des Geistes edle Form!
Nichts von allem, was das Leben euch vergiftet, ficht' euch an,
Alles taucht die Hand des Dichters in der Schönheit Ocean!
Nicht allein der Glauben ist es, der die Welt besiegen lehrt,
Wißt, daß auch die Kunst in Flammen das Vergängliche verzehrt:
Um den Geist emporzurichten von der Sinne rohem Schmaus,
Um der Dinge Maß zu lehren, sandte Gott die Dichter aus!
Widerfahre denn auch unsrem Freunde Billigkeit und Recht:
Seid ihr taub, so höre du ihn, ungeborenes Geschlecht!
Denn es werden gute Geister schweben über seinem Wort,
Wenn es geht von Mund zu Munde, wenn es wechselt Ort um
Ort!
O wie manche Quasidichter, (sie zu nennen fehlt die Zeit,)
Die man ihm als Muster lobte, ließ er hinter sich so weit!
Gerne beugt er sich der Stirne, die ein Zweig mit Recht um-
laubt,

Beugt vor Goethe's greisen Schläfen ein noch nicht bekränztes
Haubt;
Doch vor Eingedrungnen, sei'n sie auch begabt mit Sinn und
Witz,
Die er nicht erkennt als Meister, springt er nicht empor vom
Sitz.
Größres wollt' er wohl vollenden; doch die Zeiten hindern es:
Nur ein freies Volk ist würdig eines Aristophanes.
Zwar der Dichter freut sich eines großgesinnten Königs Gunst,
Doch Europa's Seufzer steigen um ihn her als Nebeldunst!
Da der Sonnenstral der Freiheit seine Tage nicht erhellt,
Giebt er, statt des Weltenbildes, nur ein Bild des Bilds der
Welt.
Mag er wissen, was vom deutschen Schaugerüst man sich ver-
spricht,
Wie es steht in deutschen Landen, frage man Poeten nicht!
Einem spätern Meister überläßt er die berühmte That,
Volk und Mächtige zu geißeln, ein gefürchtet Haubt im Staat.
Zürnt ihr ihm, wenn seine Feder, die die Bühne sich als Stoff
Auserwählt, von Tadel reichlich, wie die Reb' im Lenze troff?
Der Begeisterung Altäre sind in Dampf gehüllt und Qualm,
Und im Pantheon der Helden singen Pfuscher ihren Psalm:
Wo Gestalten schreiten sollten, schwebeln Schatten leer und hohl,
Und der Dichter sagt den Brettern ein entschiednes Lebewohl!
Wehe Jedem, der vertrauend unter ein Geschlecht sich mischt,
Welches heute klatscht der Thorheit, und der Wahrheit morgen
zischt;
Ein Geschlecht, das gern die Mühe, Großes zu verstehn, erspart,
Ach, und dem den Sinn des Schönen nie ein Gott geoffenbart!
Das jedoch, mit dreister Stirne, Jeden gleich zu meistern denkt,
Der der Kunst sein tiefstes Sinnen, ja das Leben selbst ge-
schenkt;
Ein Geschlecht, das stets zerrissen, stets vom Halben halb erfaßt,
Jede Seele, die als Ganzes sich harmonisch rundet, haßt!
Gönne das Geschick dem Dichter nur den Wunsch, für den er glüht,

Bald sich in ein Land zu flüchten, wo die Kunst so reich geblüht,
Bis zuletzt die deutsche Sprache seinem Ohre fremder tönt,
Eine Sprache, die sich ehemals unter seiner Hand verschönt:
Ja, dann mag er sterben, wie es schildert euch ein frühres Lied,
Lanzenstiche viel im Herzen, als der Dichtkunst Winkelried!

Fünfter Akt.

Saal im Gasthof zur Gabel.

Der Wirth allein.

Verdächtig kommt mir diese fremde Lady vor,
Die nie den Schleier lüftet und so wenig spricht.
Reich mag sie sein, nach allem was der Diener sagt,
Steinreich; doch eine Fledermaus an Häßlichkeit,
Wenn nicht was Fürchterlichres noch dahintersteckt,
Man hat Exempel in der Zeit, daß Affen selbst
Auf Reisen gingen, Urangutangs ihren Geist
Ausbildeten und hie und da schriftstellerten.
Doch bergen Solche mit Bedacht ihr Angesicht,
Und bleiben stets, wie Recensenten, anonym.
Vielleicht auch ist die Lady jene berüchtigte
Prinzessin mit dem Schweinerüssel, welche sich
Vormals in Deutschland sehen ließ, wiewohl man glaubt,
Daß eine bloß symbolische Person sie war,
Des deutschen Nationalgeschmacks Versinnlichung;
Denn bloß Gemeines nutzt sich ab in der Hand des Volks,
Wie würde gäng und gäbe das Erhabene?
Auch fällt noch eine dritte Möglichkeit mir ein:
Vielleicht, daß einst der guten Lady Mutter sich

An Herrn von X versehen hat, und hinter drein
Ein Demagogenriechernashornsangesicht
Zur Welt gebracht, ein immerwährend schnüffelndes.

Wirth. Schmuhl.

Schmuhl.
Hat man der Lady Thee servirt?

Wirth.
Drei Kannen voll;
Reicht's hin?

Schmuhl.
Es reicht. Doch zündet jetzt die Lichter an.

Wirth.
Sogleich!

(Ab.)

Schmuhl.
Da steht der verwünschte Schatzbehälter noch,
Zwar uneröffnet, aber schwer wie Blei. Ich ließ
Hier in den Vorsaal setzen ihn geflissentlich;
Vielleicht gelingt mir's heute Nacht im Mondenschein
Ihn fortzuschaffen, während unsre Lady schnarcht.

Wirth (zurückkommend).
Die Dame sitzt im Schleier stets. Sprecht, ist sie schön?

Schmuhl.
Nicht eben blendend.

Wirth.
Aber doch auffallend?

Schmuhl.
Ja,
So ziemlich.

Wirth.
Das vermut' ich. Wird sie reich geschätzt?

Schmuhl.
Was meint ihr, daß dem Postillon Trinkgeld sie gab?

Wirth.

Je nun, vielleicht dasselbige, was Gellert einst,
Um das Rhinoceros zu sehen, eingesteckt?

Schmuhl.

Ein Stück Papier als unbegränzten Wechselbrief,
Zahlbar für Jeden, und nebenbei Besitzungen
Im Norden Grönlands.

Wirth.

Himmlische Verschwenderin!
Den Göttern dank' ich, daß sie dich in's Haus geführt!

Schmuhl.

Vielleicht, wenn etwa morgen ihr die Zeche macht,
Giebt sie zum Angedenken euch Australien.

Wirth.

Wie konnte sie so Vieles denn erübrigen,
Wofern sie nicht aus fürstlichem Geblüte stammt?

Schmuhl.

Das fragt bei Rothschilds, oder sonst in Israel.
Ich lege nachgerade mich zu Bette jetzt.

(Ab.)

Wirth.

Schlaft wohl! — Das nenn' ich einmal eine Reisende!
Wenn aber diese Lady nicht ein Töchterchen
Von einem Dalai Lama, ja, Großmogul ist,
So will ich nicht der Speisewirth zur Gabel sein!
Sie ist vielleicht dieselbe Tibetanerin,
Von welcher neulich mitgetheilt ein Reisender,
Daß sie die künftige Heldin eines Trauerspiels
Des Dichters wäre, der die Schuld geschneidert hat.
Die Geschichte war höchst tragisch, ungefähr wie folgt:
Ein frommer Taschenspieler ging als Missionär
Nach Asien, wo er verliebte sich mit Leidenschaft
In eine hübsche, reiche Tibetanerin;
Doch um sie sein zu nennen soll der Bräutigam
Den Glauben wechseln, eine Sache, die vorerst

Ihm nur geringe Skrupel macht. Er dachte so:
Da doch auf keine Weise sich das Christenthum
Anheischig macht, in dieser Welt die Gemüter schon
Zu beglücken, wie's das fröhliche Heidenthum gethan,
Da es höchst naiv jenseitiges Glück allein verspricht,
So reicht's ja hin, in der andern Welt ein Christ zu sein,
In dieser bloß, was Jeder wünscht, ein Glücklicher.
So dachte dieser philosophische Proselyt.
Nun aber kam das Schwerste, was er nicht bestand:
Er soll, um ganz zu bewähren sich als Gläubiger,
Verzehren eine Speise, die, bereits verdaut,
Im Darm des Dalai Lama schon gewesen war.
Er stutzt, er kommt auf keine Weise zum Entschluß:
Umsonst beschwört der Priester ihn, der Lama selbst,
Die Geliebte läßt ihn ihre Reize hoffend schau'n,
Auf goldnem Teller bringend ihm die Süßigkeit.
Vergebens! Stets noch zaudert jener, kehrt sich ab,
Und Ekel frißt ihm innerlichst der Seele Mark.
Wie wird der große Dichter diesen großen Kampf
Uns conterfei'n, den ärgsten, den ein Mensch gekämpft,
In einem wahren Meisterstück von Monolog!
Beleidigt tritt die Tibetanerin zuletzt
Von ihm zurück, um einem Eingeborenen
Die Hand zu reichen. Dieser führt sie zum Altar.
Der Missionär verzweifelt, krampfhaft windet sich
Sein tiefstes Ich, von eifersüchtiger Qual bewegt.
Und horch! Auf einmal jubelt es hoch im Tempel auf:
Halt, Halt! Er hat gegessen jenes Heiligthum.
Er ist der Sieger seiner selbst, bekrönet ihn!
Doch ach! zu spät! Die Beiden waren bereits vermählt.
Welch eine Lage! Wehe! Welch ein tragisches
Geschick für unsern Helden! Mit den Zähnen knirscht
Er laut, und schlägt die Stirne sich, und flucht sich selbst:
Umsonst verschluckt' ich, heulet er, das Gräßliche!
O wehe, dreimal wehe, wenn die Pole sich

Berühren, wenn des einen Pols Produkte durch
Den andern Pol verschlungen werden!, wehe dann!
Er spricht's, und nun, in jenen widersinnigen
Hiatusreichen Halbtrochä'n, die Jeder kennt,
Wo bald ein Reim sich findet, bald auch wieder nicht,
Bricht unser Missionär den Geist heraus,
Versteht sich, bloß den müllnerischen, doch vermischt
Mit eines Lama's heiligen Ingredienzien.

Wirth. Damon.

Damon.

Seid ihr der Wirth zur Gabel?

Wirth.

Ja, zu dienen, Herr!

Damon.

Kann ich ein Obdach finden hier, für diese Nacht?

Wirth.

Die Stuben sind zwar schon besetzt; doch wollt ihr hier
Im Saale bleiben, schaff' ich eine Streu herein!

Damon.

Ich ziehe vor, zu schlafen auf dem Kanapee.

Wirth.

Wie's euch beliebt. Doch bitt' ich, schnarcht mir nicht zu laut!
Hierneben schläft die reichste Lady von der Welt.
Seht ihr die Kiste, welche voll von Louisd'ors,
Doch ist das nichts, verglichen mit dem Uebrigen!
Zwar ganz geheuer ist sie nicht, den Schleier legt
Sie nie von sich, und ihre Mutter hat vielleicht
Sich in Berlin, wie's häufig dort geschieht, versehn.
Doch geht man leicht darüber weg, ein Billionär
Darf bis auf einen gewissen Grad unleidlich sein. —
Doch seid ihr müde, wie mir scheint, gehabt euch wohl,
Und macht euch hier, so gut ihr könnt, im Saal zurecht;
Bis morgen räumt die Lady dort das Kabinet.

(Ab.)

Damon.

Hier wär' ich indeß vom Galgen befreit
Doch hungrig und ärmer als Hiob!
Nichts konnt' ich mir fortnehmen und nicht
Die Excerpten einmal, die in Deutschland kein
Buchhändler verschmäht
Und verabsäumt hätte, das weiß ich!

Denn zu Haus ist dort die Philisternatur
Und die dumpfige Stubengelahrtheit,
Die düster und stier, mit der Pfeif' im Mund
Ein verdrießliches Maul zieht. Diese Nation
Saalbadert so gern,
Saalbadert herab von der Kanzel.

Saalbadert zu Haus, saalbadert sodann
Vor Gericht, saalbadert im Schauspiel!
Drum nimmt sie allein Saalbader in Gunst,
Saalbader in Schutz; drum liest sie nur dich,
Statt Goethe und statt
Jean Paul, saalbadernder Clauren.

Ach, während der Wirth mir erzählte, befiel
Im Gemüt mich starke Versuchung!
Ach! Hätt' ich doch nur die geringste Parthie
Von dem brittischen Geld! Es erfordert ja doch
Ein gerechtes Gesetz
Gleichmäßige Gütervertheilung!

Mag sein, daß drin in dem Schlafkabinet
Zur Seite der Lady die Börse
Auf dem Nachttisch liegt; die könnt' ich ja wohl
Ganz ohne Gefahr abmüssigen ihr:
Doch, wacht sie mir auf?
Dann muß ich verstopfen den Mund ihr.

Wie verhängnißvoll, daß eben ich noch
Mithabe die Gabel des Mopsus!
Nur ein Stich, so spaziert noch heute sie durch

Die elysische Flur: Glückseliges Loos!
Auch nannte der Wirth
Sie ein Scheusal, seinem Gefühl nach!

Hat Herkules nicht von dergleichen Gethüm
Die gesäuberten Länder befreit einst?
Thu' ich's, kann sein, daß Tempel sie mir
Aufrichten, wie ihm! Nun will ich hinein!
Doch horch, mich dünkt,
Daß eben die Lady heraus will.

Damon. Mopsus.

Mopsus.

Was fliehst du mich, Schlaf? Ihr Ahnungen, ach! was legt ihr euch über die Brust mir,
Wie ein Alp, der fest sich die Klau'n einklemmt in den athmenden Busen des Mägdleins?

Damon.

Das wundert mich sehr, daß sie Mägdlein ist annoch; doch sagt sie es selbst ja.

Mopsus.

O mußte denn auch der Gasthof just zur goldenen Gabel getauft sein!

Damon.

Was flüstert sie da von der Gabel, sie hat mich am Ende belauscht, die Verschmitzte.

Mopsus.

Abscheulicher Traum, wie quältest du mich! Ich sah den lebendigen Satan;
Zwar Anfangs wandt' er den Rücken mir zu, doch plötzlich steckte den Kopf er
Sich zwischen die Beine hindurch und besah mich in dieser entsetzlichen Stellung,
Mit funkelndem Blick, und loderndem Bart, und feurigen Zähnen im Rachen.

Damon.

Wenn sie lange so fort vom Teufel erzählt, gleich fällt in die
Hose das Herz mir.

Mopsus.

Dann sah ich den Tod mit der Sense vor mir, und er mähte
mich unter die Bettstatt.

Damon.

Jetzt siehst du den Tod mit der Gabel vor dir, gieb drein dich,
oder du stirbst doch!

Mopsus.

Wie wird mir, o Gott! Ist's Damon nicht? Ist's nicht mein
Richter und Schultheiß?
Mit der Gabel, o weh! Jetzt bin ich dahin, jetzt hat mir ge=
schlagen das Stündlein!

Damon.

Was lispelt sie da?

Mopsus.

Stich zu! Stich zu! Gern ruf' ich dem
Leben Ade zu!

Damon.

Wie entschlossen! Das ist kein weibliches Weib, die ist, wie
Johanne, die Päbstin.

Mopsus.

Stich zu! Stich zu!

Damon.

Ich getraue mich nicht, stich selbst, hier
hast du die Gabel!

Mopsus.

Ja, ich sterbe, ja mich Arme drückt die Schuld und kneipt die
Sünde,
Meine Kinder stach ich selbst ab, wie die Gräfin Orlamünde:
Diese läßt als weiße Frau nun ihre Schlüsselbündel kollern,
Wenn ein Fleck sich soll verdunkeln an der Sonne Hohenzollern!

Damon.

Sagt ich's nicht? Man wird poetisch auf des Lebens letzten
Stadien.

Mopsus.

Sieh mich sterben; aber wisse, daß ich Mopsus aus Arkadien!

(Er ersticht sich.)

Damon.

Ist es möglich? Ja, die Stimme fiel mir auf, ich ruf' um Rettung:

Hülfe, Hülfe her!

Mopsus.

Vergebens! Dieß ist des Geschicks Verkettung,
Nichts errettet mich.

Damon.

Mir ist es bloß zu thun um dein Vermächtniß,
Schenke mir vor ein'gen Zeugen deine Gelder zum Gedächtniß.
Hülfe, Hülfe!

Die Vorigen. Schmuhl. Der Wirth. Dienerschaft.

Schmuhl.

Nun, was giebt es?

Damon.

Mopsus hat sich selbst erstochen.

Schmuhl.

Du hier, Damon?

Damon.

Schmuhl, und du hier?

Wirth.

Kommt die Hoheit in die Wochen?

Damon.

Nein, sie stirbt, doch mir vermacht sie diese mächtige Schatulle.

Wirth.

Solch ein Testament ist wirklich eine wahre goldne Bulle.

Schmuhl.

Mir gehört die Kiste, Mopsus!

Damon.

Daß der Böse dich verderbe!

Mir gehört sie!

Mopsus.

Theilt euch beide brüderlich darein, ich sterbe.

(Er stirbt.)

Schmuhl.

Her die Kiste!

Damon.

Her die Kiste!

Wirth.

Was rumort denn drin im Kasten?
Horch, es kracht, es springt der Deckel, wie emporgesprengte Lasten!

(Der Deckel springt auf, Salome erscheint in einer Glorie.)

Damon.

Was? Ein Geist, anstatt des Geldes? Schafft mir solche Schätze weiter!

Schmuhl.

Das ist Salome, doch jetzo scheint sie ganz verklärt und heiter.

Salome.

Ja, gekommen ist die Stunde, diese Brut ist ausgerottet,
Und ihr seht den Geist erlöset, welcher nun der Bande spottet,
Welcher, da dieß fratzenhafte, mördrische Geschlecht bezwungen,
Seinen Fittich stolz erhebet von der Erde Niederungen.
Folget seinem Flug und lasset unter euch der Sorgen jede,
Und mit Adlerklau'n zum Himmel trägt er euch als Ganymede
Wo die Schönheit mit verschämtem Lächeln senkt den Blick, den süßen,
Und von steter Jugend träumet zu des ew'gen Vaters Füßen;
Wo ein holder Wonnetaumel spielt in alle Seelentriebe,
Holder als ein menschlich Auge, wenn es blickt den Blick der Liebe!
Dort, wo Friede wohnet, mögt ihr seligen Gesängen lauschen;
Aber lebet wohl, es fangen meine Flügel an zu rauschen!

(Sie verschwindet.)

Damon.

Hast du vom Gallimathias dieses Geists ein Wort verstanden?

Schmuhl.

Wenig gilt ein Wort im Leben, wäre nur das Geld vorhanden!

Damon.

Dürfen Geister denn betrügen? Welch ein schändliches Verfahren!

Schmuhl.

Freilich, doch die Menschen födert man so selten mit dem Wahren;
Darum lenkt als Arzt der Dichter noch am ersten ihren Willen,
Denn in Süßes eingewickelt reicht er die verhaßten Pillen.

Damon.

Wenigstens zufrieden bin ich, daß ich vom Verdacht gereinigt,
Und kein Sirmio mit einem peinlichen Prozeß mich peinigt;
Alle ruf' ich hier zu Zeugen wider eine solche Fabel!
Aber im Archiv bewahren werd' ich diese Wundergabel.
Jetzo geh' ich nach Arkadien, wo ich meine Schweine mäste,
Unterdessen Gott befohlen!

(Ab mit den Uebrigen, die den Leichnam wegtragen.)

Schmuhl.

Nun beginnt, ihr Anapäste!

(Er tritt vor.)

Sein Abschiedswort thut euch durch mich der Comödienschreiber zu wissen,
Der oftmals schon, im Laufe des Stücks, vortrat aus seinen Coulissen!
Uebersehet huldreich die Gebrechen an ihm, laßt euch durch's Gute bestechen!
Man liebt ein Gedicht, wie den Freund man liebt, ihn selbst mit jedem Gebrechen;
Denn, wolltet ihr was abziehen von ihm, dann wär' es derselbe ja nicht mehr,
Und ein Mensch, der nichts zu verzeihen vermag, nie seh' er ein Menschengesicht mehr!
Wohl weiß der Poet, daß dieses Gedicht ihm Tausende werden verketzern,
Ja, daß es vielleicht Niemanden gefällt, als etwa den Druckern und Setzern:

Es verleidet ihm auch wohl ein Freund sein Werk, und des
Kritikers Laune verneint es,
Und der Pfuscher meint, er könne das auch; doch irrt sich der
Gute, so scheint es.
Durch Deutschland ist, die Latern' in der Hand, nach Menschen
zu suchen so mißlich;
Wohlwollende triffst du gewiß niemals, kurzsichtige Tadler
gewißlich.
Zwar möchte das Volk, aus eitler Begier, an poetischen Genien
reich sein,
Doch sollen sie auch Bußprediger, ja, Betschwestern und Alles
zugleich sein!
Doch, reichten sie nichts als milchige Kost, als ganz unschuldige
Speise,
Dann wären sie wohl viel weiser als Gott, der Thoren ge-
schaffen und Weise.
Was Jedem geziemt, das üb' er getrost, mit dem Seinen be-
scheide sich Jeder:
Im Sonnensystem ist Raum für mehr, als für des Zeloten Katheder!
Wir schelten es nicht, will Einer die Welt und die weltlichen
Dinge verpönen,
Doch wer anschaut die Gebilde der Kunst, geh' unter im Geiste
des Schönen!
Ein Pedant, den nichts zu begeistern im Stand, armselig steht
er und einsam,
Zwar hat er vielleicht mit den Thieren den Fleiß, doch nichts mit
den Menschen gemeinsam!
Glaubt nicht, daß unser Poet, der gern, was krank ist, sähe
geheilet,
Mißgünstigen Sinns Eingebungen folgt, wenn er auch Ohrfei-
gen vertheilet:
Wer Haß im Gemüt, wer Bosheit trägt und wer unlautere
Regung,
Dem weigert die Kunst jedweden Gehalt und die Grazie jede
Bewegung.

Wen kümmert es, was ein Poet urtheilt? Doch, zeigte sich
Einer empfindlich,
Uebertreff' er ihn auch, denn er macht sich dadurch zu gediege-
nern Worten verbindlich.
Doch, kommt er kutschirt mit leichtem Gepäck und gekritzelter
Stümperdepesche,
Gleich schicken wir ihn über Schilda zurück, in des Fritz Nicolai
Kalesche!
Euch aber, zur Gunst und zur Liebe geneigt, weissage der Dich-
ter vertraulich
Des Gedichts Vorzug, wie er selbst es versteht, denn er hält
es für hübsch und erbaulich:
Ihr findet darin, bei sonstigem Spaß, auch Rat und nützliche
Lehre,
Und Alles zum Trotz dem Verkehrten der Zeit und dem Treff-
lichen Alles zur Ehre.
Ihr findet darin manch witziges Wort und manche gefällige
Wendung,
Mit erfindender Kraft und Leichtigkeit auch eine gewisse Vollendung;
Denn, wie sich enthüllt jemaliger Zeit Volksthum in den epi-
schen Liedern,
So spiegelt es auch in Komödien sich, sammt allen Gelenken
und Gliedern,
Drum hat der Poet euch Deutschland selbst, euch deutsche Ge-
brechen geschildert,
Doch hat er den Spott durch freundlichen Scherz, durch hüpfende
Verse gemildert.
Nicht wirkungslos bleibt dieses Gedicht, das glaubt nur meiner
Betheurung,
Und der wahren Komödie Sternbild steht im erfreulichen Licht
der Erneurung.
Der Aesthetiker wird's, da es nun da ist, als ganz alltäglich
ermessen,
Doch bitt' ich das Ei des Columb, ihr Herrn, in dem Anschlag
nicht zu vergessen!

Liebhaber jedoch, gern werden sie mir's anhören, und gern es in Lettern
Anschauen sofort, auch würden sie gern es vernehmen herab von den Brettern;
Laut heischten sie dann, mit Heroldsruf, nach Weise der alten Thesiden:
Es erscheine der Chor, es erscheine der Chor des geliebten Aristophaniden!
Wie bedarf er des Ruhms und der Liebe so sehr, im Bewußtsein gährender Triebe,
Ihm werde zum Ruhm der Befreundeten Gunst; denn Ruhm ist werdende Liebe.
Nun sei es genug! Stets reiht an die Zeit des musikaufwirbelnden Reigens
Sich die Stunde des Ruh'ns, und ich lege sogleich an die Lippe den Finger des Schweigens;
Denn die Zeit ist um, nun schlendert nach Haus, doch ja nicht rümpfet die Nasen,
Und begnügt euch hübsch mit dem Lustspiel selbst, und den zierlichen Schlußparabasen.

Der romantische Oedipus.

Lustspiel in fünf Akten.

1828.

Personen des Lustspiels.

Nimmermann, Romantiker.
Das Publicum, als Reisender.
Der Verstand, exilirt.
Chor der Haidschnucken.

Personen des Zwischenspiels.

Lajus, König von Theben.
Jokaste, seine Gemahlin.
Oedipus, beider Sohn.
Polybus, König von Corinth.
Zelinde, seine Gemahlin.
Diagoras, ihr Liebhaber.
Tiresias, Zeichendeuter.
Kind, } Hofpoeten der Jokaste.
Kindeskind, } Hofpoeten der Jokaste.
Melchior, Bedienter des Lajus.
Balthasar, Bedienter des Polybus.
Die Pythia.
Die Sphinx.
Zwei Hebammen.

Das Stück spielt auf der Lüneburger Haide, Zeit der Handlung das Jahr 1827.

Personen des Lustspiels.

Nimmermann, Romantiker.
Das Publicum, als Reisender.
Der Verstand, exilirt.
Chor der Haidschnucken.

Personen des Zwischenspiels.

Lajus, König von Theben.
Jokaste, seine Gemahlin,
Oedipus, beider Sohn.
Polybus, König von Corinth.
Zelinde, seine Gemahlin.
Diagoras, ihr Liebhaber.
Tiresias, Zeichendeuter.
Kind, } Hofpoeten der Jokaste.
Kindeskind, }
Melchior, Bedienter des Lajus.
Balthasar, Bedienter des Polybus.
Die Pythia.
Die Sphinx.
Zwei Hebammen.

Das Stück spielt auf der Lüneburger Haide, Zeit der Handlung das Jahr 1827.



Erster Akt.

Das Publicum als Reisender. Chor der Haidschnucken.

Publicum.

Das ist die schöne Lüneburger Ebene,
Wohin des Rufs Trompete mich von fern gelockt:
Hier, sagt man, wandle Tag und Nacht, romantische
Blasbälge tretend, ein berühmter Verseschmied;
Doch weit und breit erblick' ich nichts Poetisches,
Bloß dort im Vorgrund eine Schaar von Bestien.

Chor.

Wer bist du, Fremdling? Aeußere dich bescheidener!

Publicum.

Wie? Sprechen könnt ihr? Leben wir zur Zeit Aesops?
Ich wollte mich beruhigen, wenn ihr Pferde wärt,
Denn Pferde, dünkt mich, sprechen beim Homer sogar.

Chor.

Aesop! Homer! Enthalte dich vom Griechischen!
Blind war Homer, es war Aesop ein Buckliger:
Wir dienen keinem Krüppel!

Publicum.

Nun, wem dient denn ihr?

Chor.

Dem Nimmermann.

Publicum.

Dem Nimmermann? So ist es wahr,

Daß hier der schwulsteinpöcklerische Musensohn,
Der deutsche Shakspear athmet? Unter Schafen hier?
Das wundert mich!

Chor.

Warum?

Publicum.

Wer hätte das gedacht?

Chor.

Warum? Er ist Besitzer einer Schäferei:
Trieb nicht auch Paris, welchem doch Olympier
Schiedsrichteramt verliehen, trieb Adonis nicht
Haidschnucken? Was auch sollte sonst der Treffliche
Vornehmen, hier in dieser Abgeschiedenheit?

Publicum.

Wenn ich's gerade sagen soll, Scharfrichterei:
Ich las entzückt sein Trauerspiel Cardenio,
Die größte, mehr als ekelhafte, Metzelung,
Die je der fette Frosch Bombast in dunstigen
Irrlichtersumpf poetischen Wahnsinns laichete.
Denn so charakterisiren's uns die Kritiker;
Doch eben was mißfallen hat den Kritikern,
Entzückte mich. Ich flog hieher, dem Dichter selbst
Die Hand zu schütteln. Aber sprich, wo find' ich ihn?

Chor.

Er überlegt ein Trauerspiel.

Publicum.

Schon wieder eins?

Chor.

O zehn für eins! Leicht fertig sind Romantiker,
Die's laufen lassen, wie es läuft.

Publicum.

Wo sitzt er denn?

Chor.

Dort! Siehst du nicht die spanische Wand?

Publicum.

Dort dichtet er?

Chor.

Das eben nicht. Abthut er ein Privatgeschäft:
Er las gerade den Oedipus des Sophokles,
Doch war derselbe keineswegs ihm homogen,
Und geht sogleich nun wieder als Purganz von ihm.

Publicum.

Ein eigner Fall!

Chor.

Der Hochbegabte schleuderte
Das fade Buch in's allerdürrste Haidekraut:
Das also, rief er, wäre solch ein Meisterstück,
Der tragische Kanon eures Aristoteles?
Pedanten ihr! Nun will ich einen Oedipus,
Ich selbst erfinden, zeigen euch, wie jener Mensch
Es hätte machen sollen, ein historisches
Vorzeitsfamilienmordgemälde bühnenhaft
Dem Publicum vorbeizuführen. Jenes Stück
Ist bloß als Bruchstück anzusehn! Wo wäre denn
Die Breite, die dem Trauerspiel notwendig ist?
Der Nebenbeipersonen reiches Uebermaß?
Aufwärter, Mägde, Narren, kleine Kinderchen,
Kanzleiverwandte, Taugenichtse, Krämervolk,
Stallknechte, Hasenfüße, Kriminalbedienstete,
Bordellgenossen, und so weiter? Ja, wo wäre denn
Decorationsveränderung und sonstige
Freischützcaskadenfeuerwerkmaschinerie?
Wo ist was Komisches eingestreut? Die nötigen
Anachronismen fehlen, geographische,
Selbst andre Schnitzer find' ich nicht. Der schülerhaft
Holprichte Versbau mangelt, und der Floskelschwall,
Den stets als s c h ö n e S p r a c h e rühmt das Publicum.

Publicum.

Das Publicum? Haidschnucken! Nannte wirklich er
Das Publicum?

Chor.

So that er, ja.

Publicum.

Nun mache mich
Die Freude nicht wahnwitzig!

Chor.

Ei, was hast du denn?

Publicum.

Ich bin ja selbst das sogenannte Publicum!

Chor.

Du selbst? Unmöglich!

Publicum.

Sieh von hinten mich und sieh
Von vorne mich! Ich bin es selbst.

Chor.

So jugendlich,
So völlig bartlos, eingezwängt in den neusten Frack,
Mit steifem Halstuch angethan, so dacht' ich mir
Dich nicht.

Publicum.

Ich bin das Publicum. Die Hände sind
Noch brennend rot mir, weil ich beim Houwaldischen
Leuchtthurme neulich beide fast mir wundgeklatscht,
Und forderst du noch mehr Beweis, so trag' ich hier
In meinem Busentäschchen Claurens Mimili!

Chor.

Auf, auf, o Genossen! den Zweifel erstickt,
Und eröffnet den Tanz! Der erwartete Freund,
Der ersehnte, betrat dieß leere Gefild:
Nun feire der Dank in Ergießungen ihn
Nie müden Gesangs! Freiwillig zerfällt
In gemessene Sylben der Willkomm.

Auf, auf, o Genossen! Umtanzt ihn rings,
Und die Hymne beginnt, die gewaltige, die,

Wie ein Bote des Glücks, wie ein Aar, der keck
Von dem Idagebirg Ganymeden geraubt,
Die Gestirne vorbei, sich siegstolz wiegt
Auf silberner Schwinge des Wohlklangs!

Auf, auf, o Genossen! Und rufet empor
Den Romantiker, der in melodischen Traum
Sein Dasein lullt! Es erschien, o Poet,
Der erwartete Gast, nach welchem du längst
Schwerathmend erhubst, voll süßer Begier,
Sehnsüchtig unsterbliche Seufzer!

Die Vorigen. Nimmermann.

Chor (vorstellend).

Der Dichterheros Nimmermann — Das Publicum —

Publicum.

Geraume Zeit schon wünscht' ich, Werthgeschätztester —

Nimmermann.

Schon lange brannte mein Gemüt, Verehrliches —

Publicum.

Von Angesicht zu Angesicht Sie anzusehn —

Nimmermann.

Auf Ihren Altar legend meine Dichtungen —

Publicum.

Um nicht von Gall zu lernen oder Lavater —

Nimmermann.

Weihrauch zu ziehn in meiner Nase Riechorgan.

Publicum.

Was ein Genie für eine Gattung Nase hat.

Chor.

Da trifft das Sprichwort wieder ein, daß immer sich
Begegnen schöne Geister, weil zu gleicher Zeit
An einer Nasenspitze Beide landeten,
Ihr Schiff regierend über's Meer der Redekunst.

Nimmermann.

Entschuldigung erbitt' ich mir, da eben ich

Auf meinem Beichtstuhl, wie ich ihn aus Schicklichkeit
Benenne, saß.

Publicum.

O Zartgefühl!

Nimmermann.

Den Dichtern auch
Begegnet jezuweilen etwas Menschliches.

Publicum.

Sie haben ja die spanische Wand! Ich bitte sehr —

Nimmermann.

Wir wollen gleich zur Sache kommen! Zwar ich bin
Kein Müllner, keiner, der im ersten Augenblick,
Sobald ein Fremder über seine Schwelle tritt,
Von seinen eignen Werken an zu sprechen fängt;
Doch Ihnen muß ich frank und frei herausgestehn,
Ich dichte jetzt ein ungemeines Meisterstück.

Publicum.

Wie immer; doch gewähren Sie das Nähere!

Nimmermann.

Ausforschen muß ich Ihren wahren Glauben erst:
Was sagen Sie zum Oedipus des Sophokles?

Publicum.

Ich las in meiner Jugend auf den Schulen ihn,
Er schien mir nicht gelungen.

Nimmermann.

Eine Pfuscherei,
Wie's keine giebt! Höchst tragisch ist der Gegenstand:
Blutschande, Gräuel jeder Art, ein Vatermord,
Die Sphinx, die Pest, ein Uebermaß von Irrungen,
Verwickelungen ohne Zahl! Wie wenig hat
Der Dichter diesen fürchterlichen Stoff benutzt!
Geradezu hinausgerückt das Gräßliche,
Verhüllt in schöne Reden jede Schändlichkeit,
Des Stücks Effekt vernichtet, aus dem Personal

Sogar die Sphinx gestrichen, die auf's Publicum
Den tiefsten Eindruck machen müßte.

Publicum.

Ja, gewiß!
Denn völlig grundlos sagen uns die Kritiker,
Die tragische Kunst vertrüge nichts Dämonisches,
Und bloß der Leidenschaften reine Menschlichkeit.

Nimmermann.

Und wissen Sie, was jenes nüchternen Trauerspiels
Haubtfehler?

Publicum.

Nein!

Nimmermann.

Sie kennen doch das Rätselchen?
Das jene Sphinx gab?

Publicum.

Allerdings. Sie sprach: Was ist
Das Ding, das früh des Morgens auf vier Füßen geht,
Auf zwei des Mittags und des Abends drei gebraucht.

Nimmermann.

Es ist der Mensch. Nun zeigte zwar den Oedipus
Als Mann der Dichter, wie er auf zwei Füßen geht,
Ja, da er blind ihn werden läßt, so leiht er ihm
Auch wohl den Stab als dritten Fuß. Wo aber geht
Im ganzen Stück auf allen Vieren Oedipus.

Publicum.

O feiner Scharfsinn!

Nimmermann.

So zerstörte Sophokles
Des eignen Helden sogenannte Menschlichkeit!
Denn weil er nie auf Vieren geht, so ist er mir
Kein wahrer Mensch entweder, oder Oedipus
Erriet das Rätsel keineswegs und hätte dann
Von jener Sphinx den Tod verdient.

Chorführer, an den Rand der Bühne vortretend.

Wem Kraft des Gemüts, wem Tiefsinn fehlt, und die Kunst,
die Jegliches ordnet,
Der wird niemals dem versammelten Volk vorführen die wahre
Tragödie:
Zu erweisen, wodurch sie entsteht, liegt nicht in des Lustspiel-
dichters Ermessen,
Ihm ist es genug, wenn er lehrt, was ihr wie Sirenengesänge
zu fliehn habt,
Und wovon heut' euch sein schaffender Sinn darstellt ein leben-
diges Beispiel.
Zwar lebt er entfernt; doch lebt er vielleicht in dem Land, das
Oder und Elbe,
Das Weser und Rhein und der Donaustrom durchziehn, nicht
ganz ein Vergess'ner,
Seitdem er zuerst, zu Gefechten bereit, wie ein Leu voll trotziger
Weltscheu
Vortretend (es liebt der energische Mut des bewußten Gefühls
die Metapher),
Durch wirklichen Witz urkräftig erlegt den proceßanspinnenden
Witzbold,
Der kleinlichen Geists und der Zanksucht voll, wie ein Spitz an
der Kette, gebelfert,
Und zuerst mißbraucht den erhabenen Styl, und die tragischen
Formen entwürdigt,
Der ohne Natur und Charaktergehalt manch überherodisches
Machwerk
Aneinandergeflickt und zusammengeklext rabulistische Galgen-
intriguen:
Nicht wichtig er selbst und des Streits unwert, da von selbst
sich Nichtiges auflöst't,
Nur wichtig indem euch einst er gefiel und bestach kurzsichtiges
Urtheil;
Drum ließ das Gedicht ihn schmelzen wie Frost an den üppigen
Stralen des Frühlings.

Wohl weiß der Poet, daß Fromme zumal ihn vielfachst haben gescholten,
Ihn eitel gehöhnt und versichert sodann, er gefalle sich selber unendlich.
Solch Urtheil zeigt stumpfsinnige bloß, bloß eigene Seelengemeinheit:
Wer selbst sich gefällt, bleibt stehn wo er steht; doch wer in beständigem Fortschritt
Zu bewältigen sucht und zu steigern die Kunst, nicht scheint's, daß selbst er gefällt sich.
Die, welche verzeihn, was Jener gethan, sie erwägen der Zeiten Bedingniß,
Und den Zustand auch, wie er Deutschland fand, und die jetzige herrschende Dichtkunst,
Wo ein Clauren sogar Reichthum sich erschreibt, als wär's ein gewaltiger Byron!
Ihr Fromme zumal, in der Schrift so gelehrt, seht lieber ein sichtliches Vorbild
In dem Göttlichen selbst, der nie es verschwieg, was ihm in der Seele so tief lag!
Als ihn des Bezirks Landpfleger gefragt: Sprich! Bist du der König der Juden?
Nicht läugnete Der es bescheiden hinweg, er erwiederte ruhig: Du sagst es.
Euch sagt der Poet: Das bin ich, und nie, nie hat er verwegen behaubtet,
Mehr gelte vor Gott ein gefühlter Gesang, als irgend ein frommer Gemeinplatz!
Gönnt einst das Geschick ihm höheren Flug, ihm ernstere Fülle der Bildkraft,
Dann möge dem Volk der Erfolg darthun, wer schönere sittliche Reinheit,
Wer mehr Andacht den Gemütern entlockt, ihr oder die weltliche Dichtkunst,
Wenn je sie den Schritt in Kothurne verhüllt, und die Stirn wie ein Priester belorbeert.

Wohl äußert vielleicht ein bedächtiger Mann, ja selbst ein geduldiger Freund wohl,
Weßhalb der Poet auf Fehlende stets hinweis't in der tragischen Dichtkunst,
Und doch nie selbst den Kothurn festschnallt an die Knöchel und ernsteren Tanz tritt?
Zwar könnt' er darauf antworten, es sei die Komödie seines Bereichs nur,
Weil Scherz ihn bloß und der Huldgöttin leichtsinnige Laune dahinreißt,
Weil selten ein Haubt zwei Kränze verträgt, (noch weniger drei, wie der Pabst hat!)
Doch sagt er dafür, aufrichtigen Sinns, weit lieber den wirklichen Grund euch:
In dem Lande des Teut singt mancher Gesell frühreife Tragödien ab schon,
Wenn müßig der Stahl in dem Schacht noch ruht, der einst soll scheeren den Flaum ihm;
Doch unser Poet, seit Jahren erwägt sein Geist die gefährliche Laufbahn:
Was Andern ein Spiel bloß dünkt, was leicht, wie den Schaum, von der Fläche sie schöpfen; —
Er findet es schwer, ihm liegt es so tief, ja, tief, wie die Perle des Tauchers!
Noch stets mißtraut er der eigenen Kraft. Sechs Lustra begehrten die Griechen
Von dem Jüngling, der zu dem Wettkampf sich, zu dem tragischen Kampfe sich anbot:

Kaum hat sie erreicht der Poet, drum gönnt
Langathmende Muße dem Wanderer, der
An des südlichen Meers Felsufer (da schon
Das Gespann des Apoll in die Waag' eintrat)
Sturmwinde belauscht, Anapäste betont,
Und Erfindungen denkt,
Zu belustigen Crethi und Plethi.

Zweiter Akt.

Pallast in Theben.

Jokaste und die Hebammen.

Jokaste.

Hat man Alles vorbereitet für die nahe Niederkunft?

Erste Hebamme.

Alles, Königin, was immer Pflicht gebietet und Vernunft:
Auf dem Tische hier die Zangen, auch das Horoskop dabei,
Um's dem Kind sogleich zu stellen, und im Pfännchen hier der Brei.

Zweite Hebamme.

Siebenhundert weiße Häubchen dort im Korb, in gleicher Zahl
Stehn in deiner Garderobe Steckenpferde nach der Wahl.

Jokaste.

Pferdchen auch mit Pfeifen hinten, die ich mir zugleich erbat?

Zweite Hebamme.

Diese nicht, auf unsres Königs eignes Schlafgemachsmandat,
Weil er ungestört zu sein wünscht, wann er schnarcht und wann er schnauft;
Abgesehen, daß die meisten schon nach Dresden sind verkauft,
Wo den Calderon man auspfiff und den Clauren auserkor.

Erste Hebamme.

Hinter jedem Spiegelrahmen guckt ein Birkenreis hervor.

Jokaste.

Auch Erziehungsschriften, hoff' ich, hat man reichlich angeschafft?

Erste Hebamme.

In der ersten Eile wurden tausend Stück herbeigerafft,
Nebst Philosophien für Kinder, unter andern die von Fries,
Der den deutschen Waisenhäusern diesen großen Dienst erwies.

Jokaste.

Wehe mir! Hinweg aus meinen Haaren, schaudervolles Thier!

Zweite Hebamme.

Was befiel die Königin?

Erste Hebamme.

Was ist geschehen?

Jokaste.

Siehst du hier
Nicht die Fledermaus, die eifrig zwischen meinen Locken pfuscht,
Da sie durch das offne Fenster abendlich hereingehuscht?

Erste Hebamme.

Schnell heraus mit ihr!

Jokaste.

Vergebens! Sie verwirrt sich im Genick.

Zweite Hebamme.

Böses Omen!

Jokaste.

Und gerad' in diesem schwangern Augenblick!
Sendet nach Berlin, nach Doktor Raupels ärztlichem Beschluß,
Wie man's etwa bei so trag'schen Fehlgeburten machen muß?

Zweite Hebamme.

Jener, heißt's, ist im Begriffe nach Sibirien zu gehn.

Erste Hebamme.

Will die Fledermaus am Ende bloß vielleicht Gevatter stehn?

Jokaste.

Wehe mir, es naht die Stunde, meiner Last zu werden quitt,
Wie's der Dichter nennt, der neulich über unsre Bretter schritt!
Immer war ich hold den Dichtern und der holden Dichterei,
Und so fällt ihr guter Styl noch auf dem Wochenbett mir bei;
Aber ruft den König jetzo!

Erste Hebamme.

Wohl! Ich eile schnell hinaus.

Zweite Hebamme.

Wendet ab dieß Omen, Götter! Wendet ab die Fledermaus!

Pallast in Corinth.

Zelinde. Diagoras.

Diagoras.

Dreißig Jahre sind vergangen und ich hab' umsonst gefleht,
Täglich, ob der Wind aus Westen, ob der Wind aus Osten weht,
Lag ich hier zu deinen Füßen, bat, beschwor dich, seufzte tief,
Ach, und gestern schrieb ich meinen millionten Liebesbrief!
Beide sind wir alt geworden, fünfzig ich und sechzig du:
Wann denn endlich wirfst du mir den ersten Blick der Liebe zu?

Zelinde.

Nie, Diagoras! Doch besser dünkt mich ein platon'scher Sinn,
Als der Sinn des Ehebrechers und der Ehebrecherin!

Diagoras.

Ich bewundre deine Tugend; doch bedenke, dein Gemahl
Ist ein Wütrich, und du nahmst ihn nicht einmal aus freier Wahl.

Zelinde.

Was er über mich verhänget, bin zu dulden ich bereit;
Doch er tadelt nichts an mir, als meine Kinderlosigkeit.

Diagoras.

Hättest du Gehör mir früher eingeräumt, vielleicht —

Zelinde.

O still!
Unterdrücke den Gedanken, den die Lippe bilden will!

Diagoras.

Jetzt sogar, o laß mich sprechen, da wir ohne Zeugen sind!

Zelinde.

Nur auf legitime Weise wünsch' ich mir ein kleines Kind.

Diagoras.

Länger diese Qual zu tragen, fehlen mir Geduld und Kraft.

Zelinde.

O bedenke, dreißig Jahre warst du fromm und tugendhaft!

Willst du nun den Preis verlieren, den du dir mit Müh' errangst,
Bitter wirst du's dann bereuen in der letzten Todesangst.

Diagoras.

Meinem Tode bin ich näher, als du glaubst, o hartes Weib!

Zelinde.

Für gewissenhafte Seelen ist der Tod ein Zeitvertreib.

Diagoras.

Doch der Selbstmord, sprich, Zelinde! däucht er dich moralisch gut?
Denn ich will in's Wasser springen, um zu löschen meine Glut.

Zelinde.

Gottes Langmut gönnt dem armen Sünder oft zur Reue Zeit:
Mög' er senden einen Haifisch, der dich schnappt und wieder speit!

Diagoras.

Nach der Apotheke lauf' ich, und vergebe mich mit Gift.

Zelinde.

Arzenei'n zu kaufen, Lieber, braucht's des Arztes Unterschrift.

Diagoras.

Einen Holzstoß bau' ich, wie der Phönix sein entflammtes Nest.

Zelinde.

Und wie Dejanira schick' ich dir ein Kleid; doch von Asbest.

Diagoras.

Nun, so wird das Schwert mir halten irgend ein geduld'ger Christ.

Zelinde.

Leichter ist, es vorzuhalten, als hineinzurennen ist.

Diagoras.

Sei es, doch mich auszuhungern, fehlt Entschluß und Mut mir nicht.

Zelinde.

Morgen lad' ich dich zur Tafel; denn es giebt dein Leibgericht.

Diagoras.

Phlegma scheint mir deine Tugend!

Zelinde.

Hitze scheint mir dein Vergehn!

Diagoras.

Wann denn endlich darf ich hoffen?

Zelinde.

„Wann die Toten auferstehn!“

Diagoras.

Nun, so laß mich sterben! Lebe wohl und deinem Gatten treu!
Eher als dein Herz entzündet sich ein Schober nasses Heu!
Dorten will ich sterben, wo ich dich zum erstenmal gesehn,
Wo die grünen Bäume rauschen, wo die leisen Lüfte wehn,
Auf Cithärons hohem Gipfel, wo mit jugendlichem Sinn
Birschend einst im Wald du schweiftest, aufgeschürzte Jägerin!
Frühling war's, die Myrten blühten, voll und rauschend ging
der Bach,
Rings erklang der Schafe Blöcken und der Nachtigallen Ach.
Unter einer Pinie lagst du, deinen Köcher unter'm Kopf,
Dir zur Seite, sammt den Hunden, ein erschoss'ner Wiedehopf;
Schlummernd hielt ich dich für eine Göttin, und ich wagte nicht
Dich zu wecken; aber lange sah ich dir in's Angesicht:
Eine Mücke fing ich endlich, und ich setzte dieses Thier
Auf die Nasenspitze keck dir, auf die rote Stelle hier.
Du erwachtest, zürnend aber; stammelnd rief ich: O verzeih!
Greifend an die Stirn nach einem schon gehofften Hirschgeweih;
Doch du lächeltest und sagtest: Nicht Diana bin ich, nein!
Aber keuscher, und auf Latmos gab ich nie ein Stelldichein.
Willst du mich platonisch lieben, magst du folgen deinem Drang:
Flüchtig ist gemeine Liebe, flüchtig wie der Wolke Gang:
Diese schwebt ihr ganzes Leben, rosig heute, morgen grau,
Ohne Heimat auf und nieder und zerfließt in Thränenthau.
Also sprachst du, jede Sylbe merkt' ich mir und jeden Blick,
Und an jenes Baumes Aeste knüpf' ich heute noch den Strick.

Zelinde.

Wie du willst!

Diagoras.

Grausame! Deine letzten Worte wären das?

Zelinde.

Ja!

Diagoras.

So lebe wohl, Zelinde!

Zelinde.

Lebe wohl, Diagoras!

(Diagoras ab.)

Dieser dauert mich, doch ihn zu retten fiele mir zu schwer:
Eh' ich meine Tugend lasse, lass' ich sterben sechs wie er!

Pallast in Theben.

Jokaste. Lajus. Die Hebammen. Oedipus in der Wiege.

Jokaste.

O mein Gemahl, verlange nicht das neugeborne Kind zu sehn!

Lajus.

Warum denn nicht, o Königin? Warum denn nicht? Was
ist geschehn?

Jokaste.

Vernimm! Allein es schaudert mir! Hebammen, sprecht und
sagt es aus!

Erste Hebamme.

O Majestät!

Zweite Hebamme.

Die Königin —

Erste Hebamme.

Erschrack vor einer Fledermaus,

Zweite Hebamme.

Die frevelhaft verwirrend sich in ihres Haubts Frisur gesetzt.

Lajus.

Sie that doch nichts Unrechtes dort?

Zweite Hebamme.

Das eben nicht; doch eben jetzt,
Als unser Prinz geboren ward, da zeigte sich auf seiner Brust
Die Fledermaus als Muttermal, sonst ist gesund er und robust.

Cajus.

Das ist noch nicht so schauderhaft! Regieren kann er immerhin,
Wofern er nur zwo Fäuste hat, das Zepter festzuhalten drin;
Denn jetzo will's gehalten sein! Auf einem Spieltisch neulich blieb
Das meine liegen aus Versehn, indem ich just Gesetze schrieb:
Die blöde Stubenmagd erscheint, sie hält's für einen bloßen Pflock,
Setzt einen Kopf von Holz darauf, und braucht's als ihren Haubenstock.

Die Vorigen. Tiresias.

Tiresias.

O fürchterliche Neuigkeit!

Cajus.

Was giebts?

Tiresias.

O schreckenvolles Wort,
Wie sprech' ich dich?

Jokaste.

So rede doch!

Tiresias.

Ich stellte kaum dem Prinzen dort
Das Horoskop, so fand ich —

Jokaste.

Was?

Tiresias.

Er wird —

Cajus.

Er wird?

Tiresias.

Es ist zu viel!

Cajus.

Doch nicht im Whist verlieren einst?

Tiresias.

O wär' es bloß ein Kartenspiel!

Jokaste.

Doch keinen Kern verschlucken, wenn er Kirschen ißt?

Tiresias.

O Kinderei'n!

Den Vater wird er töten einst, und überdieß die Mutter frei'n!

Jokaste.

Hebammen, helft der Königin!

Cajus.

Und solch ein Weh, wie wird's erspart?

Tiresias.

Ihn aus dem Wege räume schnell!

Jokaste.

Nur keine schlechte Todesart!

Tiresias.

In einem Mörser allenfalls zerstoßen ihn?

Jokaste.

Im Mörser? Nein!

Die Köchin stieße Krebse drin ein andermal. Das ist gemein!

Tiresias.

In ein Kanönchen laden ihn?

Jokaste.

Das Schießen greift die Nerven an.

Tiresias.

Vorwerfen einem wilden Thier?

Cajus.

So sei's, und werde schnell gethan!

Denn sicher sind wir beide nicht, so lang' er lebt. He! Melchior!

Die Vorigen. Melchior.

Melchior.

Gestrenger Herr!

Cajus.

Den Prinzen nimm, und wirf ihn wilden Thieren vor!

Melchior.

Zu scherzen liebt die Majestät!

Cajus.

O keineswegs!

Melchior.

Das wilde Thier,
Wo fänd' ich das? Denn heut zu Tag sind alle zahm und voll Manier.

Cajus.

Zum Berg Cithäron trage du das Kind; in jenen Wäldern ward
Noch neulich mancher Leu gesehn und mancher bunte Leopard.

Melchior.

Doch wenn ein solcher fertig mit dem Prinzen ist, so frißt er mich.

Cajus.

Hat nichts zu sagen!

Jokaste.

Melchior! Er fürchtet vor dem Tode sich?

Melchior.

Das eben nicht.

Cajus.

Schnell! Fort mit ihm!

Jokaste.

Doch wickl' Er ihn sorgfältig ein,
Der Knabe kriegt den Schnupfen sonst.

Melchior.

Ganz wohl! — Du armes Würmelein!
(Ab mit Oedipus.)

Jokaste.

Mich dauert nur der Geldbetrag an Kinderzeug und an Papier:
Im Volk versteigern könnte man die pädagog'schen Schriften hier.

Cajus.

Die Bücher nicht! Mein Unterthan soll pflügen, zahlen und zugleich
In Devotion vor mir vergehn, dadurch allein besteht ein Reich!
(Ab.)

Berg Cithäron.

Diagoras allein.

Dieß ist die Stelle, wo mit bitterm Schafte
Der Gott der Liebe mir die Brust zertheilet,
Wo ich gesehn die schöne Tugendhafte,
Die mich so schnell verletzt und nie geheilet;
Denn solche Wunden trotzen jedem Tafte!
Mit ihrer Säge hat die Zeit gefeilet
In meine Stirn indessen manche Linie,
Ja, fast verknorpelt deinen Stamm, o Pinie!

Hier mögen glückliche Verliebte schweifen,
Den Schmerz genießen und die Freude klagen;
Hier mag ein Hirt der Hirten Lieder pfeifen,
Und einen Kuß nach jedem Liede wagen;
Hier mag ein Faun nach einer Nymphe greifen,
Wo Büsche laubenhaft zusammenschlagen:
Mich mögen Schäfer hier im Moos begraben,
Und über mich die sanfte Heerde traben.

Doch eh' den Hals ich mit dem Seil umzwirne,
Will hier ich noch einmal des Schlafs genießen,
Er lehre mich und meine müde Stirne,
Wie leicht es ist, die Augen zuzuschließen.

Die Welt vergeht im menschlichen Gehirne,
Der Elemente Bildungen zerfließen,
Sie Seele fleht, wie Sonn' und Mond erbleichen,
Und hört den Tod, wie auf den Zehen schleichen.

(Er schläft ein.)

Diagoras. Melchior und Oedipus.

Melchior.

Du armes Kind! Auf diesem grünen Platze
Blüht weiches Moos, hier will ich hin dich legen;
Nie möge hier die wilde Tigerkatze
Auffahrend schnauben ihrem Fang entgegen,
Nie hier der Löwe strecken seine Tatze,
Und nie die Natter sich im Kreis bewegen;
Nein, eine Ziege, wie den Gott der Blitze,
Mag säugen dich und reichen dir die Zitze!

Festbinden will ich dich an diesen Zweigen,
Und wenn du sollst dein bittres Loos bezwingen,
So werden Nymphen hier dem Bach entsteigen,
Dir in Krystallglas einen Trunk zu bringen,
Und Oreaden ihren wilden Reigen
Bei Mondenschein in deiner Nähe schlingen,
Dich rufen hören, finden dich und laben
Mit süßen Früchten oder Honigwaben!

Was aber such' ich lange nach Dämonen,
Die ohne Mitleid in des Meeres Gründen,
Auf unersteiglichen Gebürgen thronen,
In Strömen baden, welche nie sich münden?
Hier schläft ein Mensch: Was keine Götter schonen:
Er schont's vielleicht zu Ehren seiner Sünden;
Ihm überlass' ich fliehend dich, o Kleiner,
Er finde, rette dich, und pflege deiner!

(Er entfernt sich, Oedipus fängt an zu schreien.)

Diagoras.

Was für ein Ton? Was sehen meine Blicke?
Ein kleines Kind, das an der Pinie hanget,
Beständig schreit und zappelnd schwebt am Stricke,
Ja, wie es scheint, nach einer Brust verlanget?
Habt ewig Dank, ihr himmlischen Geschicke!
Ihr Arme, schließt euch, daß ihr's fest umfanget!
O welch Geschenk, o welch ein Angebinde
Für deine kinderlose Brust, Zelinde!

(Ab mit Oedipus.)

Pallast in Corinth.

Zelinde allein.

Heute braucht mein Gatte lange, bis er sich zu Tisch begiebt;
Dreißig Jahre sind es, seit er jeden Tag mich minder liebt;
Täglich kommt zu Tisch er später: Als wir Hochzeit kaum gemacht,
Aßen wir um elf des Morgens, jetzt um elf Uhr in der Nacht!

Zelinde. Diagoras.

Zelinde.

Wie? Du kommst zurück, nachdem ich dich bejammert als erhenkt?

Diagoras.

Ist das Leben dir zuwider, das ein Gott mir neu geschenkt?

Zelinde.

Deine Drohung, dieses wußt' ich, war gesprochen in den Wind.

Diagoras.

Und ein zweites Leben bring' ich dir zurück, ein kleines Kind.

Zelinde.

Wie? Ein Kind? Was seh' ich! Sage, wie du's überkommen hast?

Diagoras.

Auf dem Berg Cithäron, an der Pinie hing die süße Last.

Zelinde.

Welches Wunder! Ist des Kindes Name dir vielleicht bekannt?

Diagoras.

Da ich fand es in der Oede, hab' ich's Oedipus genannt.

Zelinde.

Schenkst du mir's, so leg' ich's meinem Gatten als mein eignes vor.

Diagoras.

Gern, doch zeige mir von nun an einen leiblichern Humor!

Zelinde.

Wie? So hast du mir den Säugling bloß aus Eigennutz gebracht?

Diagoras.

Zürnst du, wenn ich stets an dich nur, immer nur an dich gedacht?

Zelinde.

Dein Gemüt durchschau' ich endlich, welches, dieß erkenn' ich klar,
Nie das Rauchgefäß der wahren, überird'schen Liebe war,
Das von reiner Hand geschwungen nach des reinen Himmels Dom,
Dampft vom Wohlgeruch der Seele, wie von Myrrhen und Amom!

Diagoras.

Gern in solche Höhen hätt' ich meine Phantasie geschraubt,
Die sich wider meinen Willen andre Phantasien erlaubt:
Statt des Himmels Dom erblick' ich deines Bettes Himmel bloß,
Und am Vorhang zieh' ich, knüpfe seine goldnen Schnüre los.

Zelinde.

Hör' ich recht? O welche Sitten! Welch ein Abscheu! Welche Pest!
Deine Kühnheit tötet meiner kühlen Liebe schwachen Rest!
Dieses Kind, das du so eben in die Hände mir gespielt,

Hast du sicherlich mit einer Concubine selbst erzielt:
Während ich platonisch klagte, bist du heimlich mir entschlüpft,
Hast Gardinen aufgezogen, goldne Quasten aufgeknüpft;
Mich begabst du mit dem Bankert, den du in die Welt gesetzt,
Machst mich glauben, auf den Pinien wüchsen kleine Kinder jetzt?
Doch das Kind behalten will ich, und damit es nicht verrucht
Wie der Vater werde, will ich's auferziehn in strenger Zucht;
Aber du entweiche, fliehe dieß Gemach in raschem Lauf,
Eine lange Probe leg' ich, o Diagoras, dir auf!
Dreißig Jahre sollst du, meine Blicke meidend, irre gehn,
Kehren dann nach dreißig Jahren, eine Probe dann bestehn,
Da bisher du nichts als Täuschung, nichts als Hochverrat ersannst,
Ob du mich platonisch lieben, und aus Liebe sterben kannst.

Diagoras.

Ueberzeugen dich, ich könne sterben, will ich alsobald,
Fliehen nach der Löwenhöhle, fliehen zum Hyänenwald,
Oder fliehn an's Meeresufer, wo ein lecker Nachen winkt,
Ihn besteigend, will ich schiffen, bis er berstend untersinkt!
(Ab.)

Zelinde.

Drohe nur! Nach dreißig Jahren seh' ich dich gesund und frisch
Hier am Hofe wieder; doch da kommt ja mein Gemahl zu Tisch.

Polybus. Zelinde.

Zelinde.

O mein Gemahl! Gedenke nicht der Nahrung,
Und freue jetzt dich einer süßern Gabe,
Die ich nach mancher ehlichen Erfahrung,
Wie eine Sara, dir zu bieten habe:
In dieser Windeln stiller Aufbewahrung
Schläft, was du lange dir ersehnt, ein Knabe:
Sieh, dieses Kind, ich hab' es dir geboren,
Und ihm den Namen Oedipus erkoren.

Polybus.

Warum verbargst du diesen großen Segen,
Anstatt die Schwangerschaft mir mitzutheilen?

Zelinde.

Ich that's, o Freund, des Ueberraschens wegen.

Polybus.

Nie pflegt' ich ja dein Lager mehr zu theilen.

Zelinde.

Auch dieser Vorwurf macht mich nicht verlegen.

Polybus.

Besuchte dich Diagoras zuweilen?

Zelinde.

Zuweilen zehenmal des Tags; doch eben
Hab' ich verbannt ihn auf ein Menschenleben.

Polybus.

Du weißt, ich mache selten viele Worte,
Doch durch Exempel lernt man oft das Meiste:
Es war einmal an einem sichern Orte
Ein junger Kaufmann, welcher sich verreis'te,
Und als er wiederum an seine Pforte
Nach Jahren klopft mit allzufrohem Geiste,
Kommt seine Frau entgegen ihm und bringet
Ein jährig Kind ihm, welches ihn umschlinget.

Wo kommt das Kind her, fragt der Gatte trocken,
Da ich so lang gewesen in der Weite?
Das Weib erwiedert ohne nur zu stocken:
Ich lag am Fenster, als es eben schneite,
Da flogen, Schatz, mir in den Mund die Flocken,
Wodurch ich augenblicks gewann an Breite,
Bis dieses Kind zuletzt zur Welt ich brachte,
Und meines lieben Ehgemahls gedachte.

Dieß Alles glaubt der Mann, so scheint es, gerne;
Doch als das Knäbchen lesen kann und schreiben,
Da nimmt er's mit sich in die weite Ferne,
Auf daß es zeitig sich herumzutreiben,

Und auch die Kaufmannschaft zugleich erlerne,
Wiewohl die Gattin ihn ersucht zu bleiben;
Doch ging und endlich kam zurück der Gatte,
Der keinen Sohn an seiner Seite hatte.

Wo ist das Kind hin, fragt das Weib erschrocken,
Das ich so sehr dich flehte, wohl zu wahren?
Der Mann erwiedert ohne nur zu stocken:
Es ist mir ganz was Eignes widerfahren
Mit diesem wunderbaren Sohn der Flocken;
Denn als wir über einen Berg gefahren,
Den just der Sonnenstral beschien, der warme,
Schmolz mir das Kind in meinem Vaterarme!

Zelinde.

Du spottest mein, statt eine Frau zu preisen,
Die weit erhaben über jedem Lobe!

Polybus.

Kannst du die Unschuld nicht sogleich beweisen,
So mord' ich dich in deiner Garderobe!

Zelinde.

Kehrt einst Diagoras von seinen Reisen,
Dann will ich geben dir die höchste Probe!

Polybus.

So lange magst du zittern vor der Strafe!

Zelinde.

In meine Tugend hüll' ich mich und schlafe!

(Ab.)

Polybus.

Diagoras! Ich werd' es nicht vergessen,
Und wenn Zelinde schlafen will, ich wache,
Und sollten fliehn auch dreißig Ostermessen,
Bevor du wiederkehrst zu meinem Dache!
Anlegen aber will ich selbst indessen
Den Schacht, aus dem ich meine süße Rache,
Den Gran Arsenik denke noch zu fördern,
Der einst mich beigesellen soll den Mördern!

Dritter Akt.

Pallast in Theben.

Lajus. Jokaste.

Lajus.

Ja, nach Delphi will ich reisen, theures Weib, mit Melchior,
Und ich lege dann der Pythia meinen Traum von heute vor:
Krank in einem Schiffe saß ich, durch den Schwung der Welle krank,
Die sich bald erhob zu Bergen, bald in tiefe Thäler sank.
Endlich wollt' ich mich erbrechen, und ich öffne schon den Mund,
Sieh, da flattert eine große Fledermaus mir aus dem Schlund,
Diese setzt sich auf die Brust mir, frißt mir Leber weg und Milz,
Nur anstatt des Herzens fand sie nichts als einen roten Pilz.

Jokaste.

Bloß Erinnerungen sind es von dem Schicksal jener Nacht,
Als ich unsern Sohn vor zwanzig Jahren einst zur Welt gebracht:
Wollten wir an Träume glauben, welch ein Ende nähme das?

Lajus.

Mir den Tod von Sohnes Händen kündete Tiresias.

Jokaste.

Jenen hat ein Leu Cithärons zwanzig Jahre lang verdaut.

Lajus.

Ach, und wüßtest du, was in der Unterwelt ich dann geschaut,
Als ich tot hinabgestiegen! Schon in Charons Nachen stand
Fast ein ganzes Volk, vernichtet, ohne Herd und Vaterland,
Das gebracht die letzten Opfer, seinem Könige zulieb,
Der's zum Dank dann strich mit Ruten, ja mit Skorpionen hieb!
Mehr gekrönte Gimpel sah ich, als es Grillen giebt im Gras,

Einen Vatermörder endlich, welcher fromm im Kempis las;
Aber nur mit Einem Auge, denn das andre schielte dreist
Nach verbuhlten Frau'n, es blieb ihm keins für seines Vaters Geist,
Der mit offnen Augen hinter seinem Sessel schnarchend schlief;
Aber ich erwachte schaudernd, während ich um Hülfe rief.

Jokaste.

Laß die Nachtgespenster, freue dich des Tags!

Cajus.

Ich eile fort,
Hole mir von Delphi's Dreifuß irgend ein Orakelwort.

(Ab.)

Jokaste.

Kann ich doch indeß mit meinen beiden Sängern mich erfreu'n,
Ein'ge Lesefrüchte sammeln, einige Gedichte streu'n!
Ach, da las ich just im Houwald eine Stelle, welche nie
Wieder aus dem Kopfe geht mir, oder aus der Phantasie;
Denn in einem Trauerspiele tritt (die Feinde haßt das Stück)
Eine Fürstin auf um Mitternacht und wünscht den Tag zurück,
Und sie sagt, dieß auszudrücken, wie's nur ein Genie vermag:
Daß ich wäre deine Mutter, um zu wecken dich, o Tag!
Welch ein kühnes Bild, wie würdig eines Wesens auf dem Thron!
Welch ein zarter Wunsch von dieser königlichen Weibsperson!
Jene wäre gern des Tages Mutter, fragte mich genau
Was ich gerne wäre, Houwald, würd' ich sagen: Deine Frau!

(Ab.)

Pallast in Corinth.

Zelinde allein.

Wie oft entstieg bereits der Badewanne
Des Meers Apoll und tauchte neu sich nieder,
Und immer lebt Diagoras im Banne,
Wiewohl ich wünschte fast, er kehrte wieder,

Damit ich zeigte meinem bösen Manne,
Welch einen Busen mir bedeckt das Mieder,
Getreu und fleckenlos nach achtzig Lenzen,
Und immer voll moralischer Sentenzen!

Ein keckes Wagstück komme mir zu Statten,
Und offenbare meiner Tugend Zauber,
Da jener Buhler, der sie stellt in Schatten,
Mich täglich spröder fand und täglich tauber:
Bald siehst du jeglichen Verdacht ermatten,
O Polybus, und siehst mich rein und sauber,
Wie wenig auch für deine Frau du glühest,
Und bloß um's Bergbauwesen dich bemühest!

Zelinde. Oedipus.

Oedipus.

Dich um was zu fragen, Mutter, kam ich; doch es fällt mir schwer.

Zelinde.

Immer laufst du doch mit deinen Freunden in der Stadt umher!
Bei Bankett und Tanz und Ballspiel, Stiergefecht, Turnier und Streit
Bist du Tag und Nacht beschäftigt, und verlierst die schöne Zeit.

Oedipus.

Um die Zeit, o liebe Mutter, ist es ein besondres Gut,
Der verliert sie nie, der immer, was gebeut die Stunde, thut,
Bloß die lange Weile nenn' ich Zeitverlust, und diese kaum,
Denn sie lehrt, wie lang das Leben, das uns dünkt ein kurzer Traum.

Zelinde.

Was begehrst du?

Oedipus.

Bei dem Ringspiel gab es Widerspruch und Zank,
Und es schalt mich Einer Bastard, der vor mir zu Boden sank:

Dieses Wort hat augenblicklich meinen ganzen Mut gebeugt,
Und ich bitte, mir zu sagen, ob ich ehlich bin erzeugt?

Zelinde.

Welche Frage! Welche Sitten! Fällt man mit der Thür in's Haus?

Oedipus.

Bin ich, oder bin ich nicht es?

Zelinde.

Fragt man denn so rund heraus?

Oedipus.

Wie ein Pfeil nach seinem Ziele fliegt des braven Mannes Wort.

Zelinde.

Wenn du so verfährst, so scheuchst du nächstens alle Menschen fort.

(Ab.)

Oedipus.

Will es Diese nicht entdecken, frag' ich bei'm Orakel an,
Denn die Wahrheit hat von jeher bloß den Schurken wehgethan.

(Ab.)

Platz vor dem Tempel in Delphi.

Die Pythia allein.

Dem Gotte klag' ich, der mich hält gebunden
An diesen Dreifuß, meine Leiden alle,
Und zeig' ihm alle meine Seelenwunden:

Zwar ist sie herrlich, diese Tempelhalle,
Die Säulen schlank, das Thor in Erz gegossen,
Und auf dem Dache selbst erglühn Metalle;

Doch hab' ich Glück und Freude hier genossen?
Hat je gedankt mir ein beredter Frager,
Dem ich der Zukunft Himmel aufgeschlossen?

Da grau vor Alter ich und bleich und hager,
Wie könnt' ich kosten je das Blut der Rebe?
Wie könnt' ich ruhn auf einem weichen Lager?

Die Rosen bilden überall Gewebe,
Und Liebe schläft an jedes Baches Borden.
Ich aber kenne nur den Gott und bebe!

Da silberweiß mir jedes Haar geworden,
Was frommt's, wenn mein Orakelspruch erklinget
Unwiderstehlich, wie ein Sturm im Norden?

Mit keiner Blumenkette mehr umschlinget
Die Erde mich, und mancher Thor verlachte
Mich als Betrüg'rin, welche Märchen singet:

O schnöder Pöbel, den ich ganz verachte,
Der gern mir möchte jedes Wort verpönen,
Als ob er könnte denken, was ich dachte!

Er läßt ein bloßes Rabenlied ertönen;
Doch wenn ich öffne meine blassen Lippen,
So ist's, als öffne sich der Quell des Schönen!

Den Schiffer warn' ich vor des Lebens Klippen,
Doch läßt er sich vom Wellentanz ergötzen,
Bis er zu Grunde geht an Felsenrippen.

Was sing' ich Wahrheit diesem Volk von Klötzen,
Das kaum ertragen kann ein Bischen Lüge,
Denn selbst die Götter sind ihm nichts als Götzen!
Ich winde Kränze bloß um Aschenkrüge.

(Ab in den Tempel.)

Oedipus, späterhin Lajus und Melchior.

Oedipus.

Heil'ge Stätte, wo zu schwachem, sterblich eingeschränktem Sinn
Unerschaffne Wesen reden durch den Mund der Priesterin!
Dich begrüß' ich, deiner Schatten, deiner Lorbeerbüsche Nacht,
Deine Gipfel, deine Quellen, deines Tempels alte Pracht!

Lehre mich mein eignes Wesen kennen, lehre mich verstehn,
Wer ich bin, woher ich komme, und wohin ich werde gehn!
(Ab in den Tempel.)

Lajus. Melchior.

Lajus.
Ueberall zu wenig Ehrfurcht zeigt man mir und Devotion.

Melchior.
Welchem Steiße läßt sich ansehn, daß er saß auf einem Thron?
Wenn die Leute wissen könnten, daß du, Herr, der König bist,
Würden mehr Respekt sie zeigen, als bisher geschehen ist.

Oedipus (zurückkehrend).
Kurz und dunkel war das Wort der Pythia, das ich kaum verstand:
Meide stets, so sprach sie, meide, meide stets dein Vaterland!
Nun, so will ich nach Böotien, wenn man mich Corinths beraubt:
Nach Corinth zu gehn, nicht Jedem, sagt das Sprüchwort, ist's erlaubt.

Lajus.
Aus dem Wege mir.

Oedipus.
Warum denn?

Lajus.
Aus dem Wege, Vagabund!
Oder mit dem Zepter schlag' ich dir die Nasenspitze wund.

Oedipus.
Was verlangst du?

Lajus.
Mehr Respekt, Mensch!

Oedipus.
Mehr Respekt vor deinem Bart
Allenfalls, doch keineswegs Respekt vor deiner Lebensart!

Lajus.
Aus dem Wege, Wurm! Ich schlage dir die Kniee sonst entzwei!

Oedipus.

Ich zerbreche dir den Schädel, wie ein hartgesottnes Ei!

(Er erschlägt ihn und entflieht.)

Melchior.

Wehe, weh mir! Wie nach Theben bring' ich nun ein solches Wort?
Ahnung also war es, was ich gestern Abend hörte dort?
Denn Jokastens Harfe krachte, mächtig erst und dann gelind;
Doch ich dachte bloß, es wäre neben ihr der Dichter Kind!

(Ab mit dem Leichnam.)

Pallast in Theben.

Jokaste mit ihren Hofdichtern, Kind und Kindeskind.

Jokaste.

Was giebt's im literär'schen Fach für Neuigkeiten, Freunde, jetzt?

Kindeskind.

Ein Epigramm auf unsern Kind.

Jokaste.

Auf unsern Kind? In Schrecken setzt
Mich solch ein Wort! Wer wagt zu schmähn den besten Sänger dieser Flur?

Kind.

Auch sagt das Sinngedichtchen nichts, als daß ich klein sei von Statur,
Und fordert mich zum Wachsen auf! Das nenn' ich einen leichten Witz!

Kindeskind.

Auch schreibt das Ganze noch sich her von unserm Dresdner Musensitz,
Und einem Anekdötchen, das man vorgesucht aus altem Kram.

Kind.

Als nämlich einst Napoleon auf seiner Flucht durch Dresden kam

Von Moskwa, ließ er bitten mich, damit er fördre seinen Zug,
Die Siebenmeilenstiefel ihm zu borgen, die das Däumchen trug.

Jokaste.

Das ist für Sie nur ehrenvoll, und jener Spötter war zu dreist.

Kind.

Und wenn ich kurz bin von Statur, so bin ich doch ein langer
Geist!

Jokaste.

Das ist gewiß, und Jeder fühlt's, der Ihre Poesien vernimmt.

Kindeskind.

Sie sind ein wasserreicher Strom, den Keiner bis an's Ende
schwimmt!

Jokaste.

Verachten wir die Spötterei'n, und bilden, wie wir täglich thun,
Den akadem'schen Minnehof, und stellen eine Frage nun,
Von euch erörtert und glossirt.

Kindeskind.

Das Thema geb' uns deine Gunst,
Wir schmücken dann es reichlich aus mit jedem holden Schmuck
der Kunst.

Jokaste.

So stell' ich euch die Frage denn, ob ein verliebter Dichter mehr,
Ob mehr ein unverliebter gilt beim literärischen Verkehr?

Kind.

Mich dünkt, daß ein verliebter mehr vermag.

Kindeskind.

Ein unverliebter, mich.

Jokaste.

Ein Thema, das man oft glossirt, ich geb' es euch geflissentlich:

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken stehn zu ferne,
Nur in Tönen mag sie gerne
Alles, was sie will, verschönen.

Kind.

Soll das Herz sich ganz ergießen,
Strömen lassen alle Triebe,
Muß es voll sein und genießen;
Aber was, so möcht' ich schließen,
Macht das Herz so voll wie Liebe?
Tausend Harmonien entkeimen
Unserm Busen im Geheimen
Durch die Gegenwart des Schönen:
Liebe spricht von selbst in Reimen,
Süße Liebe denkt in Tönen.

Kindeskind.

Liebe nimmt den Sinn gefangen,
Schafft Verdruß und wirkt Verblendung:
Wer im Busen hegt Verlangen,
Trachtet nur nach schönen Wangen,
Aber nicht nach Kunstvollendung.
Wem das Herz, von Liebeszwickeln
Eingepreßt, Begierden prickeln,
Dem erlischt des Geists Laterne;
Seufzer wird er bloß entwickeln,
Denn Gedanken stehn zu ferne!

Kind.

Nein! Die Liebe wird gerade
Jeden Gegenstand verklären,
Wird den Pfad der Huld und Gnade
Wandeln, und auf diesem Pfade
Göttlichen Gesang gebären!
Kriechen mag sie nicht am Boden,
Nicht in steifen Perioden
Mag sie fliegen an die Sterne,
Nur in Liedern, nur in Oden,
Nur in Tönen mag sie gerne!

Kindeskind.

Sei's der Liebe zugegeben,

Daß sie hoch den Liebsten feiert;
Doch an ihm nur wird sie kleben,
Wird vergessen Welt und Leben,
Während sie von Liebe leiert:
Nein! die freie Seele rette
Sich von jeder Sinnenkette,
Himmlisch wird sie dann ertönen,
Wird mit Engeln um die Wette
Alles, was sie will, verschönen!

Die Vorigen. Tiresias.

Tiresias.

O Königin! Welch Mißgeschick brach über unsre Stadt herein
Wie bin ich froh, zu finden dich im Kreise deiner Sängerlein!
Sie mögen retten uns!

Jokaste.

Was giebt's?

Kind.

Mit Waffen bin ich nicht vertraut.

Tiresias.

Nicht Waffen gilt's, nur einen Vers, der gut und richtig ist gebaut.
Es hat erzürnt Apollo sich von uns Thebanern abgekehrt,
Weil wir den Götzen Kotzebue statt seiner hier im Land verehrt;
Drum hat er uns die Sphinx geschickt, so nennt sie sich, und ist ein Weib
Mit großen Flügeln an der Brust, und einem langen Drachenleib.
Sie sagt, sie wäre Mautnerin, und sitzt auf einem Fels am Weg,
Wo Jedermann vorüber muß, weil nahe dran ein schmaler Steg;
Und keck behaubtet diese Sphinx, es hätte sie gesandt Apoll,
Ein fehlerloses Distichon zu heischen hier als Straßenzoll.
Wer nun ein fehlerhaftes bringt, den stürzt sie gleich hinab die Kluft,

Und diese ward dem größten Theil der Stadt bereits zur
Todtengruft;
Doch wird ein wahres Distichon ihr dargebracht, so will sogleich
Sie selbst sich stürzen in den Schlund, und Friede kehrt in
dieses Reich.

Jokaste.

Was giebt es Leichtres wohl als das? Ich schicke hier die
beiden Kind.

Kind.

Jedoch bedenke, Königin, daß auch die Sänger Menschen sind,
Und Irren menschlich ist! So hat ein Recensent mich jüngst
geputzt,
Bloß weil ich Holzklotzpflock einmal als einen Daktylus
benutzt.

Jokaste.

Dergleichen kommt ja täglich vor, seit man in Theben Verse
leimt,
So las ich einen Dichter jüngst, der Löwe gar auf Schläfe
reimt!

Kindeskind.

Und freu'n auf Wein! Wir sind noch nicht die Letzten, laß
uns, Bruder, gehn,
Und sinnend auf ein Distichon den Kampf mit dieser Sphinx
bestehn!

(Beide ab.)

Die Vorigen. Melchior.

Melchior.

O Königin! Wie künd' ich dir die Schreckenspost?

Jokaste.

Welch neu Geschick?

Melchior.

Erschlagen ward dein Ehgemahl von einem jungen Galgenstrick!

Jokaste.

Wenn schon von hier und dort zugleich die Welle schlägt in's
lecke Bot,
Dann zeigt sich Geistesgegenwart am höchsten bei der höchsten
Not!
Zwar bin ich nur ein schwaches Weib; doch fühl' ich mich gefaßt
im Schmerz,
Und weiß zu sorgen für das Volk, zu sorgen für das eigne
Herz!
Durch einen Herold lasse man trompeten durch das ganze Land:
Derjen'ge, der die Sphinx erlegt, erhält Jokastens Kron' und
Hand!
So wird vom Zolle frei die Stadt, und da gestorben ihr
Tyrann,
Verschaff' ich einen neuen ihr, und mir verschaff' ich einen
Mann;
Und wenn mich auch, wie früher ich geschwärmt, der Ehe
süßes Joch
Mit meinem Houwald nicht vereint, bekomm' ich einen Dichter
doch!

(Ab.)

Felsiger Weg mit einem Zollhäuschen.

Die Sphinx allein.

Ein traurig Loos bestimmten mir die Mören:
Ich muß verbannt auf diesem öden Berge,
So lang ich lebe, schlechte Verse hören,
Und dieß Geschlecht bestrafen dann als Scherge;
Und zeigt sich Einer, der mit Musenchören
Vertrauter ist, als diese Dichterzwerge,
So muß ich selbst in Charons Nachen steigen,
Anstatt dem süßen Klang das Ohr zu neigen.

Man nennt mich herb und allzuhart und spröde,
Doch geht's mit mir wie mit den andern Dingen:
Wer leicht und frech mit mir verfährt und schnöde,
Dem wird der Sieg zu keiner Zeit gelingen!
Mich quälen täglich Sänger und Tragöde,
Doch Keiner konnte mich bis jetzt bezwingen:
Unüberwindlich ward ich schon gescholten
Von Einem, welcher mir so viel gegolten!

Ihr Millionen oder Milliarden,
Die ihr genippt aus Hippokrene's Lache,
Versorgend jährlich mit so viel Bastarden
Die Findelhäuser aller Almanache:
Ich bin die Sphinx, die Zöllnerin der Barden,
Indem ich zinsbar eure Verse mache;
Zwar Verse dünken euch bequeme Zölle,
Doch sind sie schlecht, so schick' ich euch zur Hölle!

(Eine Menge Dichter, worunter auch Kind und Kindeskind, gehn vorüber. Jeder hält eine Schreibtafel in der Hand, worauf ein Distichon geschrieben steht. Die Sphinx liest die Disticha, und wirft die Verfasser nach allen Seiten in den Abgrund. Zuletzt erscheint Oedipus.)

Oedipus.

Bist du das Ungethüm, von dem sie sagen,
Du littest keine Verse, welche hinken,
Und ließest Alle, die dergleichen wagen,
Den bittern Tod in diesem Schlunde trinken,
Und stündest ab, das arme Land zu plagen,
Wenn unter allen diesen lauten Finken
Nur Eine Nachtigall zu finden wäre,
Die ohne Fehl ein Distichon gebäre?

Die Sphinx.

Daß Jeder das, was er betreibt, verstehe,
Wag' ich zu fordern und aus guten Gründen:
Zwar scheint ein schlechter Vers ein kleines Wehe,
Und doch erzeugt er eine Menge Sünden;
Denn allzuleicht nur wird in wilder Ehe

Sich eine schlechte That mit ihm verbünden:
Wer durch sich selbst kann keinen Kranz erreichen,
Der muß denselben ränkevoll erschleichen.

Oedipus.

Du scheinst die Fodrung nicht zu hoch zu stellen:
Doch wundert kaum es mich, erhabnes Wesen,
Daß unter allen jenen Junggesellen
Für keinen Deut Geschicklichkeit gewesen:
Tragödien hab' ich oft von hundert Ellen,
Doch nie ein richtig Distichon gelesen.
Hier siehst du eins auf dieses Blatt geschrieben,
So nimm es hin und lies es nach Belieben!

(Distichon in Transparent erscheinend.)

Möge die Welt durchschweifen der herrliche Dulder Odysseus,
Kehrt er zurück, weh' euch, wehe dem Freiergeschlecht!

(Nachdem es die Sphinx gelesen, stürzt sie sich in's Orchester hinunter und Oedipus verläßt den Schauplatz.)

Die Sphinx (an die Zuschauer).

So sprang ich denn zu euch herab, und kam so ziemlich gut davon;
Doch wag' ich nicht euch anzuflehn, zu zollen mir ein Distichon!
Auch bitt' ich, habt Geduld mit mir! An Lebensart und an Costüm
Gebricht es meiner Wenigkeit, ich bin ein heidnisch Ungethüm.
Ich weiß, daß hier verboten ist, ein bischen derb zu sein und frei,
Denn überall, wo Menschen sind, versteckt ihr eure Polizei!
Ihr möchtet von der Henne Milch, ein Ei gewinnen von der Kuh,
Und zwingt den Fuß des Herkules in euren schmalen Kinderschuh:
So that man nicht in Griechenland, woher ich komme! Jede Kraft
Fand ihren Spielraum, keine gab dem Unvermögen Rechenschaft!
Gewähren ließ man, was Natur aus diesem Mann gemacht und dem,
Und ehrte jeden großen Trieb in diesem großen Weltsystem:

Im Aeschylus den hohen Trotz, den Duldersinn im Sokrates,
Die Weichlichkeit Anakreons, den Witz des Aristophanes;
Da nahm der Tänzer seinen Kranz, der Fechter seiner Fäuste
Preis,
Dem Schönen ward ein schöner Freund, dem Weisen ward ein
Schülerkreis:
Da wuchsen ächte Männer auf, und Frauen groß, wie Sappho
war,
Holdselig wie Aspasia, wie Diotima wunderbar!
Drum könnte lernen mancherlei, so scheint's, von ihnen mancher
Christ,
Die Jugend unter andern auch, die nicht der Güter letztes ist!
Doch weil ihr besser seid, so ruft die Besten unter euch empor:
Wohlan! Es zeige sich Lykurg! Epaminondas trete vor!
Ihr schweigt? Je nun, zum Lobe dient es euch, von Gott so
reich begabt,
Daß ihr in eurem frommen Klubb nicht einen einzgen Heiden habt!
Euch Schande bringen könnte bloß, ja selbst dem Staate bloß
Ruin
Ein einziger Timoleon an einem Orte wie Berlin!
Denn wißt, ich hege für Berlin im Herzen einen kleinen Groll:
Viel edle Männer walten dort; doch ist der große Haufe toll,
Dort, wo bewundert ward Fouqué und wer in dessen Stapfen
trat,
Wo man den Raupel jetzt verehrt und sein Tragödienfabrikat,
(Deßwegen, heißt es, soll er auch, wie ein Genie die Backen
blähn;
Doch will er Philomele sein, so muß er flöten, statt zu krähn:
Es ist der Ruhm an manchem Ort ein gar zu leicht erworbner
Schatz,
Wo Alles nach den Sphären lauscht, wenn auf dem Schlote
singt ein Spatz!)
O stünde doch im Lande Teuts ein Solon auf, und sagte dreist:
Nie schreibe mehr ein Trauerspiel, wer ganz versimpelt ist an
Geist!

Und da's so viel Calvine giebt, durch ihre Strenge wohlbekannt,
So werde wöchentlich ein Stoß Tragödien öffentlich verbrannt:
Die Flamme schlage hoch empor, und mächtig lodernd schwängre sie
Tholucks gelehrte Stubenluft mit einem Hauch von Poesie,
Verwandle vor dem trüben Blick des ganz ascetischen Kumpans
Die ew'gen Fröste von Berlin in einen Frühling Kanaans!
Doch merk' ich, daß umsonst ich nur, der Poetasterei zu Trutz,
Die Rechtsgelehrten angeregt, die Geistlichen gefleht um Schutz:
Euch Aerzte ruf' ich endlich auf, da sonst mir keine Hülfe bleibt,
Euch Aerzte, die ihr manchem Mann manch nützliches Recept verschreibt,
Verbietet doch Romantikern Papier und Federkiel und Stift,
Und ordinirt, wenn nichts verschlägt, ein kleines Gränchen Rattengift!
Sonst wird noch eure Poesie so frei, so burschikos und flott,
Bis endlich ganz Europa ruft: Ihr Deutschen seid ein Kinderspott!

Vierter Akt.

Pallast in Corinth.

Diagoras. Zelinde.

Diagoras.

Ja, nach dreißig langen Jahren kehr' ich wieder, schönes Weib!
Und die ganze Welt besah' ich, was ein hübscher Zeitvertreib:
Sah das Herz Europa's, wie sie's nennen; leider ist's von Speck;
Dein massives Herz, Zelinde, liegt allein am rechten Fleck.

Zelinde.

O du bist umsonst gewandert, da du tief in deiner Brust
Wiederbringst dieselben Laster und dieselbe böse Lust!
Hättest wirklich im Sarmatenlande du so süß und lind

Grasen sehn die frommen Schäflein, die mitunter Katzen sind,
Hören können, wie die Krüdner als Velleda dort geschrien,
O es wäre deine Seele voll erhabner Psalmodien!

Diagoras.

In Campanien, wo man auf den platten Dächern drischt das Korn,
Wenn Vertumnus ausgeschüttet seines Ueberflusses Horn,
In Campanien vor die Augen trat mir ein Berliner Christ,
Und ich sah, daß dieser Leute Gott ein bloßer Apis ist;
Auch die Krüdner, wo sie jemals lehrte, wo sie wirkte je,
Nicht Velleda war sie, scheint es; aber wohl Pasiphae!

Zelinde.

Hast du denn auf deinen Reisen nichts als Heuchlervolk erblickt,
Keinen, welcher gegen Himmel wirkliche Gebete schickt?

Diagoras.

Einen wahren Frommen sah ich, den das Erzgebürg gebar,
Der, was Jene tölpisch äffen, wirklich in der Seele war;
Doch wie Mancher, der so linkisch itzt den Himmel klimmt hinan,
Thut es, weil gerad' er eines frommen Königs Unterthan:
Wäre noch, wie sonst, ein Freigeist Flügelmann, wie schnell belehrt
Würden Jene Gott verläugnen durch ein steifes Rechtsumkehrt!

Zelinde.

Laß uns von uns selber sprechen! Liebst du wirklich mich getreu?

Diagoras.

Kannst du fragen?

Zelinde.

Deine Worte, sind es keine leere Spreu?

Diagoras.

Prüfe mich! Die größte Probe scheint mir, dir zu Liebe, klein.

Zelinde.

Nun so schenke mir dein Herz!

Diagoras.

Seit sechzig Jahren ist es dein!

Zelinde.

Nein, so mein' ich's nicht! Dergleichen Phrasen sind für ein
Sonett!
Nein, ich will das körperliche Herz, ein Herz mit wahrem Fett:
Da du stets materiell warst, werd' auch ich materiell:
Ein platonisch Herz genügt mir keineswegs! — Entscheide schnell!

Diagoras.

Immer schlug mein Herz für dich nur!

Zelinde.

Aber sinnlich und verrucht,
Und dadurch mit Recht erregend meines Mannes Eifersucht;
Glaube mir, auf keine Weise thu' ich seinem Zorn genug,
Wenn ich nicht das Herz ihm schenke, das für mich in Liebe
schlug.

Diagoras.

Dieser Antrag kommt mir etwas unerwartet, ja sogar
Grob und unmanierlich wag' ich ihn zu nennen.

Zelinde.

Sonderbar!
Also Redensarten waren's, wenn du sagtest mir und schriebst,
Daß du mehr mich als das Leben, mehr als deine Seele liebst?
Lüge waren deine Seufzer, deine Schwüre waren Scherz?
Und das Herz, das jetzt du weigerst, war es nur ein falsches
Herz?
O der Männer! O des Meineids, den sie jeden Tag begehn,
Sie, die nicht die kleinste Prüfung, auch die kleinste nicht, be-
stehn!
Welche Freude dir zu machen wähnt' ich! Jahre sann ich nach,
Zu befrein von jeder Qual dich, und mich selbst von jeder
Schmach:
Endlich fand ich dieses Mittel, fand es und du schlägst es aus!

Diagoras.

Steigst du selbst mit mir hinunter, tret' ich gern in Pluto's Haus.

Zelinde.

Sterben ich? Noch lang zu leben denk' ich, meinem Gatten treu.

Diagoras.

Alte Hekuba!

Zelinde.

Was hör' ich?

Diagoras.

Hältst du dich vielleicht für neu?

Zelinde.

Welch ein Zorn ergriffe jetzt mich, gäb' es meine Tugend zu.

Diagoras.

Schöne Tugend!

Zelinde.

Wie? Du zweifelst? Alter Rabe!

Diagoras.

Kakadu!

Zelinde.

Nun, ich hoffe, nicht vergebens schiltst du meine Tugend alt!

(Im Abgehen.)

Was er mir im Guten weigert, das ertrotz' ich mit Gewalt!

(Ab.)

Diagoras.

Welch ein Vorschlag! Auszuschneiden mir das Herz in seiner Kraft!
Und dergleichen Leute gelten heut zu Tag für tugendhaft!
Aus dem Staube mach' ich schnell mich! Nein, dem Himmel sei's geklagt,
Daß dem weiblichen Geschlechte die Vernunft er hat versagt!

Polybus. Diagoras.

Polybus.

Ei, Diagoras, willkommen!

Diagoras.

Sieh zu Füßen deinen Knecht;
Doch vergönne, daß ich gehe!

Polybus.

Nein, du kommst mir eben recht!

Und jeder Sänger, welcher je gesungen,
Geriet in solche Wut und solche Hitze,
Hieherzukommen und den Vers zu schmieden,
Daß aus der Welt gewichen schien der Frieden!

So lang' ein Fuhrwerk war noch aufzutreiben,
Ein Gaul, ein Kütschchen oder nur ein Nachen,
So lang's noch einiges Papier zum Schreiben,
Noch etwas Tinte gab zum Versemachen,
So wollte Keiner mehr zu Hause bleiben:
Die Greise kamen selbst, die alterschwachen,
Es rissen sich die Säuglinge vom Busen
Der Mütter ab und saugten an den Musen.

Das Jüdchen Raupel erst begann zu singen,
Das itzt als Raupach trägt so hoch die Nase:
Es suchte sich zur Trunkenheit zu zwingen
Durch Schillers zehnmal abgebrühte Phrase,
Und als der Rausch ihm wollte nicht gelingen,
Da rief es aus: Ich taumle schon! Ich rase!
Der Edle rief's und eilt' in seine Kammer,
Und schmiert' ein Trauerspiel im Katzenjammer.

Sein Freund nur wollte nicht sich herverfügen,
Ihm war die matte Seele wie vernichtet,
Und seine Leier, nach so stolzen Flügen,
Im Hof als Brennholz zierlich aufgeschichtet:
Familienschwächen sucht er jetzt zu rügen,
Und spielt den Teufel, den er sonst gedichtet,
Indeß er selbst zufrieden ruht und eisern,
Zwar nicht auf Lorbeern, aber Birkenreisern.

Houwald hingegen kam herangefahren,
Ein alter Mensch, doch ähnlich einem jungen,
Ein Abcschütz von gereiften Jahren,
Der oft im Schweiß des Angesichts gesungen;
Und höchst bescheiden forschend nach dem Wahren,
Fragt er den Leser: Ist es mir gelungen?

Die Gans, von welcher ich entlehnt die Kiele,
Spaziert sie auch durch meine Trauerspiele?

Nach diesen sah ich ganze Züge wallen,
Wie könnt' ich nennen dir so viele Meister?
Und aus der Tasche guckte leider Allen
Ein schwerer Band von Poesien, ein feister:
Man hörte nichts als lauter Verse knallen,
Und Alle rochen nach Papier und Kleister,
Und Alle wollten uns die Zeit verkürzen,
Und suchten nebenbei die Sphinx zu stürzen.

Allein der Hauch, den diese Sänger hauchten,
Verpestete die Straßen und die Plätze,
Auch kam dazu, daß viele Musen schmauchten,
Und andre litten vollends an der Krätze,
Wofür sie leider eine Salbe brauchten,
Die als mephitisch ich vor vielen schätze:
Und so in Kurzem roch es allenthalben
Nach schlechten Versen, nach Tabak und Salben.

Im Norden kann man solchen Duft ertragen,
Und aus dem Norden kamen jene Musen;
Bei uns jedoch fing Alles an zu klagen,
Und schalt sie Kamtschadalen und Tungusen;
Doch schon begann die schnöde Pest zu nagen
An mancher Brust, an manchem schönen Busen:
Es ächzten Männer sich zu tot und Weiber,
Doch unermüdlich blieben jene Schreiber!

Oedipus.

Und solche Musen fahren fort zu flexen,
Und wollen hier vielleicht noch Ruhm gewinnen?
Ihr habt noch nicht sie mir verbrannt als Hexen,
Noch nicht gestäupt als Beutelschneiderinnen?
Glaubt ihr, ich könne, gleich den Versifexen,
Verdrehungen um alles Gute spinnen,

Und Mittelmäß'ges bis zum Himmel heben?
Glaubt ihr, ich sei der Böttiger von Theben?

Tiresias.

Wir glauben's nicht; doch lange sind zerstoben
Die bösen Reime, die die Pest verbreitet:
Uns kam Apoll, der über goldne Globen
Im lichten Himmel auf- und niederschreitet,
Zu Hülfe selbst, er kam herab von oben,
Und zürnte streng, durch unser Flehn geleitet,
Der Reimerzunft und ihren tollen Händeln;
Denn viele wagten selbst mit Gott zu tändeln!

Und schnell verwandelnd jene Dichterschaaren,
Was ihm gelang mit allzuleichtem Siege,
Macht' er zum Affen Den mit langen Haaren,
Und Den zum Trampelthier und Den zur Ziege,
Die meisten wurden Papagei'n und Staaren;
Houwaldchen ward in eine matte Fliege,
Und Raupel, der mit Trauerstücken handelt,
In einen Wiedhopf alsobald verwandelt.

Doch ist der Krankheitsstoff im Volk geblieben,
Und immer neu beginnt der Tod zu wüten:
Er sichelt frech mit ihren vollsten Trieben
Die Jugend ab, mit ihren schönsten Blüten!
Und täglich hören Herzen auf zu lieben,
Die gestern noch von einem Feuer glühten,
Das eine Welt umher entzünden könnte,
Wofern es ihnen das Geschick vergönnte.

Oedipus.

Welch Mittel fruchten soll und welche Sühne,
Nur einer Götterlippe kann's entschallen;
Drum alsogleich verlaß die Rednerbühne,
Und flehend eile nach den Tempelhallen,
Wo jener Gott, der mächtige, der kühne,
Der schöne, der melodische vor Allen,

Wo jener fromme Lautenschläger weilet,
Der Drachen tötet und Gebrechen heilet!

Und durch ein Lied auf seinem weichen Psalter,
Das unsre Dürre, wie ein Strom, umflute,
Verkünde gnädig uns der Welterhalter
Das Opfer, das für diese Zeiten blute:
Wir leben nicht in jenem goldnen Alter,
Wo auf dem Siegerwagen schläft das Gute,
Um welchen Lorbeern oder Myrten sprossen;
Denn diese Zeiten sind aus Erz gegossen!

(Er steigt mit raschen Schritten vom Thron herab; Tiresias verläßt den Saal, indem er dem Balthasar begegnet.)

Balthasar.

Schlimme Botschaft dir zu bringen, komm' ich, König, aus Corinth.

Oedipus.

Führen wieder mich die Götter durch ein neues Labyrinth,
Schwieriger vielleicht als jenes, das bei Nürnberg ward gepflanzt,
Wo der Pegnitz Blumenorden unter grünen Buchen tanzt?

Balthasar.

Polybus ist tot, gestorben ist Zelinde, seine Frau.

Oedipus.

Dieses Doppeljammers Anlaß, schnell erzähl' ihn und genau!

Balthasar.

Es kam zurück nach zehentausend Tagen
Diagoras zum Hofpallast des Fürsten;
Doch dieser schien, voll eifersücht'ger Plagen,
Seit Jahren schon nach Jenes Blut zu dürsten,
Um seiner Königsehre Mantelkragen
Von jenen Fasern allen reinzubürsten,
Die aus Zelindens Bett, so wähnt betrogen
Der Fürst Corinths, ihm waren angeflogen.

In seine Zimmer läßt er Jenen winken,
Zu fragen ihn nach seinen Abenteuern:

Er sucht mit Freundlichkeit den Haß zu schminken,
Durch Höflichkeit der innern Wut zu steuern,
Reicht ihm Confekt und giebt ihm Wein zu trinken,
Und pflegt bei jedem Schluck ihn anzufeuern;
Allein im Weine war ein Gift verborgen,
Das Jenen töten soll am andern Morgen.

Es hat verlassen kaum den Tisch der Rache
Diagoras, so schrecklich hintergangen,
Als auf der Treppe bei dem Schlafgemache
Zelindens ihn Zelindens Frauen fangen:
Gebunden wird an Hand und Fuß der Schwache,
Auf's Lager hingestreckt mit bleichen Wangen,
Und aus dem Busen ihm das Herz geschnitten:
O wie verderbt sind heut zu Tag die Sitten!

Versprochen hatte dem Gemahl Zelinde,
Wie sehr sie schuldlos wäre, zu beweisen,
Wann ihren Freund Diagoras die Winde
Zurückgeführt von seinen weiten Reisen;
Drum will sie schenken ihm als Angebinde
Das Herz des Liebsten, und er soll es speisen;
Er soll die Probe, die sie denkt zu liefern,
Höchsteigen kau'n mit seinen beiden Kiefern!

Sie ließ das Herz auf eine Weise kochen,
Wodurch das Zähste selbst sich läßt verdauen:
Der König aß es ohne Herzenspochen,
Und ohne Vorgefühl und ohne Grauen;
Da rief Zelinde: Was sie dir versprochen,
Es hat's gethan die keuscheste der Frauen:
Gegeben hab' ich dir die höchste Probe,
Nun liebe mich und meinen Mut belobe!

Was war Lukretia gegen mich, die rasche,
Die doch dem Gatten bloß zum Schmerz gestorben?
Was Artemisia, welche mit der Asche
Des Ehgemahls sich ihren Wein verdorben?

Doch ist's vergebens, daß ich Namen hasche,
Da gleichen Ruhm sich Keine hat erworben:
Des Liebsten hat noch Keine sich entledigt,
Wie sehr die Nachwelt ihre Namen predigt!

Auf daß du könnest mein Verdienst ermessen,
Und meine ganze Tugend ganz erfassest,
So wisse denn, und woll' es nie vergessen,
So wahr du jetzt aus Neubegier erblassest:
Das kleine Ding, das eben du gegessen,
Es war das Herz des Mannes, den du hassest,
Das Herz des liebenden Diagoras war's!
Was, fragte wütend sie der König, was war's?

Schon springt er auf mit rasender Geberde,
Und reißt das Vorlegmesser aus der Scheide:
So sei'n verflucht der Himmel und die Erde,
Denn keinen Anspruch hab' ich mehr an beide!
Der Himmel werde schwarz wie Pech, es werde
Die Erde weiß und farbenlos wie Kreide!
Das Herz, vernimm, das ich gespeis't so eben,
Es war mit Gift, es war mit Gift vergeben!

Er spricht's, indem er seine Messerspitze
Der treuen Gattin durch den Busen rennet,
Die sterbend sinkt von ihrem goldnen Sitze;
Ihm selbst bereits im Eingeweide brennet,
Des Giftes Wirkung, ungewohnte Hitze.
Von dir jedoch, mein Oedipus, bekennet
Zelinde noch in ihren letzten Stunden,
Man hätte dich als Findelkind gefunden.

Oedipus.

Das ist ein Vorfall, wahrlich, ohne Gleichen!

Balthasar.

Im Erdenschooße liegt er nun begraben.

Oedipus.

So wurden schon bestattet jene Leichen?

Balthasar.

Sie sind ein Raub der Motten und der Schaben.

Oedipus.

Du geh' und laß dir Trank und Speise reichen!

Balthasar.

Ich denke nicht, mich lange hier zu laben!

Oedipus.

Du willst zurück schon nach Corinth dich wenden?

Balthasar.

Wo meine Herrschaft modert, will ich enden.

(Ab.)

Oedipus.

So ist die Herkunft mir in tiefe Schleier
Auf's neu verhüllt, ich bin beraubt der Lieben,
Und dieses Volk, dem einst ich als Befreier
Erschienen bin, ich seh' es aufgerieben:
Warum erfreu'n wir uns am Klang der Leier,
Am Spiel des Glücks, an tausend süßen Trieben,
Wenn stets im Hintergrund die Furie lauert,
Und unser Leben zwo Sekunden dauert?

Die Vorigen. Jokaste.

Jokaste.

Gemahl! Von etwas Tragischem Bericht erstatten muß ich dir.

Oedipus.

O wehe mir! Wie bin ich satt vom Hören schon! O wehe mir!

Jokaste.

In wenig Worten bloß besteht's: Es hat Tiresias gefragt
Den Gott, woher dieß Uebel stammt, und dieser dann ihm ausgesagt,
So lange wüte hier die Pest, bis daß du strafst die Mörderhand,
Die unsern König einst erschlug, den Lajus, der geherrscht im Land.

Oedipus.

Und wer erschlug ihn?

Jokaste.

Keiner kennt den Mörder; doch der Seher mag
Hinuntersteigen in die Gruft, da schon gesunken ist der Tag,
Und meines vor'gen Mannes Geist citiren, und der Schatten soll
Verkünden, der's am besten weiß, wer ihn erschlug so schauder-
voll,
Daß noch nach zehen Jahren uns Verderben bringt die schnöde
That;
Denn Lajus war ein braver Mann, und gar ein strenger
Potentat!

Oedipus.

So sei's! Ihr Alle folget mir hinab zum Kirchhof, um sogleich
Wahrheit zu holen uns und Licht, und wär' es aus dem
Totenreich!

(Ab mit den Uebrigen.)

Jokaste.

Mir ist so bang und schauerlich, als käm' ich just aus einem Stück
Von Müllner oder sonst wovon, wo man beträchtlich weint, zurück;
Denn eben hatt' ich ein Gespräch mit unserm Knechte Melchior,
Zu forschen nach des Lajus Tod; doch bracht' er nichts Ge-
scheutes vor:
Verlegen schien er und verblüfft, und dann gestand er noch zuletzt,
Daß unsern kleinen Sohn er einst den Thieren gar nicht vorgesetzt,
Daß jenes Kind noch lebt vielleicht, was mich erschreckt hat und
bestürzt,
Da stets das Schicksal tückisch ist, sobald es seine Knoten schürzt.

(Ab.)

Kirchhof mit Cypressen und Denkmälern.

Tiresias, den Zug führend, Oedipus mit dem ganzen Gefolge.

Tiresias.

Kommt heran, wir sind zur Stelle, diesen Hügel steigt herauf;
Aber tretet leise, leise, wecket nicht die Toten auf!

Oedipus.

Männer, kommt mit euren Fackeln, bildet einen Kreis umher!

Tiresias.

Leise mit den Fackeln, leise; denn erwachen soll nur Er!

Oedipus.

Welch ein Vorgefühl befällt mich! Mir im Herzen starrt wie Eis
Jeder Tropfe Blutes!

Tiresias.

Wandelt leise!

Oedipus.

Bildet einen Kreis!

Tiresias.

Wecket nicht die Toten!

Oedipus.

Wehe! Düster mit Gewölk' umhing
Sich der ganze Himmel.

Tiresias.

Leise!

Oedipus.

Bildet einen großen Ring!

Tiresias.

Steig' empor, o Geist des Lajus! Wenn dem Tode was entschlüpft,
Wenn's ein Band giebt, das die Schatten an des Tags Gebilde knüpft,
Wenn die Seele nicht vergebens nach dem Wahrheitsfunken forscht,
Wenn ein Theilchen deines Wesens, nur ein Theilchen unvermorscht:
Bei den Wolken, über denen ewig jauchzt der Götter Chor,
Bei der Erde, voll von Moder, steige, steige, steig' empor!

(Die Gewölke senken sich, die Fackeln verlöschen, der Geist des Lajus erscheint.)

Oedipus.

Wehe! Welch Gespenst! Ich kenn' es! Mir vor Allen winkt
es zu!
Mir, ich kenn' es!

Tiresias.

Leise, leise!

Oedipus.

Wer erschlug dich, Alter?

Geist des Lajus.

Du!

(Er verschwindet, die Fackeln entzünden sich.)

Oedipus.

Wehe mir, wie früh vollendet seh' ich meiner Tage Lauf!
Ich erschlug ihn.

Tiresias.

Leise!

Oedipus.

Weh mir!

Tiresias.

Wecke nicht die Toten auf!

Die Vorigen. Jokaste.

Oedipus.

O Jokaste! Was geschehn ist, wurde klar, und was zu thun:
Deinen Gatten, ich erschlug ihn, übe selbst die Rache nun!
Nimm ein Schwert, und aus der Scheide zieh's mit eigner
Hand heraus!
Meine nackte Brust, du siehst sie!

Jokaste.

Wehe mir! Die Fledermaus!

Oedipus.

Welch ein neues Uebel!

Jokaste.

Wahrgesprochen hat des Sehers Mund:
Daß ich dich, ich dich geboren, thut das Muttermal mir kund!

Unser Sohn, du bist es, den wir, als er kaum den Tag gesehn,
Ausgesetzt als Fraß den Thieren; doch es sollte nicht geschehn!
Man verschonte dich, dem Schicksal ließ man, uns zu strafen, Raum;
Doch ich eile fort und schleunig häng' ich mich an einen Baum.
(Sie erhenkt sich im Hintergrunde.)

Tiresias.

Jammer über Jammer!

Jokaste.

Houwald!

Tiresias.

Horch! Sie rief mit letzter Kraft
Ihrem Houwald, offenbarend jene tiefe Leidenschaft
Für den Sänger, den sie lebend stets in ihrer Brust verbarg.

Oedipus.

Männer Thebens, löscht die Fackeln, bringt herbei mir einen Sarg!

Tiresias.

Glücklich, die hier unten schlummern, rings umher verscharrt im Sand:
Wenn die Erde dröhnt und zittert, halten sie dem Stoße Stand;
Doch auf ihrer Oberfläche bebt der Mensch auf seinem Sitz,
Ueber'm Haubt ihm brüllt der Donner, ihm um's Auge zuckt der Blitz!
Oedipus! Dein Jammerschicksal nicht verschließ' es tief in's Herz,
Rede, gieb ihm Luft in Worten, und ergieße deinen Schmerz!
(Bei den letzten Worten des Tiresias wird der Sarg gebracht und in die Mitte der Scene gestellt.)

Oedipus.

Ich schaudre wechselnd vor mir selbst und staune,
Als ob wir Alle bloße Träume wären:
Da doch der Mensch nur ein Geschöpf der Laune,

So sollten Weiber lieber nicht gebären!
Wo ist des Ruhms allmächtige Posaune,
Die meinen Namen mitgetheilt den Sphären?
Wo sind die Harfen, welche siebentönig
Mich einst gepriesen als den größten König?

Ich zwang die Sphinx, vor der ich Alle wanken
Und stürzen sah; doch ich bestand die Proben,
Und das, was Vielen ward zu Dornenranken,
Hab' ich zum Rosendiadem verwoben;
Und während tausend Nachen untersanken,
Ward ich vom leichten Element gehoben,
Durchschwamm die Fluten mit behender Schnelle,
Und mich umtanzte voll Musik die Welle!

Ich ging ein Jüngling, ungekannt von Allen,
Wohin, so wähnt' ich, mich die Pythia schickte,
Und ließ die Herrscherworte kaum erschallen,
Als jedes Haubt sich beugte mir und nickte;
Doch war ich schon dem Untergang verfallen,
Eh' ich den Glanz der Sonne noch erblickte,
Und was ein Gott mir statt des Seins gegeben,
Ein Zweifel war es zwischen Tod und Leben.

Nun aber weiß ich, wem ich angehöre,
Als Kind zum Raube schon bestimmt den Thieren:
Es sagen mir's die stummen Trauerflöre,
Die diesen Sarg zu meinen Füßen zieren,
Es rufen mir's der Sterne goldne Chöre,
Und was ich muß, das will ich auch verlieren,
Will ohne Schuld, doch solcher Thaten Thäter,
Lebendig steigen in die Gruft der Väter!

(Er legt sich in den Sarg; während der Deckel geschlossen wird, fällt der Vorhang.)

Fünfter Akt.

Das Publicum. Chor der Haidschnucken.

Chor.

Was hältst du, Freund! von diesem neuen Trauerspiel?

Publicum.

O zum Entsetzen meisterhaft! Zum Fressen schön!

Chor.

Wie antisophokleisch er's behandelt hat!

Publicum.

Anachronismen eingestreut zu tausenden!

Chor.

So ganz unendlich tragisch! Alle sterben fast.

Publicum.

Bis auf die zwei Hebammen.

Chor.

Diese hat gewiß
Die böse Pest mit weggerafft.

Publicum.

Wie aber kam
Die Sphinx bis in's Orchester? Dieses that sie, scheint's,
Auf eigne Faust?

Chor.

Ja, leider war die treffliche
Schauspielerin, der Rolle wegen, aufgebracht!
Sie stellte sonst Liebhaberinnen, zärtliche
Koketten dar, und sollte nun ein heidnisches
Geschwänztes Ungeheuer spielen! dieserhalb
Sprach aus dem Stegreif jene grobe Rede sie.

Publicum.

Doch ihr Costüm war ausgesucht! Welch himmlischer
Theaterschneider!

Chor.

Allerdings! Doch ist er auch

Weit besser, Freund, als bloße Dichter, honorirt,
Und Wem da viel gegeben ist, von Diesem wird
Auch viel gefordert.

Publicum.

Aber sieh! Wer naht sich uns?

Chor.

Ein Exilirter aus Berlin, er heißt Verstand.

Publicum.

Ihn hab' ich nennen hören, aber nie gesehn.

Die Vorigen. Der Verstand.

Chor.

Du hast das hohe Meisterwerk mit abgehorcht:
Nun gieb ein Urtheil!

Verstand.

Alles schier so lappenhaft
Geflickt, und eins an's Andre nur so hingenäht,
Daß ich den Bühnenschneider für den wirklichen
Verfasser halte.

Publicum.

Sagt' ich nicht dasselbe just?
Wie herrlich war der Königin Jokaste Schlepp:
Kind's Frack allein war schmutzig.

Chor.

Weil der Frack es war,
Den ein Pygmäencorporal getragen einst,
Von eines Kranichs Blut besprützt! Die blutige
Tragödiendichtung aber ist von Nimmermann.

Verstand.

Ich will es glauben, ausgenommen Einzelnes,
In keinem Fall die Verse; doch der Plan gewiß.
Auch hat vielleicht ein lustiger Vogel hier und dort
Was Witziges eingeflochten, unterhaltender
Das lahme Spiel zu machen.

Chor.

Also kennst du nicht
Die Mode, daß man Tragisches jetzt und Komisches
Naturgemäß zusammenschachtelt insgemein,
Weil ja das Menschenleben selbst buntschäckig ist?

Verstand.

Das Leben freilich; aber sicher nicht die Kunst.

Publicum.

Oh! Kritisiren, lieber Herr, ist federleicht,
Doch Bessermachen schwierig.

Verstand.

Ja, ich wünschte selbst,
Daß Einer käme, welcher ganz auf praktischem
Weg euren Stümpern zeigte, daß sie Stümper sind;
Denn nie geglaubt noch haben sie's den Kritikern.
Auch wird Kritik noch stümperhafter ausgeübt,
Und meist von Dichterlingen selbst. Verrücktes wird
Gemütlich tief, Gedankenloses klar genannt,
Und Plattes höchst natürlich, aber dieses Lob
Ist nicht das Schlimmste! Denn es wird Vorzügliches
Zugleich herabgewürdiget durch den leichten Kniff,
Zu sagen: Dieses fehlt dem Werk, und freilich muß
Gar Vieles jedem Werke fehlen, freilich ganz
Unmöglich ist es, Calderon und Aeschylus,
Moliere und Aristophanes zugleich zu sein!

Publicum.

Es spricht der Mann gescheuter, als ich's dachte mir,
Und freigesinnt fast macht er mich: Ich glaubte sonst,
Daß Alles, was ein Recensent abdrucken läßt,
Buchstäblich wahr sei.

Chor.

Schweige nun! Es nähert sich
Der Stolz des Weltalls.

Publicum.

Nimmermann?

Chor.

Er ist es selbst!

Die Vorigen. Nimmermann.

Chor.

Auf, auf, o Genossen! Den Sänger begrüßt!
Er bezwingt die Natur, fügt Steine dem Bau,
Lehrt Bären den Tanz! Im Erschaffenen rings
Kommt nichts Ihm gleich; es besiegt sein Lied
Der Cicade Gezirp und den Unkengesang
Und des Kuckucks reiche Gedanken!

Auf, auf, o Genossen! Er kommt! O bedenkt,
Da ein Schöpfer er selbst, was bieten wir ihm?
Ach! Würde sofort des Gehegs Sumpfteich
Ein befruchtender Strom, und ein Lorbeerwald
Dieß Haidegewächs, und die Wolken umher
Babylonische hangende Gärten!

Auf, auf, o Genossen! Er wandelt heran
Lichtschön wie Apoll, der Köcher und Pfeil
Im Gebüsch ablegt, und die Leier bezieht
Mit Saiten! Es spühlt der kastalische Quell
An die Knöchel des Gotts, und es schleicht Sehnsucht
In die liebliche Seele der Musen!

Nimmermann.

Mit Dank empfang' ich wohlverdienten Lobtribut.

Publicum.

Dich selber übertraffst du nun, das herrliche,
Superlativische Trauerspiel Cardenio,
Und manches andere Kraftprodukt, durch neidische
Kritiken bloß verspottet.

Verstand.

Diese nannten es
Hochschule für die Wissenschaft der Gähnerei,
Des Mittelmäßigen Mittelmeer, und ähnliche
Verbrauchte Bilder.

Nimmermann.

Und du selbst? Was denkst du denn?

Verstand.

Anmaßend wär' ich, wollt' ich noch urtheilen, wo
Deutschland entzückt gerichtet!

Nimmermann.

Zwar veracht' ich dich;
Doch zürnt dem armen Knaben nicht der höchste Gott,
Der ihm das Rauchfaß knieend bei der Messe schwingt;
Ich lasse mir dein Lob gefallen: Räuchere!

Verstand.

Wer kann erschöpfen dein Verdienst?

Nimmermann.

Ich bin zugleich
Poet und Kriminaljurist und Recensent,
Von drei Talenten eine Trippelallianz!

Verstand.

Wie ist der Staat zu beneiden, dem du dergestalt
Von allen Seiten dienst!

Nimmermann.

Es ist der preußische.

Verstand.

Glückseliges Oestreich!

Nimmermann.

Bin ich nicht ein großer Mensch?
Berlin vergöttert meine Kunst, und meiner Kunst
Kritiken stehn im Hegelischen Wochenblatt,
Als Pfand von seinem Werte. Dort erklärt' ich auch,
Weßhalb der getaufte Heine, mein Mitstrebender,
Kein Byron bloß mir, aber ein Petrarca scheint.

Verstand.

(Du ganz completter Gimpel!) Mir ein Pindarus.

Nimmermann.

Ihn nennen hätt' ich dürfen auch den Pindarus

Vom kleinen Stamme Benjamin; er nannte mich
Des jetzigen Zeitabschnittes ersten Tragiker!

Verstand.

O Lessing! Lessing! Drehe dich im Grab herum!

Nimmermann.

Nie hört' ich diesen Namen noch.

Verstand.

O Winckelmann!

Nimmermann.

Was für Pedanten rufst du an? Wer sind sie denn?

Verstand.

Mein großer Klopstock!

Nimmermann.

Welch ein Kleeblatt nennst du da?

Verstand.

Ein schönes Kleeblatt; aber längst dahingewelkt!

Nimmermann.

Fast ahn' ich, welcher Dichterschule, Nüchterner,
Du Huldigung darbringest! Deiner Lieblinge
Modernster ist gewißlich jener Dürftige,
Von welchem längst behaubtet meine Xenien,
Daß er die Verse, die er schreibt, vomire bloß?
Gedankenarmut, denn ich hab' ihn arm genannt,
Verbirgt er hinter Künstlichkeit!

Verstand.

Der Vogel, der
Sein Nest erbaut im zugeschornen Buchenlaub,
Bedient sich dessen als Natur.

Nimmermann.

Wer's nicht vermag,
Der also, glaubst du, könne keine Nester bau'n?

Verstand.

Ich zweifle d'ran. Weitschweifigen Halbtalenten sind
Präcise Formen Aberwitz, Notwendigkeit
Ist dein geheimes Weihgeschenk, o Genius!

Nimmermann.

Ich glaube gar, du ziehst mir jenen gräflichen
Und herrschbegierigen Dichter vor, Aristokrat?

Verstand.

Noch hab' ich niemals Anarchie begünstiget,
Und anzugreifen einen weit Gewaltigern,
Ist eine That, die sicherlich Verderben bringt.

Nimmermann.

Sich breit zu machen, wagen Exilirte noch?
Die Pietisten haben dir Berlin verpönt
Mit Fug und Recht! Wer kümmert um Verstand sich noch?
Hat unser Hoffmann, jener große Callotist,
Dich nicht magnetisch eingelullt, mit Fug und Recht?
Die Schüler Hegels bieten dir spitzfindiglich
Die Spitze dar: Wer kümmert um Verstand sich noch?
Mich lies, Fouqué studire dann, und sämmtliche
Franz Horn-Zigeunerzeunedeutsch-Berlinerei:
Wir haben keinen Theil an dir im Preußischen!
Aus meinen Augen weiche nur, wert bist du nicht
Mich anzuschau'n! Wer kümmert um Verstand sich noch!

Verstand.

Was fällt dir ein? Bezähme deinen Uebermut!
Nicht kennst du mich, so scheint es. Muß ich zeigen dir,
Aufknöpfend meinen Ueberrock, den Ordensstern?
Wie die Fürsten thun in Kotzebue's Komödien?
Zwar als Verbannter schleich' ich jetzt allein umher;
Doch vom Exil abruft mich einst das deutsche Volk:
Schon jetzt erklingt im Ohre mir sein Reueton,
Schon zerrt es mich am Saume meines Kleids zurück!
Dir aber, welchen schonend ich behandelte,
Dir schwillt der Kamm gewaltig, bitter höhnst du mich,
Und hältst für deines Gleichen mich, Betrogener!
Für jener Leutchen Einen, welche sonst vielleicht
Um deinen Schreibtisch drängten sich, beklatschten dich,
Von dir mit Schwulst sich stopfen ließen, Gänsen gleich.

Unseliger, der du heute nun erfahren mußt,
Welch ein Schatz beherzter Ueberlegenheit,
Biegsamer Kraft im Vorgefühl des Bewältigens,
Welch eine Suada dichterischer Redekunst
In meines Wesens Wesenheit Natur gelegt!
Denn jeden Hauch, der zwischen meine Zähne sich
Zur Lippe drängt, begleiten auch Zermalmungen!

Chor.

Was thust du? Wehe! Höhne nicht das Kraftgenie!

Verstand.

Du blickst herab verächtlich auf Gescheutere,
Als Pfuscher pfuschend, spielst du noch den Kritikus;
Doch schelten darf nicht Jeder, das bedenke du!
Denn selbst die Schicksalsnymphen will ich lieber sehn,
Als dich, den Eimer füllend am Poetenborn:
Du bist die Rachel, welche nur die Schafe tränkt!
Und wäre Müllners Musengott ein Satyr auch,
Mit dir verglichen ist er ein Hyperion,
So wahr der Sohn der Maja mir die Laute gab,
Ja, selbst die Pfeife, die den Argus eingewiegt!
Du bist allein ein ganzer Tollhaushelikon,
Der neun und neunzig Musen hat zu Närrinnen;
Der langen Weile nie versiechender Quell entspringt,
Wo nur den Boden stampfen mag dein Pegasus;
Wie Holperpflöcke pflanztest deine Verse du,
Auf daß du selbst im Rausche d'rüber stolperest,
Wofern der Krätzer, den ich biete, trunken macht:
Komm, thu' Bescheid mir, Bruder! Ich kredenze dir's!
Wie schäumt in meinem Becher dir der herbe Spott!

Chor.

Weh! Schone deine Gurgel, Unersättlicher!

Verstand.

Und kraft der Vollmacht, welche mir die Kunst verlieh,
Und kraft des Scherzes, welchen ich bemeistere,
Der unter meinen Händen fast erhaben klingt,

Als wär's der Andacht hoher Ernst, und kraft der Kraft
Zerstör' ich dich, und gebe dich dem Nichts anheim!
Zwar wäre, dich vernichten, eine kleine That;
Allein gesalbt zum Stellvertreter hab' ich dich
Der ganzen tollen Dichterlingsgenossenschaft,
Die auf dem Hackbrett Fieberträume phantasirt,
Und unsere deutsche Heldensprache ganz entweiht;
Ja, gleich wie Nero wünscht' ich euch nur Ein Gehirn,
Durch einen einzigen Witzeshieb zu spalten es,
Um aller Welt zu zeigen eine taube Nuß,
Mit ungenießbar'm Floskelmoder angefüllt.
Verstumme, schneide lieber dir die Zunge weg,
Die längst zum Aergernisse dient Vernünftigen!
An deiner Rechten haue dir den Daumen ab,
Mitsammt dem Fingerpaare, das die Feder führt:
An Geist ein Krüppel, werde bald es körperlich!

Chor.

Flieh, Nimmermann, die mörderischen Trimeter!

Verstand.

Wohin du fliehn willst, nimmermehr entrinnst du doch,
Und gleich Armeen umzingeln dich Verwünschungen!
Sachwalter giebt es keine für den Versifex,
Und aus dem Schooße schütteln dich die Wenigen,
Die noch geneigt dir waren, wie gemeinen Staub!
In meinen Waffen spiegle dich, erkenne dich,
Erschrick vor deiner Häßlichkeit und stirb sodann!
Ich bin im Jambenschleudern ein Archilochus,
Ein Zeus in meinem Sylbenfall, ein Donnerer!
Indem sie treffen, blenden meine Keile dich,
Von mir getötet, gaffst du noch Bewunderung!

(Ab.)

Nimmermann. Publicum. Chor.

Publicum.

O Grobian!

Nimmermann.

O Grobian!

Chor.

O Grobian!

Publicum.

Doch schien mir ziemlich wahr zu sein, was Jener sprach.

Chor.

Auch ich empfinde mannichfach mich umgestimmt;
Nur sprach er, dünkt mich, viel zu viel, und überdieß
War dieser Mensch handfester noch, handgreiflicher,
Als ein Tyrolerjäger aus dem Zillerthal.

Nimmermann.

Tyrol? Wie wird mir! Jucken mich Tragödien?

Chor.

Gieb acht, er brütet wieder was Dramatisches!

Nimmermann.

Der Himmel hangt voll Geigen, voll abscheulicher,
Fünffüßiger Jamben uns! O seht!

Publicum.

Wie rüttelt ihn
Begeisterung! Wie scheint er außer sich zu sein!
Weßwegen kratzt er aber auf dem Schädel sich?

Chor.

In seinen Lorbeern nistet jenes kluge Thier,
Das wohl versteht zu schätzen einen Mann von Kopf.

Nimmermann.

O mein Andreas Hofer, der erschossen wird!

Publicum.

Erschossen? Nicht doch! Schone diesen Ehrenmann!

Nimmermann.

Nicht lass' ich selbst erschießen ihn, ein Engel thut's:
Schon warf in eine Felsenschlucht das Mordgewehr,
Vom Kriege matt, der Bauerngeneral Tyrols;
Ein Engel holt es aber aus der Schlucht zurück,
Und legt's dem Helden wiederum zur Seite hin,

Um ihn zu Grund zu richten. Vom Historischen
Abweichen darf ich nimmermehr!

Publicum.

Der Engel soll
Zum Teufel gehn mit seiner Scheindienstfertigkeit!

Nimmermann.

Es ist ein Engel, den man auch weglassen kann,
Wie mir es vorschwebt darzuthun im Vorbericht.

Publicum.

Doch dünkt es mich entsetzlich, ohne Geld und Paß,
Verfolgt von Gassenjungen, durch die Welt zu ziehn,
Als weggelassener Engel eines Trauerspiels!

Nimmermann.

Ich folge treu den respektiven Zeitungen
Damaliger Zeit, mich haltend an's Historische,
Beginnend, eurem Dichterling Horaz zu Trotz,
Mit Leda's Ei die Pusterthaler Ilias.

Publicum.

Doch werden dann behaubten unsre Kritiker,
Daß die Erfindungsgabe ganz und gar gebricht,
Wenn lediglich den unverdauten Stoff du reichst;
Denn öfters hört' ich sagen über ein Trauerspiel,
Es wäre mit Begebenheiten vollgepfropft,
Doch ganz erfindungslos.

Chor.

Dann aber weißt du nicht,
Was als Erfindung rühmen uns Romantiker:
Histörchen, Abenteuer, plattes Volksgewäsch,
Statt folgerechten Gegenstands Entwickelung.

Nimmermann.

Was seh' ich? Oder besser noch, was riech' ich da?
Es wehet aus Tyrol mir ein verloderter
Papiergeruch! O wehe mir! Die Depeschen sind
Zu Staub verbrannt, an denen Hofers Leben hing!

Publicum.

Was riecht er denn? Jetzt scheint er ganz verzückt zu sein?

Nimmermann.

Treuloses Weib! Verrätst du deinen Ehemann,
Dem wandelbar'n Franzosenofficier zulieb?
Untreu verläßt auch dieser dich; doch kehrt er ein
In deine Hütte wiederum, du aber brennst
Ihm über'm Kopf das Haus zusammen, während er
Das Schreiben trägt in seiner Ficke Heiligthum!

Publicum.

Jetzt scheint er mir verrückt zu sein!

Nimmermann.

O schändliche
Depeschenmordbrandehebruchstyrolerinn!

Publicum.

Wahnsinn umflammt den Zirkel seines Dichteraugs!

Chor.

Weh! Offen gesteht's des Gesangs Wehmut:
Der berühmte Poet ist übergeschnappt!
Nun klage das All, nun werfe Natur
Nachtflöre des Tods
Auf jede Geburt des Frühlings!

Nimmermann.

Faßbinder, bindet wieder mir ein Tintenfaß,
Meins ist vor Schmerz zersprungen! Meine Thräne fließt!

Chor.

Schon plätschert herab sein Zährenerguß,
Und dem Haidegefild droht Sündflutschmach!
Wo entdeck' ich des Heils noachidischen Kahn?
Wo verheißt Trost uns
Ein poetischer Regenbogen?

Nimmermann.

Dieß sing' ich dir, mein Heine, Samen Abrahams!

Chor.

Er stirbt, und wimmernd fleht er schon Freund Hein herbei!

Publicum.

Du irrst, er ruft Freund Hein ja nicht, den herrlichen
Petrark des Lauberhüttenfests beschwört er bloß.

Nimmermann.

Du bist der ersten Dichter einer, sagst du selbst!

Publicum.

Wahr ist's, in einem Liedelein behaubtet er's;
Doch keiner glaubt's, wie's immer bei Propheten geht.

Nimmermann.

Welch einen Anlauf nimmst du, Synagogenstolz!

Publicum.

Gewiß, es ist dein Busenfreund des sterblichen
Geschlechts der Menschen Allerunverschämtester.

Nimmermann.

Sein Freund, ich bin's; doch möcht' ich nicht sein Liebchen sein,
Denn seine Küsse sondern ab Knoblauchsgeruch.

Publicum.

Drum führt er sein Riechfläschchen auch beständig mit.

Nimmermann.

Mein Heine! Sind wir beide nicht ein Paar Genie's?
Wer wagt zu stören, Süßer, uns den süßen Traum?

Chor.

Mir ist's, als hört' ich schlagen eine Pendeluhr,
Die einen sehr gefährlichlauten Wecker hat.

Nimmermann.

Wär's möglich? Drohte meinem Stern Verfinsterung?

Publicum.

Dem deinen nebst noch vielen, wenn ihr Sterne wärt;
Doch Blendlaternen schließen bloß Talgstümpfchen ein.

Chor.

Ihr seid die Jungfrau'n, deren Lampen ausgelöscht:
Was ist zu thun? Schon naht sich euch der Bräutigam,
Klangvollen Takt in seiner Schritte jeglichem,
Und bräutlich ruht am Busen ihm die Poesie!

Nimmermann.

Auch ihr verhöhnt mich?

Publicum.

Lieber, komm! Ich führe jetzt,
Um Muße dir zu schaffen, dich an jenen Ort,
Den Britten Bedlam heißen, Deutsche Narrenhaus.

Chor.

Er sagt es englisch, weil er dich Shakespear genannt.

Nimmermann.

Auch ihr verhöhnt mich? Weßenthalb, Verblendete?

Publicum.

Wir waren's, lieber Nimmermann! Der heilende
Verstand benahm die Schuppen uns als Augenarzt.

Nimmermann.

Ihr wolltet Shakespear'n länger nicht anbeten mehr?

Publicum.

Wir lieben Shakespear; aber wärst Shakespear du selbst,
Der nichts du bist, als seiner Affen grinzendster,
Du kämst zu spät der Forderung des Augenblicks:
Es hat die Welt verschleudert ihren Knabenschuh!

Nimmermann.

O wehe, weh mir! Meine letzte Stütze wankt.

Publicum.

Einfache Wahrheit bloß gefällt, kein Stelzenschritt,
Kein Harlekinsrock über einem Katafalk!

Nimmermann.

Weh, wehe meinen siebenfach geseiherten,
Phantastischplatten Quintessenztragödien!

Chor.

O Kraft der Wahrheit! Also selbst gestehst du es?

Nimmermann.

Wem deklamir' ich künftig euch? Weh, wehe mir!

Publicum.

In jener Anstalt fehlt es nicht an Hörenden:

Wahnwitzige bilden ebenfalls ein Publicum,
Ein sehr gemischtes, überaus vollzähliges.

Nimmermann.

So treff' ich auch jenseitige Mäcenaten an?

Publicum.

Tollhäusler zwar; doch immerhin Bewunderer.

Nimmermann.

Triumph! Ich gehe, führe mich! Triumph! Triumph!

(Vom Publicum abgeführt.)

Chorführer, an den Rand der Bühne vortretend.

Wenn streng der Poet, voll feurigen Spotts, der empor sich schraubenden Ohnmacht
Schwerfälligen Wahn, der platt, wie er ist, den begeisterten Schwärmer sogar noch
Will spielen, wie einst in die Saiten Apolls des Silens Maulesel hineingriff:
Wenn streng der Poet ihn strafte, verdient er den Dank und die Liebe der Mitwelt.
Da die Feinde zumal und die Hefe des Volks und die Stimmangeber in Deutschland
Ihn tief in den Staub ziehn möchten, damit er verliere sich unter der Mehrzahl,
So geziemt es gewiß der befreundeten Schaar, um so mehr ihn rettend zu flüchten,
Auf prangendem Schild ihn tragend empor, den Beherrscher des Worts in der Dichtkunst!
Seit ältester Zeit hat hier es getönt, und so oft im erneuenden Umschwung,
In verjüngter Gestalt aufstrebte die Welt, klang auch ein germanisches Lied nach.
Zwar lange verhallt ist jener Gesang, den einst des Arminius Heerschaar
Anstimmend gejauchzt in des Siegs Festschritt, auf römischen Gräbern getanzt ihn;

Doch blieb von der Zeit des gewaltigen Karls wohl noch ein gewaltiges Lied euch,
Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht, und verschämt, voll schüchterner Huld, dem erhabenen Helden die Hand reicht,
Bis dann sie zuletzt, durch's Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Graunvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haubt des enthaubteten Bruders.
Auch lispelt um euch der melodische Hauch aus späteren Tagen des Ruhms noch,
Als mächtigen Gangs zu des Heilands Gruft die gepanzerten Friedriche wallten;
An den Höfen erscholl der Gesang damals aus fürstlichem Mund, und der Kaiser,
Dem als Mitgift die Gestade Homers darbrachte die Tochter des Normanns,
Sang lieblichen Ton! Kaum aber erlosch sein Stamm in dem herrlichen Knaben,
Der, unter dem Beil hinsterbend, erlag capetingischer teuflischer Unthat,
Schwieg auch der Gesang, und die göttliche Kunst fiel unter die Meister des Handwerks.
Spät wieder erhub sie die heilige Kraft, als neue befruchtende Regung
Weit über die Welt, aus Deutschlands Gau'n, der begeisterte sächsische Mönch trug;
Doch strebte sie nun langsamer empor, weil blutiger Kriege Verderbniß
Das entvölkerte Reich, Jahrhunderte lang, preisgab der unendlichen Rohheit;
Weil Wechsel des Lauts erst hemmte das Lied, da der bibelentfaltende Luther
Durch männlichern Ton auf immer vertrieb die melodische rheinische Mundart.

Doch sollte das Wort um so reicher erblühn, und es lehrte zugleich es Melanchthon
Den gediegenen Klang, den einst anschlug die beglücktere Muse von Hellas,
Und so reifte heran die germanische Kunst, um entgegen zu gehn der Vollendung!
Lang schlich sie dahin, lang schleppte sie noch nachahmende Fessel und seufzte,
Bis Klopstock naht und die Welt fortreißt in erhabener Oden-beflüglung,
Und das Maß herstellt, und die Sprache beseelt und befreit von der gallischen Knechtschaft,
Zwar starr noch und herb und zuweilen versteint, auch nicht Jedwedem genießbar;
Doch ihm folgt bald das Gefällige nach und das Schöne mit Goethischer Sanftheit.
Manch großes Talent trat später hervor, und entfaltete himmlischen Reichthum;
Doch Keiner erschien, in der Kunst Fortschritt, dem unsterblichen Paare vergleichbar:
Keusch lehnt Klopstock an dem Lilienstab und um Goethe's erleuchtete Stirne
Glühn Rosen im Kranz! Kühn wäre der Wunsch, zu erringen verwandte Belohnung!
Ansprüchen entsagt gern unser Poet, Ansprüchen an euch! An die Zukunft
Nicht völlig, und stets wird löblicher That auch löblicher Lohn in der Zukunft!
Er beneidete nie die gefeierte Schaar um ein rauschendes Zeichen des Beifalls,
Wenn lallenden Tons sie zu stammeln begann die gestotterte Phrase der Unkunst;
Denn er hörte sie wohl und erkannte sie wohl, und verbiß die gerechte Verachtung:

Nie wird er sie nun mehr hören vielleicht, und er wandelt im
Garten Europa's,
Der schadlos ihn für manchen Verlust, für manches verkannte
Gedicht hält:
In dem Pinienhain, an den Buchten des Meers,
Wo die Well' abfließt voll triefenden Schaums,
Geht gern er allein, und wofern kein Ohr
Ihm mehr zuhorcht jenseits des Gebürgs,
Dann spornt zum Gesang zwar kein Beifall
Der Befreundeten ihn,
Doch Fülle des eigenen Wohllauts.

Nachschrift an den Romantiker.

⏓ — ⏑ — ⏑ ⏑ —, ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ —

Vorwürfe hab' ich gehört, noch eh' ich zu Stand gebracht
Das Werk, mit welchem ich dich, mein süßer Gesell, bedacht;
Es sprachen Freunde zu mir: „Wir sind an Poeten reich,
Was wählst du Helden dir aus, die schwach und verrückt zugleich?
Wer Nachtigallengesang zu tönen versteht, wie du,
Zieht sich das Rachegekreisch des Krähengeschlechtes zu!
Nie hat Apollo gezielt auf Hasen und andern Troß,
Die stolze Niobe nur demütigte sein Geschoß."

Ich muß vor solchem Verdacht vertheidigen jenes Lied:
Mein Held, was bist du mir denn, mein hinkender Jamben-
schmied?
Ein Ueberbleibsel der Zeit, die hoffentlich nun vorbei,
Jahrzehntelangen Gequicks romantischer, letzter Schrei!
Zwar macht dich keiner so leicht, sammt deinen Gefährten, stumm;
Doch denken lerne die Welt, und scheide Gerad' und Krumm!

Irrthümern bin ich gefolgt und habe, da falscher Schein
Betrügt, die Hefe geschöpft, zu zeigen, wie schlecht der Wein,
Dem Volk zu zeigen, wohin, in welches Gewölk von Dunst
Unreifer Schwindel geführt, und kindische, lahme Kunst:
Erst war man bloß paradox, bald folgte der tollste Quark,
Wahrheit ergrimmte zuletzt, und siehe, sie war so stark!
Gewiß, mir hätte den Ton der Leier die Scham gedämpft,
Wenn dein Geklimper ich bloß, langweiliger Mensch, bekämpft!
Volksthümlich nennen sie dich; drum hörtest du wohl, wie's scheint,
Daß auf die Säcke man schlägt, indeß man den Esel meint?
Ich muß, damit sich dabei beruhige dein Geschmack,
Gestehn dir, daß du allein im obigen Fall der Sack.

Die Liga von Cambrai.

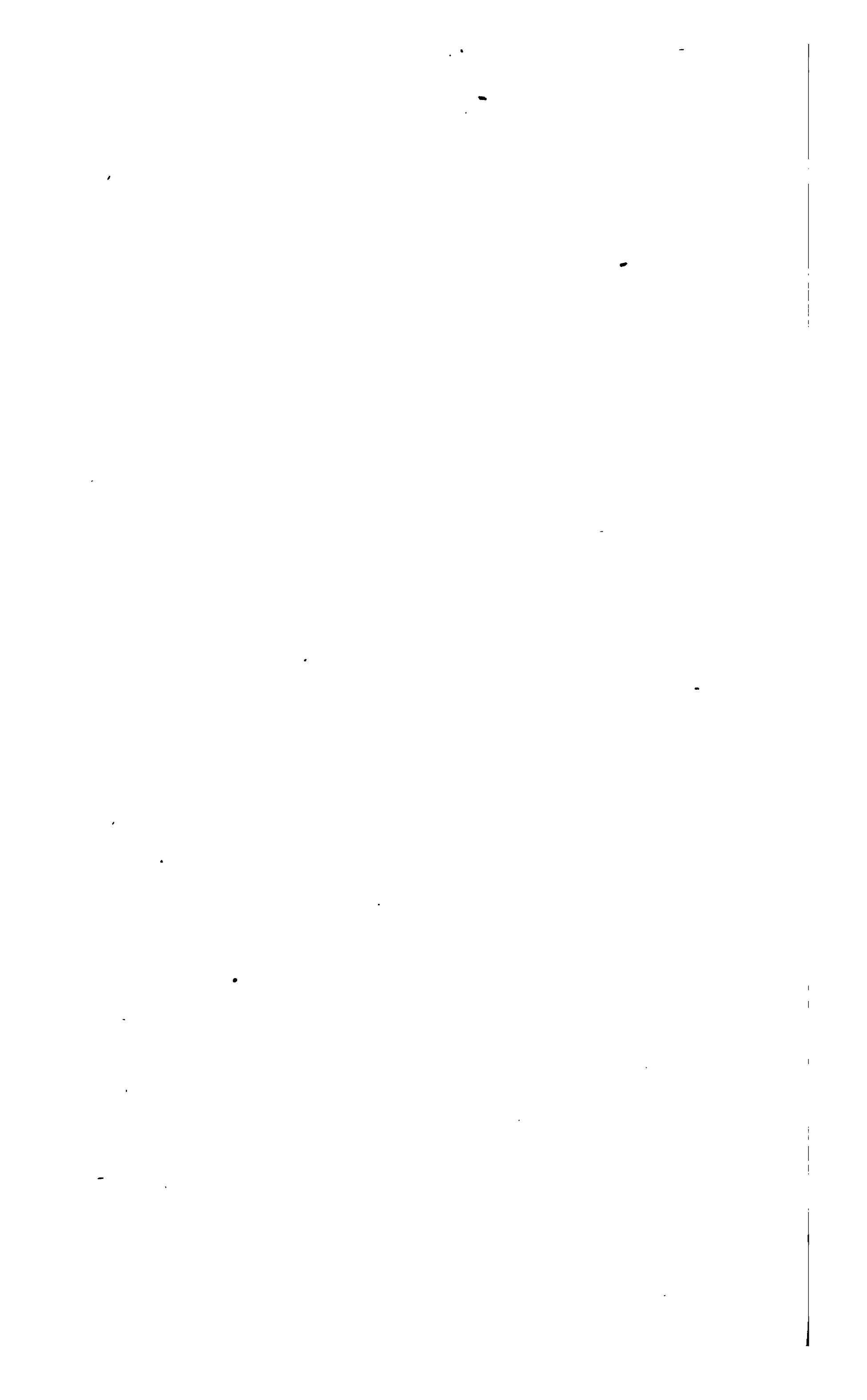
Geschichtliches Drama.

1832.

Personen.

Leonardo Loredano, Doge von Venedig.
Catharina Cornaro, Königin von Cypern.
Francesco Contarini,
Marco Vendramin,
Andreas Gritti,
Domenico Trevisani,
} Senatoren.
Der Cardinal Grimani.
Johannes Stella, Gesandter am kaiserlichen Hof.
Der spanische Botschafter in Venedig.
Lodovico Loredano, Sohn des Dogen.
Marin Sanudo, Historiograph.
Franz von Murano, Schiffshaubtmann.
Bürger. Volk. Senatoren. Gefolg der Königin von Cypern.

Schauplatz: Venedig. Zeit der Handlung: das Jahr 1509.



Erster Akt.

Platz vor dem Arsenal, mit den beiden athenienſiſchen Löwen.

Volk. Bürger. Arſenalotten in bunter Bewegung; unter ihnen **Franz von Murano**, Schiffshaubtmann.

Erſter Bürger.

Das war ein gräßlicher Ausbruch! Das ganze Pulvermagazin ſprang in die Luft; halb Venedig iſt mit Aſche bedeckt. Und gerade jetzt, wo die ganze Welt wider uns aufſteht!

Zweiter Bürger.

Es iſt ein trauriges Vorzeichen. So fuhr neulich der Blitz in die Citadelle von Breſcia und zerſprengte die dickſten Mauern, als ob er ſie den Feinden noch vor der Belagerung öffnen wollte. Venedig ſoll untergehn.

Ein Arſenalotte.

Pah, was ihr ſchwatzt! Die Mauern werden wieder aufgebaut, das Pulver iſt leicht zu erſetzen. Die Signorie iſt reicher als alle Könige über den Alpen.

Erſter Bürger.

Auch die Archive ſind verbrannt.

Arſenalotte.

Papier! Papier!

Zweiter Bürger.

Aber die Barke, die mit dem Truppenſold nach Ravenna fuhr und unterging, das waren mehr als papierne Schätze.

Erster Bürger.

Und die fünfzehntausend Zechinen, die der Senat nach Rom an den Feldhaubtmann Savelli schickte, um ein Heer aufzubringen, und die dieser in die Tasche steckte ohne auszurücken, weil ihn der Papst mit dem Bann bedrohte, wenn er uns beistünde.

Franz von Murano (der unter sie tritt).

Beruhigt euch, Kinder! Wir haben ein treffliches Heer am Oglio stehn, die Orsini sind wackere Haubtleute. Haben wir nicht schlimmere Feinde gesehn? Waren die Türken nicht schon im Friaul? Saht ihr nicht selbst, wenn ihr auf den neuen Fundamenten[1] spazieren gingt, die Feuersbrünste vom festen Land herüberleuchten, die die Ungläubigen entzündet hatten?

Arsenalotte.

Uns läßt Sankt Markus nicht untergehn! Ich hörte einen blinden Sänger in Chioggia; der sang, Venedig sei eine ewige Stadt. Der Himmel hätte sich im Meer gespiegelt und sein Widerschein wäre Venedig.

Ein Matrose.

Venedig ist älter als alle Königreiche. So pflegte Antonio Grimani zu sagen, unter dem ich diente.

Zweiter Bürger.

Antonio Grimani? Der als Verbannter in Rom lebt? Dessen brauchst du dich nicht zu rühmen!

Franz von Murano.

Es ist ein braver Mann; aber unschlüssig. Er hätte den Türken besser Widerpart halten sollen. Seine Verurtheilung war nicht ungerecht. Ich stand selbst auf dem Markusplatz, als er in Ketten hier eingebracht wurde. Er blickte zur Erde; aber so ernst, so edel! Sein Sohn, der Cardinal, war von Rom herbeigeeilt; er nahm seinem Vater die Ketten ab und trug sie selbst, und so ging er mit ihm in die Signorie.

Zweiter Bürger.

Das rührte aber den Senat keineswegs.

Franz von Murano.

War's nicht um so größer, daß Grimani sich so demütig unterwarf, so geduldig in die Verbannung ging? Er, der so reich ist, daß er ein Königreich kaufen könnte!

Matrose.

Auch rühm' ich mich nicht des Admirals. Aber mein Schiffskapitän war Andreas Loredano, und dessen darf ich mich rühmen. Unsere Galeere geriet in Brand, als wir ein türkisches Schiff anfielen. Ich und Andere, wir sprangen in's Meer, um an's nächste Fahrzeug zu schwimmen. Rettet euch, Herr Andreas, riefen wir ihm zu. Er aber ergriff das Markusbanner, das auf's Verdeck gepflanzt war, und schwang es in der Rechten und rief: „Unter diesem Banner bin ich geboren, unter diesem will ich sterben!“ Und sprang mitten in die Flammen.

Franz von Murano.

Das soll eure Richtschnur sein!

Mehrere Stimmen.

Die Loredani sollen leben!

Franz von Murano.

Und alle Freunde der Republik!

Die Vorigen. Francesco Contarini.

Contarini.

Sie hat nur wenige, viel zu wenige jetzt,
Das Ungewitter zieht sich schwer zusammen.

Erster Bürger.

So ist es wahr, daß Alles uns verläßt?

Contarini.

Nur allzuwahr! Ein tiefer Schleier hat
Zu lang das arge Bündniß eingehüllt,
Er ist zerrissen, Alles ist am Tag.
Es war zu Cambrai, wo geheimnißvoll
Ein Weib mit einem Pfaffen [2] sich besprach:
Sie wurden Handels einig über uns,
Sie theilten unter sich die Republik!

Derselbe Papst, dem wir zum Thron verholfen,
Derselbe König, unser Bundsgenoß,
Derselbe Maximilian, mit dem
Wir einen Stillstand kürzlich abgeschlossen,
Sie reißen jedes heilige Band entzwei,
Und knüpfen eins und nennen's heilige Liga.
Der Kaiser heischt Vicenza, Padua,
Verona, Roveredo nebst Friaul,
Indeß der Papst Faenza, Rimini,
So wie Ravenna fordert. Ludewig
Will mit Cremona, Brescia, Bergamo
Und andern Städten sich begnügen; auch
Der strengkatholische Meister Ferdinand,
Von dessen Listen alle Welt erzählt,
Verlangt Gallipoli, Trani, Brindisi,
Und alle Häfen, die in Apulien
Für jene Summen uns verpfändet wurden,
Die wir dem jungen Ferrantin geliehn.
Savoyen will der Insel Cypern uns
Entledigen. Dieß ist alles, was ich weiß!

Zweiter Bürger.

Wir sind verloren! Hab' ich's nicht gesagt?

Contarini.

Mit nichten, Freunde! Zum Verzweifeln bleibt
Uns keine Zeit! bereitet euch zum Kampf,
Und blickt umher, und wo ihr seid, bedenkt!
Seht hier die Löwen aus Athen geraubt:
Venedig strotzt von unsern Siegstrophä'n![3]

(Er eilt in's Arsenal.)

Franz von Murano.

Ich wollte, daß ich bei unserm Heer stünde! Aber ich tauge nur auf's Verdeck. Das feste Land ist für die Bauern.

Zweiter Bürger.

Ich wette, daß die Franzosen längst über der Adda sind.

Franz von Murano.

Wir werden siegen, sag' ich euch. Die Orsini sind tapfer: Pittigliano alt, aber klug; Alviano voll Feuer. Und unsre Proveditoren —

Arsenalotte.

Wer sind die Proveditoren?

Franz von Murano.

Georg Cornaro und Andreas Gritti. Welche Namen! Cornaro, dem wir das Königreich Cypern verdanken, der seine Schwester zur Abdankung vermochte. Und Andreas Gritti —

Ein Mädchen.

Der schönste Mann in Venedig.

Franz von Murano.

Der schönste und der beste! Lange hielt ihn der Sultan Bajazeth in Constantinopel gefangen, wie alle unsre Kaufleute; aber selbst in Banden wußt' er uns zu nützen, selbst in Ketten vermittelte er jenen Frieden, der den Staat vom Abgrund rettete.

Arsenalotte.

Ihr kommt von Constantinopel?

Franz von Murano.

Jetzt komme ich von Marseille.

Zweiter Bürger.

Von Marseille? Ihr habt die Franzosen von der Nähe gesehn?

Franz von Murano.

Gott gebe, daß du sie nicht von der Nähe siehst! Ich war auch in Genua, Kinder; eben damals, als die Stadt sich dem Könige Ludwig auf Gnade und Ungnade ergab.

Zweiter Bürger.

Er soll sie gütig behandelt haben.

Franz von Murano.

Ja, die Güte eines Tyrannen! Er saß recht freundlich auf dem Pferd, als er seinen Einzug hielt; aber mit dem blanken Schwert in der Hand. Er grüßte rechts und links und ver-

sprach, Alles zu vergeben und zu vergessen. Aber kaum war die Amnestie ausgeschrieben, so ging das Hängen an. Der Doge selbst, Paul von Novi, hatte sich geflüchtet; aber ein falscher Freund lieferte ihn aus. Der König ließ ihn viertheilen, die Stücke seines Leibs an den Stadtthoren anheften und den Kopf auf eine Pike stecken. Und doch floß Alles über von seiner Gnade, bloß weil er die Schweizer nicht in die Stadt ließ, denn die hätten das letzte Haus geplündert und das Kind im Mutterleibe nicht verschont.

Arsenalotte.

Sind die Schweizer so schlimm?

Franz von Murano.

Wie machten sie's dem Herzog von Mailand, der nun in Frankreich gefangen sitzt?

Mädchen.

O erzählt vom Herzog Lodovico!

Franz von Murano.

Er hatte ein Heer von Schweizern in Dienst genommen und zog den Franzosen entgegen. Da verlangten sie plötzlich den Sold, den er ihnen noch schuldig war, und drohten, sie wollten abziehn. Der Herzog suchte sie zu begütigen, und ließ seine Kleinodien und sein Silberzeug unter sie austheilen, das Geld erwarte er jeden Tag aus Mailand. Aber sie sagten, es wären zu viele Schweizer im französischen Lager, sie wollten nicht gegen Landsleute fechten, und in ihr Vaterland heimkehren. Da bat er sie, sie möchten ihn zum mindesten nicht allein lassen, sie möchten ihn verkleidet mit sich nehmen. Lodovico war lang und hager und leicht kenntlich. So ein Gesicht sieht man nicht wieder! Aber er hüllte sich in eine Mönchskutte und setzte sich auf ein Maulthier. So versteckte er sich zwischen den Reitern, die mitten durch's französische Heer zogen. — Da verkauften sie ihn an den König!

Arsenalotte.

O pfui!

Franz von Murano.

Was wollt ihr von Leuten hoffen, denen Leib und Seele feil ist? Die sich an den Meistbietenden verhandeln?

Einige Stimmen.

Platz, Platz am Ufer!

Gondoliere.

Platz dem Prokurator!

Arsenalotte.

Der Prokurator, Marco Vendramin,
Steigt aus der Gondel.

Zweiter Bürger.

Wie bestürzt er scheint!

Die Vorigen. Marco Vendramin.

Franz von Murano.

Was ist das Neuste, vielverehrter Herr?

Vendramin.

Es ist das Schlimmste, was es giebt! Wir sind geschlagen!

Bürger.

Weh uns!

Franz von Murano.

Lasset euch herab,
Erzählt uns, wo's geschah.

Vendramin.

Bei Agnadel
Am Abdastrom. Dem Frankenkönig kam
Dort in's Gehäg' Alviano, Pittiglian
Hingegen wollte sich entziehn der Schlacht,
Und blieb entfernt. Doch werden handgemein
Die Andern bald und ein Gefecht beginnt:
Zwar sind im Vortheil erst die Unsrigen,
Denn eines Rebenfeldes dicht Gestrüpp
Verhinderte lang die feindliche Reiterei,
Doch als das Heer in's Freie ward gelockt,
Da strömten auch von allen Seiten schon

Die Schweizer und Franzosen über uns.
Alviano ward verwundet und in's Zelt
Des Königs als Gefangener eingebracht;
Doch unsre Romagnolen aus dem Thal
Lamone wehrten sich wie Wütende,
Und fielen auch bis auf den letzten Mann.

Franz von Murano.

O Tag der Trauer!

Vendramin.

König Ludewig
Nahm Caravaggio dann im ersten Sturm,
Und ihm die Schlüssel sandte Bergamo.

Erster Bürger.

Ach, Freunde findet bloß der Siegende!

Vendramin.

Ist Contarini schon im Arsenal?

Arsenalotte.

Hier tritt er eben wiederum hervor.

Die Vorigen. Contarini.

Vendramin.

Wir sind geschlagen! Pittigliano zog
Gen Brescia; Schlimmeres noch erwartet man
Jedwede Stunde, Freund! Die Signorie
Will nun Galeeren, fünfzig an der Zahl,
Bemannen, weil im Genuesischen
Der Frankenkönig eine Flotte rüstet.

(Ab in's Arsenal.)

Franz von Murano.

Was Hände hat, in's Arsenal! Und ihr,
Unwaffenfähiges Zungendrescherrvolk,
Eilt nach San Marco, fleht den Heiligen,
Den Schutzpatron der erlauchten Republik!

(Alle ab nach verschiedenen Seiten.)

Contarini (der zurückbleibt).

Wohl handelt jetzo sich's um Größeres,

Als bloß die Hände zum Gebet zu falten;
Doch wär' es Betenszeit, so wüßt' ich wohl,
Wohin ich ginge! Nach San Stefano:
Dort liegt der große Doge Contarini,
Mein Ahn, im säulenschlanken Klosterhof.[4]
Vor jenem alten Sarkophag gebückt,
Dort wollt' ich beten, jener Zeit gedenk,
In der Venedig war bedrängt wie jetzt;
Als deine mächtige Flotte, Genua,
Die Lagune drohend uns umzingelte,
Und ein Gebiß zu schmieden trachtete
Den Markuspferden! Sieh, da raffte sich
Die ganze Jugend dieser Inseln auf,
Da fuhr hinaus der achtzigjährige Greis
Mit seinen Schiffen, und belagerte
Die Belagerer selbst und schloß in Chioggia's Bucht
Sie ein: zum Beistand kam von Candia
Carl Zeno her, mit wehenden Siegesflaggen,
Und ließ um Gnade flehn die Trotzigen![5]

Zweiter Akt.

Nacht. Versammlungssaal des großen Raths, mit Bildern aus der venetianischen Geschichte geschmückt; würdig erleuchtet.

Der Doge auf dem Thron, die Mitglieder auf ihren Sitzen, Einige stehend. Unter den Anwesenden **Andreas Gritti, Francesco Contarini, Domenico Trevisani, Johannes Stella.**

Doge.

Zur ungewohnten Stunde ladet euch
Die Signorie. Die Gefahr des Staats gebeut's.
Kaum ist von Frankreichs Ueberfall in Rom

Der Ruf erschollen, schleudert Julius
Uns seinen Bannstrahl, weil die Städte wir,
Die er nennt sein Eigenthum, und welche sich
Nach Cäsar Borgia's Fall uns anvertraut,
Ihm vorenthalten, weil wir ein Asyl
Den Bentivoglio's überdieß verliehn,
Die aus Bologna jüngst vertrieb der Papst.
Uns einen Kreuzzug droht er an, er will
Zu ewigen Feinden uns der Christenheit
Erklären, Jeder dürfe fürderhin
Sich unsres Eigenthums bemächtigen,
Uns selbst verkaufen in die Sklaverei.

Trevisani.

Er hat in frischem Angedenken noch,
Wie seinen Oheim wir gebändiget.[6]

Doge.

Hier steht Johannes Stella, welchen wir
Zum Kaiser abgesandt, und den er nicht
Vorließ. Es scheint, das Unverträgliche
Vermählt sich gegen uns. So wird erzählt,
Der Kaiser hab' in Speier jüngst ein Buch
Mit eigner Hand verbrannt, in welchem seit
Uralter Zeit absichtlich jegliche
Unbill bemerkt war, die das deutsche Reich
Erlitt von Frankreich.

Johannes Stella.

An den Gränzen schon
Regt sich Trident's unruhiger Erzbischof,
Schon zieht sich Braunschweigs Herzog gen Friaul.
Auch hat der Kaiser einen Plan entworfen,
So wird erzählt, die Stadt Venedig selbst
Zu erobern, was ihm leichte Sache dünkt:
In vier Bezirke theilen will er sie,
In jedem will er eine Festung bau'n:

Ein Theil verbleibt ihm selbst, die übrigen
Soll Spanien, Frankreich und der Papst erhalten.

Trevisani.

Das nenn' ich kaiserliche Phantasien!

Contarini.

Zum Ruhm gereicht ein solcher Plan für uns:
So braucht man also vier Besatzungen,
Im Zaum zu halten Eine freie Stadt?

Doge.

Welch neues Unheil aber Ludewig
Bereitet, magst du selbst, Proveditor,
Berichten hier; denn meine Stimme schwankt.

Gritti.

Zehnfältig wuchert stets der erste Sieg,
Zehnfach entmannt die erste Niederlage:
Alviano's unglückselige Wagethat,
Die unserm Plan entgegen — doch warum
Durch müssigen Umschweif euch ermüden? Sei's
In Einem Wort gesagt! Cremona fiel,
Und Crema fiel und Brescia durch Verrat;
Und wahrlich, eines größeren Muts bedarf's
In mir, um hier euch dieses kund zu thun,
Als Ludwig brauchte zur Eroberung!

Contarini.

Nicht dich vertheidigen sollst du! Daß des Kriegs
Du kundig seist, hat im entschwundenen Jahr
Der deutsche Söldner im Friaul gefühlt!

Gritti.

Verhöhnend jedes Völkerrecht, erklärt
Der König, wo er bringt in eine Stadt,
Jedweden venetianischen Edelmann
Zum Kriegsgefangenen und begehrt von ihm
Ein unermeßlich Lösegeld. Er hofft
Dadurch den Staat mit Sicherheit zu schwächen.

Contarini.

Das feste Land vergeudet unsre Kraft:
O wären wir, den Vätern ähnlicher,
Seefahrer bloß geblieben! Hier nur ist
Der Sitz der Freiheit, auf den Inseln weht
Ihr frischer Athem; doch ein Kerker ist
Das feste Land für Söldner und für Sklaven!

Die Vorigen. Marco Vendramin.

Vendramin.

Jedwede Stunde bietet neue Schmach,
Jedwede Barke bringt verhaßte Zeitung.
Es kam ein Fischerkahn aus Caorle —

Ein Senator.

Was kündet der?

Vendramin.

Triest und Fiume haben
Die österreichischen Zeichen aufgepflanzt.

Doge.

Von diesem Körper lös't sich Glied um Glied.

Vendramin.

Noch nicht genug! Mit Peter Bembo traf
Ich auf dem Broglio just zusammen; der
Versichert mich, daß auch Alfons bereits
Sich feindlich offenbare, gegen uns
Sein selbstgegossenes Feldgeschütz zu richten.
Es schreibt's ein Freund, der bei dem Cardinal
Von Este dient, so eben aus Ferrara.

Doge.

Man weiß bereits, daß unsern Vicedom
Alfons der Stadt verwiesen.

Trevisani.

Selbst die Krabben
Gehn endlich vorwärts? Kehrt Natur sich um?

Vendramin.

Gonzaga rüstet ebenfalls.

Doge.

Es muß
Die kleine Welle wohl dem Strome folgen:
Das Meer gehört uns noch.

Thürsteher.

Der spanische
Botschafter bittet um Gehör.

Ein Senator.

Was gilt's,
Er kommt, den Frieden aufzukündigen,
Und fordert Urlaub?

Trevisani.

Ein vortrefflicher
Schauspieler ist der König Ferdinand;
Doch hätt' er alle Rollen eingelernt,
Den Freund im Unglück spielt er nimmermehr.

Die Vorigen. Der spanische Botschafter.

Botschafter.

Durchlauchtiger Doge! Hocherleuchtete
Genossenschaft der mächtigen Republik!
Mit welcher Freundschaft mein Monarch bisher
Für diesen Freistaat war begeistert, ist
Der Welt bekannt! Wehmüthig sieht er jetzt
Französischen Eingriff, auch des deutschen Reichs
Ansprüche geltend wider euch gemacht:
Sein Tadel träfe selbst den heiligen
Statthalter Christi, welcher euch verfolgt;
Doch nicht geziemt's katholischem Könige
Den Stellvertreter Gottes anzutasten,
Und was er thut, ist immer wohlgethan.
Wer trotzt dem Schicksal? Selbst Venedig nicht!
Doch seinen Ratschluß hüllt in Dunkelheit

Der ewige Lenker alles Menschlichen,
Und will er züchtigen diese Republik,
So kann sie nur beseufzen mein Monarch.

Doge.

Thut uns die Liebe, Herr, und kommt zur Sache!

Botschafter.

Da länger nicht die Markusflagge wird
Im Stande sein, den Türken Trotz zu bieten,
So wünscht der König, daß die apulischen
Seehäfen ihr ihm willig öffnetet,
Die er behüten wird an eurer Statt,
Wie's einem treuen Freunde wohl geziemt.

Doge.

Wer wüßte nicht, wie sehr der Christenheit
Panier erhoben König Ferdinand!
Doch war's gewissermaßen schwieriger
Für uns, der Türkenwut zu widerstehn,
Sie abzuhalten von Italiens Küsten,
Als in Granada Scheiterhaufen bau'n.

Botschafter.

Wohl schwieriger war's, glorwürdiger war es nicht.

Doge.

Der König möge jene Summen uns
Zurückerstatten, die wir seinem Neffen,
Dem Sohn Alfons des Zweiten vorgestreckt;
Dann sind die Städte sein.

Botschafter.

Er aber kann
Nicht eines Bastards Enkel anerkennen,
Wie Ferrantin gewesen; denn es ist
Neapels Krone längst ein Eigenthum
Der aragonischen Herrscher, seit der Zeit
Von König Peter, der ein Tochtermann
Manfredi's war.

Doge.

Das ist unzweifelhaft
Weither!

Botschafter.

Wie dem auch sei —

Doge.

Die Welt erstaunt
Mit Recht, wie König Ferdinand sogar
Die eignen Blutsverwandten stieß vom Thron,
Und ihnen nicht einmal das Königreich
Neapel gönnt, um dermaleinst es auch,
Mit seinen großen Monarchien vereint,
Dem österreichischen Fürstenhaus zu schenken!

Botschafter.

In seine tiefe Seele sieht nur Gott.

Doge.

Den Ruhm der Undurchschaulichkeit vermag
Ihm Keiner vorzuenthalten.

Botschafter.

Wie es auch
Sein mag, soviel verkünd' ich als gewiß:
Er ist gewillt, die erlauchte Republik
Mit Krieg zu überziehn, wofern sie nicht
Apuliens Häfen abzutreten denkt.

Doge.

Habt unsern Dank! Nun wissen wir das Beste.

Botschafter.

Mit schwerem Herzen, wenn vergönnt es ist,
Von mir zu sprechen, scheid' ich aus Venedig,
Da gern und lang' ich mir den Aufenthalt
Gefallen ließ in dieser thätigen,
Lastträgerisch geschäftigen Handelstadt,
Wiewohl ein Grand von Spanien.

Trevisani.

Unterthan

Des Königs ohne Zweifel?

Botschafter.

Allerdings.

Trevisani.

Wir sind vorerst Niemandem unterthan,
Obschon wir bloß Kaufleute; Zepter sind
Uns leichte Waare, wir verschenken sie.
Betrachtet, Herr Botschafter, jenes Bild
Dort über'm Fenster![7] Heinrich Dandolo,
Der eine Krone selbst verschmähte, krönt
Den byzantinischen Kaiser Balduin.

Botschafter.

Ich liebe nicht so sehr die Malerei,
Wie's hier gebräuchlich scheint, allwo sie fast
Staatskunst geworden: Man erwärmt sich an
Gemalter Hoheit.

Trevisani.

Irr' ich nicht, so ließt
Ihr kürzlich ebenfalls euch konterfei'n,
Wie mir der Meister Tizian erzählte.

Botschafter.

Verdiente Männer unterstütz' ich gern,
Ich zahle gut.

Trevisani.

Wir bleiben wenig schuldig.

Doge.

Herr Abgesandter, wir entlassen euch!

(Botschafter verneigt sich und geht ab.

Vendramin.

Und doch — es bleibt uns keine Wahl, wir sind
Gezwungen, diesem Ferdinand sofort
Die apulischen Küsten abzutreten.

Trevisani.

Wie?

Freiwillig? Ohne Kampf?

Doge.

Nur allzuviel
Bleibt uns zu bekämpfen übrig außerdem:
Wir müssen Einen dieser Mächtigen
Entziehn der Liga. König Ferdinand
Ist weniger eifrig; denn er sieht mit Neid
Frankreich, und hadert mit dem Kaiserhof
Um's Recht als Vormund für den jungen Karl.
Zwar seine Dienste hat uns Bajazeth
Großmütig angeboten; aber ihr
Habt seinen Antrag zürnend abgelehnt:
Wir wollen nicht durch Türkenfäuste siegen!

Trevisani.

Das überlassen wir dem heiligen Stuhl,
Der wahrlich jetzt um vieles türkischer,
Als jener Sultan ist!

Thürsteher.

Es harren zween
Eilboten draußen, die das Wichtigste
Zu melden kommen, Einer aus Ravenna,
Der Andere Veroneser.

Doge.

Führe sie
Sogleich herein! Daß endlich doch ein Sieg
Nach langem Unheil uns erfreuen möchte!

Die Boten treten ein.

Erster Bote.

Erlauchter Senat! Die Päpstlichen sind in unser Gebiet eingefallen. Man zählt achthundert Reiter und achttausend Mann Fußvolk. Der Herzog von Urbino, Franz Marie della Rovere befehligt sie. Auch ein Schweizerheer soll der Papst

geworben haben. Sie haben Brisighella erobert und nun stehen sie vor Cervia. Auch Ravenna und Rimini wollten capituliren.

Zweiter Bote.

Ich komme von Verona, wo der General Pittigliano stand. Peschiera ist über. Der König ließ eine Bresche in die Mauer schießen, die Schweizer und Gascogner drangen mit Ungestüm hinein, die ganze Besatzung mußte über die Klinge springen. Den Befehlshaber der Festung, Andreas Riva, und dessen Sohn, ließ der König aufknüpfen. Bei den Barbaren gilt kein Gesetz. Pittigliano will sich gegen die Lagunen ziehn, um Venedig zu schützen; aber seine Milizen verlassen ihn schaarenweise. Die Verzweiflung ist gränzenlos.

(Die Senatoren springen von ihren Sitzen auf, und Einige verlassen den Saal. Allgemeine Bestürzung. Der Doge steigt vom Thron herab.)

Doge.

Bleibt! bleibt! Wohin? Hat panischer Schreck vielleicht
Den ganzen Staat ergriffen? Scheucht ein Wort,
Bläs't ein Gerücht euch aus dem Gleichgewicht?
Nie war Besinnung, wahrlich, nötiger!

Trevisani.

Leonardo Loredano, mäßige dich!
Welch eine Sprache führst du?

Doge.

Die der Not.

Trevisani.

Die Not entschuldigt kein gewaltsam Wort!
Wer denkt zu fliehn, und wem gebricht's an Mut?
Hat Ludwig hier, hat Maximilian
Schon unsrem Leu'n gestutzt die Fittige,
Daß du mit uns, als sei'n wir Sklaven, sprichst?

Gritti.

Beruhigt euch, wägt nicht die Sylben ab!

Trevisani.

Noch ist der Grund, auf den wir treten, frei!

Doge.

Er schwankt auf seinen Pfählen! — Was ich will
Ist Sorge bloß für diese Republik,
Zu deren Diener ihr mich auserseh'n.
Beruhigt euch, verlaßt die Sitze nicht!

(Alle nehmen Platz, der Doge fährt fort.)

Hört mich! — Ich schlage zwei Beschlüsse vor,
Die im Senat wir allbereits bedacht:
Der eine lautet, daß vergütet wird
Jedweder Schaden durch die Republik,
Den jetzt die Provinzen leiden unserthalb:
Verkündet sei's und streng gehalten auch.
Der zweite Vorschlag aber lautet so:
Die Städte sei'n, es sei'n die Bürger all
Des festen Lands entbunden ihres Eids,
Wie das der Weisheit dieses Staats geziemt:
Somit erfahren Alle, wenn sie je
Zu uns zurück sich wenden, oder auch
Zufallen wieder uns durch Waffenglück,
Daß wir sie nicht behandeln als Rebellen.

(Allgemeiner Beifall, der Doge fährt fort.)

Man sammle gleich die Stimmen! — Du sodann,
Andreas Gritti, geh zum Heer zurück,
Wo dein an Mitteln immer reicher Geist
Ermutigen wird die schon Entmutigten.
Ihr aber Alle — nicht Ermahnung braucht's,
Doch sag' ich nur, was Jeder fühlt — o seid
Wachsam und standhaft, euren Vätern gleich,
Und lasset uns nicht bloße Freunde — nein —
Lebendige Theile sein des Vaterlands!
Kein Opfer sei zu groß, und jeder Schlüssel,
Der neidisch unsre Schätze noch versperrt,
Werd' in des heiligen Markus Hand gelegt!
Dann werden bald vielleicht die Völker auch
Eintauschen gerne für's gezückte Schwert

Geldgieriger, blutverschwendender Könige
Das milde Zepter dieser Republik! [10]
Doch — wenn ein herbes, unerbittliches
Geschick verfolgt uns, wenn der Ueberzahl
Der Feinde nicht wir widerstehn, und wenn
Venedigs Boden, welcher unser Werk,
Das Werk der Kunst, und welchen nie ein Feind
Betreten hat in mehr als tausend Jahren,
Erzittern soll, und wenn herunterstürzt
Von seinen Höhen dieser alte Staat,
Und wenn zerrissen ist das goldne Buch,
Und wenn zertrümmert ist der Bucentaur,
Und diese Tempel dann zur Plünderung
Barbarenvölkern offen stehn — so laßt
Uns fallen dann, wie jener Cäsar fiel,
In seine Toga schweigend eingehüllt.

Dritter Akt.

Piazetta. Im Hintergrund der Dogenpallast; rechts am Ufer des Meers die kolossalen Säulen aus dem Archipel, links ein Theil des Platzes und der Markuskirche mit dem Basrelief von Harmodius und Aristogiton und den Säulen aus Ptolemais.

Bürger. Nobili. Gondoliere.

Ein Bürger.

Was sagt man am Rialto?

Ein Anderer.

Man schweigt, man zuckt die Achseln, der ganze Handel liegt darnieder. Die Nachrichten verschlimmern sich jeden Augenblick.

Ein Dritter.

Verona und Vicenza haben sich dem Bischof von Trient

im Namen des Kaisers übergeben. Padua öffnete dem Trissin die Thore. Der Friaul ist voll deutscher Truppen, die unsrigen stehen bei Mestre.

Erster.

Zweihundert junge Edelleute haben die Waffen ergriffen, um Padua wieder einzunehmen. Auch die Söhne des Dogen sind dabei. Sie werden heute noch nach dem festen Land eingeschifft.

Zweiter.

Da kommt der alte Marin Sanudo, der täglich auf allen Plätzen umhergeht und fragt, was vorgefallen? Nun, lieber Herr, was wißt ihr uns zu erzählen? Ihr habt immer etwas mitzutheilen.

Sanudo.

Gutes weiß ich für heute wenig. Die Städte sind alle verloren, bloß Treviso hielt sich tapfer. Die Vornehmern wollten den Trissino einlassen; aber das Volk raffte sich zusammen, ein Schuster, Namens Callegaro, trug die Standarte des heiligen Markus voran, und die Deutschen wurden zurückgeworfen. Dafür hat der Senat, der immer groß im Belohnen ist, die Trevisaner auf fünfzehn Jahre von Abgaben befreit und die Steuerlisten öffentlich verbrennen lassen. Die Landleute sind überall für uns. In Verona ließ der Bischof von Trient viele Bauern aufknüpfen, bloß weil sie nicht dazu zu bringen waren: Es lebe der Kaiser! zu rufen.

Erster Bürger.

Seht dorthin, Ser Marino! Warum trägt man die vielen Geschirre nach der Münze?

Sanudo.

Die Patrizier lassen ihr Silberzeug in Geld umschmelzen. Man bringt es Körbeweis.

Zweiter Bürger.

Welche Reichthümer!

Sanudo.

Ja, seht! Als der französische Gesandte am deutschen

Reichstag eine Rede hielt, um gegen unsre Vaterstadt aufzureizen, da sagte er zu den dortigen Fürsten: Die Venetianer speisen auf Silber, das könnt ihr nicht!

Zweiter Bürger.

Die Venetianer werden nun auch auf Zinn speisen!

Sanudo.

O wär's auf Thon, wenn nur die schöne Stadt
Gerettet wird! O Kinder, seid versichert:
Wer nie ein Vaterland verloren hat,
Weiß nicht, wie schön es, eins zu haben, ist!
Gleichgültig seh' ich Manchen schleichen, jetzt
In diesem tötlich ernsten Augenblick!
Gedenkt an das, was ihr verlieren könnt!
Hier herrscht der Ordnung segenreicher Geist,
Die schöne Schöpfung seiner selbst betrachtend:
Erst nur ein kümmerliches Fischerdorf,
Aus ödem Sumpf erhob sich diese Stadt!
Wer hätte damals ihr ein Netz gestellt?
Wer hätte neidvoll auf sie hingeblickt?
Allein der Bürger hohes Selbstgefühl
Und Schweiß und Arbeit und der Riesenschwung
Beglückender Freiheit stellten sie so hoch:
Zehntausend leichte Gondeln fahren jetzt
Geschäftig unter ihren Brücken durch,
Und Maste schwanken um sie her! Wie lachend
Entsteigt sie diesen Gewässern, und zugleich
Wie majestätisch überwältigend!
Und sollte je die Stunde kommen — nein —
Ich wag' es nicht zu denken!

Erster Bürger.

Welch ein Zug
Von Barken naht sich dort? Sie wollen hier
Anlanden, scheint's.

Sanudo.

Es ist die Königin

Von Cypern, kenntlich am gekrönten Leu'n,
Der auf dem Gondelwappen abgebildet,
Dieß ist das Wappenschild der Lusignans,
Das ihnen Richard Löwenherz verliehn.

Bürger.

Wo kommt sie her?

Sanudo.

Sie kommt von Asolo,
Verjagt aus ihren trevisanischen
Landsitzen durch das kaiserliche Heer.

Catharina Cornaro[12] mit ihrem Gefolge steigt aus an der Piazetta.

Bürger.

Noch jetzt ein schönes Weib!

Sanudo.

Als ehedem
Sie in Cypern landete, jenem Könige
Die Hand zu reichen, rief das dortige Volk
Wie trunken aus, es wäre wiederum
Die Göttin Afrodite heimgekehrt
Zu ihrer Lieblingsinsel!

Bürger.

Seht, es steigt
Der Doge selbst die Riesentreppe schon
Herunter, um entgegen ihr zu gehn.

Der Doge mit Senatoren tritt aus dem Portal des Pallastes, und trifft mit der Königin zusammen.

Doge.

O Königin! Ein jammervoller Tag
Führt euch zurück in eure Vaterstadt!
Nicht Feste kann Venedig euch bereiten,
Ihr seht es eingehüllt in Trauerflor.
Als ihr das letztemal erschient, da fuhr
Der Doge Barbarigo festlich euch

Im Bucentaur entgegen, tausend Nachen
Umschwärmten ihn, und jeder war bekränzt.
Doch ich vermag nur einen Thränenbecher
Euch darzureichen, bis zum Rande voll
Von Bitterkeit.

Königin.

Ich bin der Thränen nicht
So ungewohnt! Als meinen blühenden
Gemahl nach kurzem Jubel ich verlor,
Und meine Söhne noch im zartsten Alter,
Und als Cornar und Bembo, meine zween
Oheime, raubte mir ein Meuchelmord,
Da lernt' ich weinen, und das Leben, das
Mir wie ein lachender Lenz erschienen war,
Trieb seine rabenschwarzen Wolken auf!
Seitdem jedoch, im stillen Asolo,
Lebt' ich zufriedene Jahre neidenswert
Im Schoos der Dichtkunst, im Genuß des Tags.
Nun rafft' noch einmal mich der Sturm empor;
Doch wiederum wohlthätig schleudert er
Mich an der Heimat mütterlich Gestade.

Doge.

Man sagte mir, daß ihr den Kaiser spracht?

Königin.

So ist's. Er bat um eine flüchtige
Zusammenkunft.

Doge.

Und was er euch vertraut,
Ist's ein Geheimniß für die Republik?

Königin.

Mit nichten, edler Loredan! Er hat
Mich ausgeforscht, ob ich das Inselreich
Freiwillig oder durch Gewalt bedrängt
Verlassen hätte? Seiner Tochter dann
Gedacht' er von Savoyen, fragte mich,

Ob einigen Anhang ihre Kinder wohl
In Cypern finden möchten?

Doge.

Nun, und ihr?

Königin.

Die Cyprioten, also sagt' ich ihm,
Sie wären längst vom Sultan unterjocht,
Wenn nicht die Markusfahne flatterte
Auf ihren Schlössern. Meine Vaterstadt
Bedarf des Eilands, denn sie beut die Brust
Dem Feinde dar, die narbenvolle Brust,
Für dich und die gesammte Christenheit.

Doge.

Und über euch, was sagtet ihr dem Kaiser?

Königin.

In meinen Adern fließt Cornelierblut,
Und mein Geschlecht war einst die Zierde Rom's,
Und jetzt der Stolz Venedigs! Aufgethürmt
Ward aus den Meerlagunen jene Stadt
Durch meiner Ahnherrn Hülfe, die hieher
Sich vor Despoten flüchteten — sagt' ich ihm —
Und dieses Staates Bürgerin zu sein,
Gilt mehr als Diademe. Längst empfing
Aus meiner Hand die Krone, die ich trug,
Das Oberhaubt der erlauchten Republik,
Die mir den Ehrennamen Tochter gab.

Doge.

So wollt' ich euch, Cornara! So geziemt
Es einer Venetianerin zu reden!

Königin.

Und daß ich eine solche bin, ich hab'
Es nie, wie jetzt, o Loredan, gefühlt,
Seit unser Vaterland Gefahr bedroht.
Das einzelne Dasein ist ein bloßer Traum,
Doch was bereits Jahrhunderte lang ein Volk

Zusammenknüpft, ist heilig! Dieß Gefühl
Begleite stets mich, nicht der Wittwe Schmerz
Und nicht der Stolz der Königin, sobald
Sankt Markus mir die Thore seines Doms
Gastfreundlich öffnet, und Venedig nur
Sei mein Gebet!

Doge.

Es giebt kein größeres.

(Die Königin mit den Ihrigen tritt in die Markuskirche, der Doge sieht ihr lange nach. Unterdessen haben sich einige Kinder herzugedrängt, die seinen goldenen Mantel betrachten.)

Doge (sich umkehrend).

Geliebte Kinder!

Einige Stimmen.

Segnet, segnet sie!

Doge.

Ihr guten Kinder! Euch behagt das Gold,
Das unsre Feinde lockt wie euch! O geht!
Abbilden lasset euch als Engelchen
Von unserm süßen Meister Gian Bellin,[13]
Mit Geigen oder Lauten in der Hand!
Seid ihr erwachsen, dann ergreift das Schwert:
Dieß ist der Segen, den ich euch ertheile.

(Er erblickt den Sanudo.)

Du hier, Marin Sanudo? Bist du noch
So thätig, Freund,[14] um auch des bösen Tags
Begebenheiten aufzuzeichnen?

Sanudo.

Stets
Wird meine Feder unermüdlich sein,
Wie mein Gemüt, für diesen großen Staat!

Doge.

Ich weiß, du lebst beinah' in Dürftigkeit,
Du wünschest deine Tochter auszustatten:
Jetzt sind wir selbst nur allzusehr bedrängt;
Doch, wann vorüber dieser Sturm, o Freund,

Dann schlag' ich selbst es im Senate vor,
Dir auszusetzen einen Jahrgehalt.

Einige Stimmen.

Platz! Platz! Der Cardinal Grimani!

Die Vorigen. Der Cardinal.

Doge.

Wie?
Du in Venedig, Cardinal? Und nicht
Des Papstes Bannfluch schreckte dich zurück,
Und nicht die Gefahr der Stadt?

Cardinal.

Nein, diese nicht,
Die trieb hieher mich! Günstiger, als du wähnst,
Hat sich in Rom der Dinge Lauf gewendet.
Mein Vater sendet mich, der verbannte Greis,
Der im Exil nur seines Vaterlands
Gedenkt. Die Schätze, die der Handel ihm
Im reichsten Maße zugeführt, er legt
Sie dir und dieser Republik zu Füßen.
Auch häufige Zwiesprach hält er mit dem Papst,
Und in lebendigen Farben malt er ihm
Die Not, in der bereits Italien,
Ausländischen Schwertern überliefert, seufzt:
Noch mehr das fernher drohende Mißgeschick,
Der Unabhängigkeit Verlust, sobald
Venedigs Bollwerk in die Flut versinkt.

Doge.

Nein, diesen Julius überzeugt man nicht,
Wovon er nicht sich selber überzeugt!

Cardinal.

Du kennst nur halb ihn, edler Loredan:
Er glüht im Tiefsten für Italien,
Und Wut erregt ihm jede Tyrannei;
Es ist im Stillen seine große Seele

Zusammenknüpft, ist heilig! Dieß Gefühl
Begleite stets mich, nicht der Wittwe Schmerz
Und nicht der Stolz der Königin, sobald
Sankt Markus mir die Thore seines Doms
Gastfreundlich öffnet, und Venedig nur
Sei mein Gebet!

Doge.

Es giebt kein größeres.

(Die Königin mit den Ihrigen tritt in die Markuskirche, der Doge sieht ihr lange nach. Unterdessen haben sich einige Kinder herzugedrängt, die seinen goldenen Mantel betrachten.)

Doge (sich umkehrend).

Geliebte Kinder!

Einige Stimmen.

Segnet, segnet sie!

Doge.

Ihr guten Kinder! Euch behagt das Gold,
Das unsre Feinde lockt wie euch! O geht!
Abbilden lasset euch als Engelchen
Von unserm süßen Meister Gian Bellin,[13]
Mit Geigen oder Lauten in der Hand!
Seid ihr erwachsen, dann ergreift das Schwert:
Dieß ist der Segen, den ich euch ertheile.

(Er erblickt den Sanudo.)

Du hier, Marin Sanudo? Bist du noch
So thätig, Freund,[14] um auch des bösen Tags
Begebenheiten aufzuzeichnen?

Sanudo.

Stets

Wird meine Feder unermüdlich sein,
Wie mein Gemüt, für diesen großen Staat!

Doge.

Ich weiß, du lebst beinah' in Dürftigkeit,
Du wünschest deine Tochter auszustatten:
Jetzt sind wir selbst nur allzusehr bedrängt;
Doch, wann vorüber dieser Sturm, o Freund,

Dann schlag' ich selbst es im Senate vor,
Dir auszusetzen einen Jahrgehalt.

Einige Stimmen.

Platz! Platz! Der Cardinal Grimani!

Die Vorigen. Der Cardinal.

Doge.

Wie?

Du in Venedig, Cardinal? Und nicht
Des Papstes Bannfluch schreckte dich zurück,
Und nicht die Gefahr der Stadt?

Cardinal.

Nein, diese nicht,
Die trieb hieher mich! Günstiger, als du wähnst,
Hat sich in Rom der Dinge Lauf gewendet.
Mein Vater sendet mich, der verbannte Greis,
Der im Exil nur seines Vaterlands
Gedenkt. Die Schätze, die der Handel ihm
Im reichsten Maße zugeführt, er legt
Sie dir und dieser Republik zu Füßen.
Auch häufige Zwiesprach hält er mit dem Papst,
Und in lebendigen Farben malt er ihm
Die Not, in der bereits Italien,
Ausländischen Schwertern überliefert, seufzt:
Noch mehr das fernher drohende Mißgeschick,
Der Unabhängigkeit Verlust, sobald
Venedigs Bollwerk in die Flut versinkt.

Doge.

Nein, diesen Julius überzeugt man nicht,
Wovon er nicht sich selber überzeugt!

Cardinal.

Du kennst nur halb ihn, edler Loredan:
Er glüht im Tiefsten für Italien,
Und Wut erregt ihm jede Tyrannei;
Es ist im Stillen seine große Seele

Doge.

Gritti! Seh' ich recht?
Bringst du vielleicht uns neue Schreckenspost?

Gritti.

Nein, eine Jubelkunde! Padua
Ist unser!

Doge.

Unser! O vernehmt es Alle:
Venedigs Banner wehn in Padua!

Volk und Senatoren.

Sankt Markus lebe hoch! Der Löwe siegt!

Gritti.

Gedenkend unser voll Begeisterung
War stets das Volk uns völlig wohlgesinnt;[17]
Auch hat der Feind es durch Barbarenbrauch,
Durch namenlose Grausamkeit verletzt.[18]
Daß wir der Pflicht sie entlassen gegen uns,
Ward tief empfunden, und es rührte tief,
Daß wir bedacht noch jener Städte Wohl
Zur selben Zeit, in der sie uns verließen.
Es war der Adel bloß uns abgeneigt;
Denn dieser hoffte, durch Vereinigung
Mit jenen überalpischen Monarchien
Sein Feodalrecht wieder aufzuwecken
Vom Todesschlaf, um unter sich sofort
Zu theilen Land und Leute. Dieß jedoch
Mißfiel dem Landvolk, wie der Bürgerzunft.

Doge.

Doch wie gelang dir solch ein rascher Sieg?

Gritti.

Es ist die Zeit, wo auf dem festen Land
Das Heu geerntet wird, und jeden Tag
Fuhr Karrn an Karrn durch's Thor von Padua,
Und alle Wachen waren dieß gewohnt.
Da ließ ich einziehn ein Gefolg von Wagen,

Und nach dem sechsten oder siebenten
Stellt' ich ein Häuflein meiner Truppen auf:
Die schossen augenblicks die Wache nieder,
Und stießen laut in's Horn. Ich kam herbei
Mit unsrem Heer, wir drangen plötzlich ein,
Indeß von andrer Seite Christoph Moro
Durch falschen Angriff angelockt den Feind,
Und unsre Barken auf dem Brentafluß
Der Stadt genaht. Es griff die Bürgerschaft
Zu den Waffen, jug die Deutschen vor sich her:
In wenig Stunden war die Stadt erobert.

Doge.

O segenreicher Tag!

Gritti.

Noch nicht genug.
In einem Dorfe unweit Verona fiel
In unsre Hand Gonzaga mit den Seinen:
Gefangen schifft man ihn bereits hieher.

Ein Senator.

Er mag den Weg der Seufzerbrücke gehn!

Doge.

Gonzaga selbst?

Gritti.

Aus einem Fenster war
Der kühne Markgraf zwar hinabgesprungen,
Und um der Schmach zu entgehn, verbarg er sich
In einem Haufen Hirsekorn; allein
Die Bauern fanden ihn. Er bot umsonst
Ein ungeheures Lösegeld; sie führten
Den Stradioten ihn gefangen zu.

Senator.

Kein Schein verblendet unverderbte Seelen!

(Kriegerische Musik. Die zweihundert jungen Edelleute mit ihren Truppen ziehen über den Markusplatz, um sich an der Piazetta einzuschiffen. Sie machen Halt vor dem Dogen.)

Lodovico Loredano.

Mutentflammt und kampfgerüstet ziehn wir nach dem festen Land,
Treten in die leichten Barken, die der geflügelte Löwe schmückt:
Vater, gieb uns deinen Segen! Doge, gieb uns dein Panier!

(Die Fahne wird gebracht, der Doge überreicht sie seinem Sohne.)

Doge.

Ziehet hin, und euren Händen anvertraut sei Padua! [19]
Nimmer wird es nun, ich weiß es, durch Barbaren unterjocht:
Eure Panzer sind wie Mauern, euer Busen ist ein Wall!
Aber festlich sei gefeiert dieser Tag auch künftighin,
Wo die erste Siegesbotschaft, nach so viel Erniedrigung,
Unsern Herzen war Erquickung, unsern Ohren war Musik:
Alle Tempel sei'n geöffnet, alle Kniee sei'n gebeugt!

(Er läßt sich auf ein Knie nieder, die Anwesenden folgen seinem Beispiel.)

Heiliger, der du in den Händen hältst das Evangelienbuch,
Unser Schützer, dessen Knochen dieser Tempel birgt! Und du,
Die du sitzest auf dem Löwen, hohes Weib Venetia,
Die so lang du hast behütet diesen Freistaat unverwelkt!
Gegen ihn ist jung verstorben jene römische Republik, [20]
Die in der Menschen Angedenken für das Größte wird geschätzt!
Die du ihm, dem meerumströmten, Mut und weisen Rat verliehn,
Ihn bewahrt vor fremden Waffen, ihn vor innerm Zwist bewahrt,
Während seufzte ganz Italien unter Welf und Giebeling;
Die du ihn, Unwandelbare, vor Tyrannen hast geschützt,
Denn der Einzige, der's versuchte, ward im Augenblick bestraft! [21]
Da du nun so große Dinge hast gepflanzt und aufgenährt
In dem sterblich schwachen Busen, der dem Wechsel unterthan:
Schütze ferner uns und Alle, die vor diesem Banner knien,
Laß den Leu'n Venedig schirmen, bis der Ocean es deckt!

Volk und Senatoren.

Laß den Leu'n Venedig schirmen, bis das Meer es überspült.

Anmerkungen.

[1] Wenn ihr auf den neuen Fundamenten ꝛc. Die Fondamenta nuove befinden sich auf der Nordseite der Stadt. Sie sind ein gepflasterter Damm zwischen den Häusern und der Lagune.

[2] Ein Weib mit einem Pfaffen ꝛc. Margarethe von Savoyen, Maximilians Tochter und der Cardinal d'Amboise.

[3] Daß ein Mann wie Contarini sich hier gleichsam mit dem Pöbel unterhält, darf nicht befremden. Man hat einen ganz verkehrten Begriff von Venedig, wenn man der dortigen Aristokratie einen Adelstolz unterlegt, wie er bloß in Monarchien vorkommt, und wie er sich namentlich in den damaligen Kriegen auf das Empörendste aussprach, wovon man die Belege in der Lebensgeschichte Bayard's suchen mag. Dieser Ritter ohne Furcht und Tadel behandelte die Rotüriers nicht viel besser als Hunde. Von dieser Art von Chevalerie war in Venedig, wo es weder Titel noch Adelsdiplome gab, nicht die leiseste Spur. Im Gegentheile waren dort Volk und Patrizier durch das Band der Gevatterschaft, damals ein heiliges und bedeutendes Band, eng verbunden; denn es war nach den Gesetzen auf das Strengste verboten, daß ein Nobile bei einem andern Nobile zu Gevatter stand.

[4] Im säulenschlanken Klosterhof. Das Chiostro von St. Stefano, so wie wir es jetzt sehn, ward erst im Jahr 1532 gebaut; doch war ohne Zweifel das frühere von ähnlicher Art. Die Kirche selbst ist vom Jahr 1325. Andreas Contarini, der im Chiostro begraben liegt, starb 1382.

[5] Zum Schluß des Akts. Daß zwischen den Akten ein gewisser Zeitraum verstreicht, wird Jeder leicht bemerken. Doch folgten sich auch in der Wirklichkeit die Ereignisse mit der größten Rapidität. Die Schlacht von Agnadello, mit der das Drama beginnt, ward am 14. Mai geschlagen; die Einnahme von Padua, mit der es endigt, erfolgte am 17. Juli.

[6] Wie seinen Oheim wir gebändiget. Sixtus den Vierten. Trevisani meint den Krieg von Ferrara.

[7] Jenes Bild dort über'm Fenster. Diese Bilder existiren noch, es sind jedoch nicht mehr dieselben von 1509, wiewohl sie dieselben Gegenstände behandeln. Die älteren, die von den größten venetianischen Meistern aus der besten Zeit der Kunst herrührten, gingen durch eine Feuersbrunst im Jahr 1577 zu Grunde.

[8] Wir wollen nicht durch Türkenfäuste siegen. Gewiß eine

großartige Politik der Venetianer, die den Deutschen von 1813 als Spiegel vorgehalten werden sollte.

[9] Die im Senat wir allbereits bedacht. Man darf den Senat nicht mit dem großen Rat verwechseln. Der große Rat umfaßte die ganze Aristokratie und war die eigentliche Souveränität des Staats. Der Senat zählte höchstens 500 Mitglieder; er war ungefähr das, was man in monarchischen Staaten die Regierung nennt. Der Doge hatte bekanntlich nichts als die äußeren Zeichen der Hoheit, sonst bloß eine Stimme, wie die übrigen. Bei dieser Gelegenheit fällt mir eine wunderliche Geschichte vom Dogen Lorenzo Celsi ein (erwählt 1361), die vielleicht nicht allen Lesern bekannt ist. Der Vater des Dogen lebte noch, und er fand es vollkommen unschicklich, vor seinem eignen Sohn das Haubt zu entblößen. Hierauf ließ Lorenzo ein Kreuz an der Dogenmütze befestigen, das ihr seitdem verblieben ist, und so zog auch der Vater das Barett ab. Diese Anekdote zeigt recht den derb-ehrlichen Charakter des Zeitalters, und verrät gewiß mehr Religiosität, als wenn der Doge aus Pietismus (wie es heutzutage geschehen würde) das Kreuz auf seine Mütze gepflanzt hätte.

[10] Das milde Zepter dieser Republik. Man weiß, daß neuere französische Geschichtschreiber sich ein Geschäft daraus machten, die Venetianer, nachdem sie sie auf die treuloseste Art zu Grunde gerichtet, als Tyrannen auszuschreien. Man wird dabei unwillkürlich an eine Stelle aus Corneille's Mort de Pompée erinnert, wo der König Ptolemäus, nachdem er den Pompejus ermorden lassen, ihn auch bei'm Cäsar schwarz zu machen sucht, worauf ihm Cäsar antwortet:

Tout beau! Que votre haine, en son sang assouvie,
N'aille point à sa gloire, il suffit de sa vie!

[11] Zehntausend leichte Gondeln ꝛc. So viel zählte man im 16ten Jahrhundert. Die Anzahl mag bei'm Untergang der Republik nicht viel geringer gewesen sein, da man vor den Pallästen reicher Familien noch öfters 12 bis 15 Gondeln stehen sah. Jetzt hat sie außerordentlich abgenommen.

[12] Die Königin Cornara starb 1510 in Venedig, wohin sie sich geflüchtet hatte. Sie wurde zuerst in der Apostoli beigesetzt, später in S. Salvatore begraben, wo ihr die Familie ein Denkmal errichten ließ. Sie ist auf einem Basrelief abgebildet, wo sie dem Dogen die Krone von Cypern überreicht. Die Familie Cornaro, die der Republik vier Dogen gab, wovon der letzte 1709 erwählt wurde, ist erloschen; der jüngste Sproß derselben starb 1812 in Moskau, und hatte das traurige Schicksal, für den Würger seines Vaterlands den Geist auszuhauchen. Einige Seitenlinien existiren noch.

[13] Von unserm süßen Meister Gian Bellin. Gian Bellin starb erst im Jahr 1515.

[14] Bist du noch so thätig, Freund? Gedrucktes hat man von Marin Sanudo: 1) Das Leben der Dogen bis an seine Zeit fortgeführt. 2) Den Krieg von Ferrara von 1483. 3) Den französischen Krieg von 1494. Sodann handschriftlich ein ausführliches Tagebuch von 1494 bis 1533, so daß jeder Jahrgang einen starken Folioband ausmacht. Nie gab es einen Geschichtsaufzeichner, der mehr geschrieben hätte. Er starb wahrscheinlich 1534 im hohen Alter.

[15] Und ohne Kranz bleibt keine gute That. Antonio Grimani wurde nicht nur aus seinem Exil zurückgerufen, sondern auch nach Loredano's Tod im Jahr 1321 als sieben und achtzigjähriger Greis zum Dogen erwählt. Ihm folgte 1523 Andreas Gritti, der die Dogenwürde bis 1538 bekleidete.

[16] Und heute schifft es nach Fusina. Fusina ist der Landungsplatz der Venetianer nach der Seite von Padua.

[17] War stets das Volk uns völlig wohlgesinnt. Dieß war auch im Jahr 1797 der Fall, als die Republik zu Grunde ging. Noch jetzt trifft man bei den ältern Leuten unter dem gemeinen Volk eine große Ehrfurcht vor dem gefallenen Staat, wovon ich, aus vielen, einen Zug mittheilen will. Ich wollte eines Tags bei einem Büchertrödler, wie sie besonders auf den venetianischen Brücken ihre Waare feil zu bieten pflegen, eine Tragödie kaufen. Das Werk an sich selbst war unbedeutend und hatte, wenn ich mich recht besinne, den Orso Ipato, einen Dogen aus dem achten Jahrhundert zum Gegenstand. Ich konnte billigerweise nicht geben, was der Alte verlangte, bis er endlich beinahe aufgebracht ausrief: **Ma, Signore, è un fatto Veneto!** (Es ist aus der venetianischen Geschichte), worauf ich gerührt seine Forderung sogleich bewilligte. Der Stolz in den Augen eines zerlumpten Trödlers, worauf ich in diesem Augenblick den tausendjährigen Ruhm Venedigs reducirt sah, würde auch bei einer größern Summe unwiderstehlich gewesen sein.

[18] Durch namenlose Grausamkeit verletzt. Hievon ein Paar Beispiele. Sechstausend Vincentiner hatten sich in eine große Höhle unweit der Stadt geflüchtet. Ein französischer Haubtmann drang hinein, und da es ihm zu mühsam war, die Einzelnen in den weitläuftigen Irrgängen der Grotte, die zugleich als Steinbruch diente, aufzusuchen, so ließ er ein großes Feuer in derselben aufschüren und die engen Eingänge bewachen. Auf diese Art erstickten Alle, bis auf einen Knaben, der zufällig an eine Spalte zu liegen kam. Die Deutschen machten es um nichts besser. Sie richteten Hunde ab, um die Frauen der Landleute, die sich in's hohe Korn zu flüchten pflegten, herauszu=

fangen. Als sie Monselice belagerten, und die Venetianer, in zu geringer Anzahl, um die Festungswerke zu vertheidigen, sich zuletzt in den höchsten Thurm geflüchtet hatten und bereit waren, sich zu ergeben, legten die Lanzenknechte Feuer an den Thurm, und fingen Diejenigen, die sich durch einen Sprung aus den Flammen retten wollten, mit untergehaltenen Piken auf.

[19] Euren Händen anvertraut sei Padua. Padua ward so tapfer und beharrlich von den jungen Venetianern vertheidigt, daß Maximilian mit seinen hunderttausend Mann wieder abziehn mußte. Im Heer des Kaisers befand sich damals (nebenher gesagt) ein deutscher Ritter, der bestimmt war, für eine bessere Sache zu fechten — Ulrich von Hutten.

[20] Gegen ihn ist jung verstorben ꝛc. Der römische Freistaat, auch wenn man ihn von der Vertreibung der Tarquinier bis zur Schlacht bei Philippi ausdehnt, hat keine 500 Jahre gedauert. Der venetianische war im Jahr 1509 bereits über ein Jahrtausend alt. Die Einführung des Tribunats auf den venetischen Inseln, wodurch der Staat constituirt wurde, fällt in's fünfte Jahrhundert.

[21] Denn der Einzige, der's versuchte ꝛc. Marin Faliero. Ich erlaube mir hier eine, wiewohl nicht hieher gehörige Bemerkung. Die Verse, die Michele Steno auf den Stuhl des Dogen schrieb, lauten im Sanudo folgendermaßen:

Marin Faliero dalla bella moglie,
Altri la gode ed egl la mantiene.

Diese Verse sind dann in alle spätere Geschichtschreiber übergegangen. Ohne Zweifel wollte Sanudo bloß eine Umschreibung liefern; denn lächerlich wäre es anzunehmen, daß ein Venetianer im 14ten Jahrhundert florentinische versi sciolti bei einer solchen Gelegenheit sollte zum Besten gegeben haben, da man damals noch gar keine reimlosen Verse kannte, und da man in Venedig bis auf die neuste Zeit, selbst in den Staatsverhandlungen, venetianisch sprach. In einer andern Chronik befinden sich die ursprünglichen Verse, die bedeutend kürzer und schon deßhalb witziger sind:

Becco Marin Falier
Dalla bella mugier.

Parabase.

1835.

Nicht wollte hinfort in dem Lustspiel mehr auftreten der ernstere Dichter,
Weil Ernte des Danks ihm wenige ward, wie's ziemte so rüstiger Sichel;
Doch siegte zuletzt der natürliche Drang zu dem reizenden Lied der Thalia,
Weil keins, wie es scheint, mehr umfangsreich, weil keins die gesammte des Wohllauts
Tonleiter erklimmt, von der Flöte herab zu dem schrecklichen Schall der Posaune:
Auch wird in der Kunst die Comödie stets als Schwerstes und Letztes erscheinen;
Doch süßer ja sind und erquicklicher auch spätreifende Früchte des Herbstes,
Und das Schwierige, traun! es verdient Nachsicht und ein reifes und männliches Urtheil.
Euch mangelte dieß und der Mut gleichfalls, als vor sechs Jahren der Dichter
Vorführte den Chor, auf welchen sogleich einhieb die beleidigte Sippschaft;
Ihr aber indeß saßt maulfaul dort, zaghaft, mit gelispeltem Beifall;
Doch hält der Poet just jenes Gedicht für seine gediegenste Schöpfung,
Nicht darbend an Witz und den Zeiten gemäß, den erschlafften, und komisch von Grund aus;

Denn komische Kraft, wenn ja sie sich zeigt auf eueren Bühnen im Lustspiel,
Stets mangelt sie doch in dem Grundplan selbst, und es fehlt die poetische Weihe.
Die wähnen, sie sei'n voll Tiefe, sobald sie den Mist aufwühlen, den tiefsten,
Aufstöbern den Kot und dem Schändlichsten stets nachjagen in jeder Gestaltung,
So sehn wir bereits nun Frankreich auch sich ergehn in dämonischer Tollheit,
Und den Hofmann selbst nachahmen, o Schmach! und berlinischen Taumel erkünsteln:
Ja, seine Racine einstampfen in Schmutz, den Keiner im Stand zu erreichen;
Denn was man an Dem stets tadelte, war das romantische Wesen gerade,
Und die liebelnde, gar zu moderne Manier, in dem Uebrigen ist er ein Heros.
Wohl sind ja Homer und die Griechen beliebt, nicht weil sie die Griechen gewesen,
Nein, weil der Natur stets treu sie verharrt, weil falsche Manier sie verabscheut;
Drum leuchten sie uns als Muster voran, als göttliche Regel der Schönheit.
Auch faselt mir nicht von der Ritterlichkeit altdeutscher und christlicher Dichtkunst,
Denn es bleibt sich Natur stets gleich und bewirkt durch Christen und Heiden dasselbe.
Auch lebte ja wohl in romantischer Zeit der unsterbliche Sänger der Chriemhild;
Doch stümpert er nicht, doch christelt er nicht, doch singt er homerisch und einfach.
Auch, (weil ich einmal nun sprech' und das Band an der Zunge gelöset, und weil ihr,
Wie ich weiß, auch gern anhört und belauscht des ermahnenden Freunds Anapäste,)

Sei dieses gesagt, daß nicht ihr stets Altvordere rühmend erhöhn mögt
Als gläubig und fromm, und die jüngere Zeit darstellt als weltlich und gottlos:
Nicht gingen sie uns in der Andacht vor, weil Klöster in Menge gebaut sie,
Und die Kinder enterbt, und der Kirche vermacht ihr Gut aus Furcht vor dem Fegfeu'r;
Denn Klöster zu bau'n, kein nützliches Werk wär's jetzt, nein, wahrlich ein schlechtes!
Jetzt sind sie der Sitz geistlosen Gebets, einst waren sie Sitz der Gesittung;
Jetzt streuen sie aus Dummheit und Verderb, einst säten sie Wissen und Geist aus.
So wechselt die Zeit und der Welt Umschwung und der Menschheit ewige Wandlung,
Und solang ihr die nicht völlig begreift, bleibt stets ihr lallende Knäblein,
Denn, gilt für gerecht, was bloß alt ist, dann kehrt zu den Heiden zurück nur,
Nicht war, wie es scheint, zu verachten Apoll und die holdanlächelnde Kypris;
Doch mußten sie fliehn vor dem stärkeren Gott, der Form stets wechselt und Antlitz,
Und die Welt durchmißt, fortstrebenden Gangs, ein gewaltsam schreitender Proteus.
Und an Gläubigen fehlt's auch jetzt ihm nicht, die standhaft üben das Gute,
Nur nicht in der Art, wie's Väter gethan, nur nicht durch üppigen Scheinpomp.
Seid Deutsche darum, seid Jünger des Worts, das Luther gebracht und Melanchthon,
Die wahrlich umsonst nicht kämpften, umsonst nicht litten so viele Verfolgung.
Ihr sahet und saht, welch herbes Geschick die verstockteren Völker betroffen,

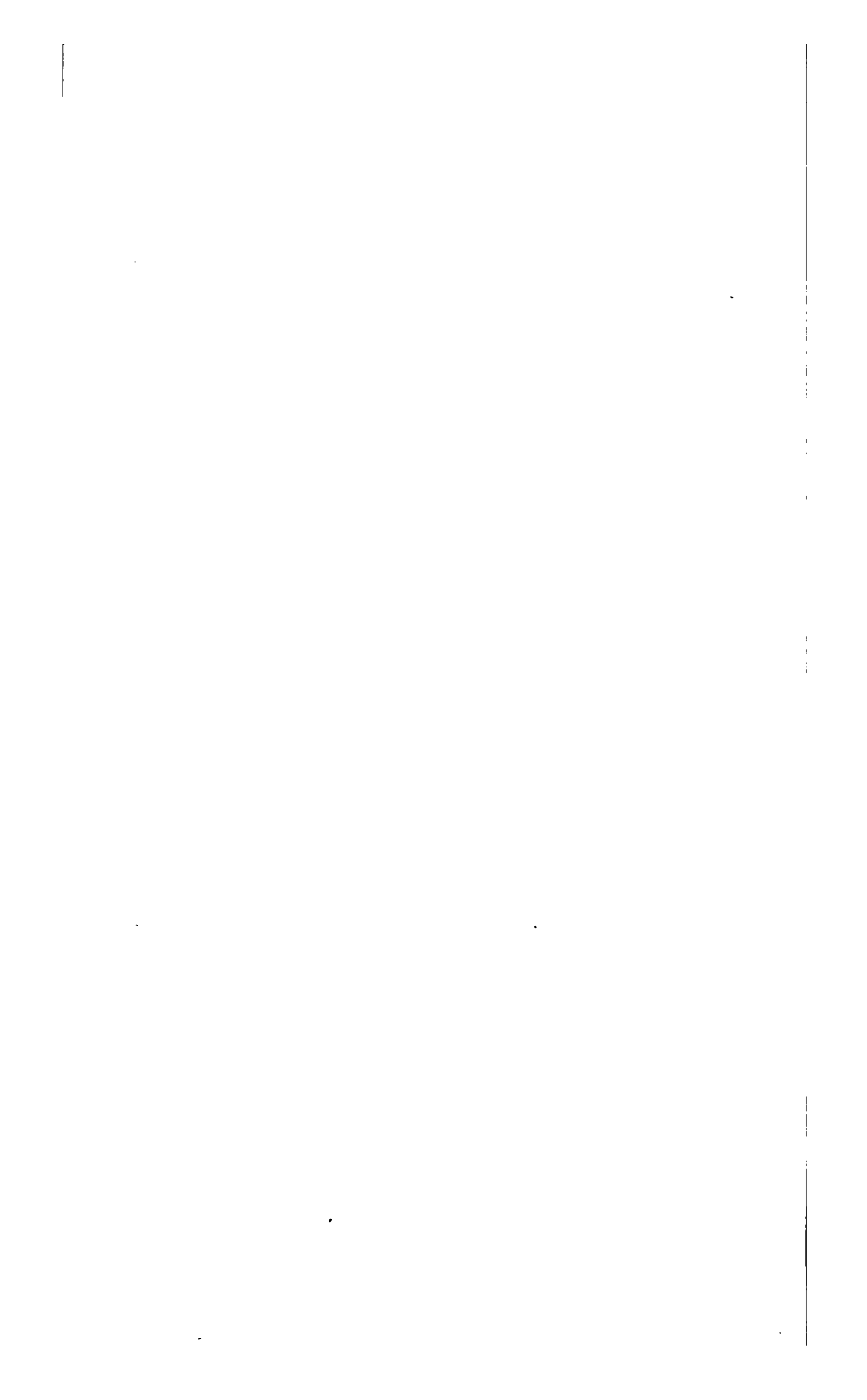
Die nicht in der Zeit des erweckenden Rufs absagten dem römischen Baalsdienst:
Gern möchten sie jetzt wegschieben das Joch und es zappelt der Hals in der Schlinge;
Doch leider zu spät, denn Pfaffengewalt schnürt ihnen die Seele zusammen.
Ihr aber, erlöst von dem geistigen Druck, der Jene so jämmerlich einzwängt,
Preist jeglichen Tag, danksagenden Sinns, die unsägliche tägliche Wohlthat,
Die einst mutvoll, mit dem Schwert in der Faust die begeisterten Ahnen erfochten!

Nicht schreitet zurück deßhalb, krankhaft
Dem Gewesenen hold, das lange vermorscht!
Abwendet das Ohr paradoxem Geschwätz,
Seid Männer und steht, mit dem Fuß vorwärts,
Unerschütterlich fest, sucht Wahres und lacht
Des romantischen Quarks,
Und erquickt das Gemüt an der Schönheit!

Der grundlose Brunnen.

Fragment.

1820.



Die Sonnenfackel tauchte rosenfarben
Sich in die Berge fernhin und erblich,
Ein Schnitterhaufen führte heim die Garben,
Und sang und jubelt' und ergötzte sich;
Doch als die heitern Melodien erstarben
Trat in den Burghof Herzog Udelrich,
Die Knappen aber grüßten ihn und schieden,
Denn er war gern allein und gern vermieden.

Es quoll ein Bronnen in des Hofes Mitte,
Aus dem die röm'schen Männer schon getrunken,
Als hier sie wandelten im Siegerschritte,
Lang eh' man Burg und Kirche hier sah prunken,
Und eh' man betete nach Christensitte:
Schon war das Mauerwerk halb eingesunken,
Doch standen rings uralte Lindenbäume,
Die ihren Schatten warfen in die Schäume.

Dort ließ nun traurig sich der Herzog nieder,
Und Seufzer hoben seinen Busen schwer,
Tief in die Welle schaut er hin und wieder,
Doch kein Genüge schaut und findet er;
Da kommt des Schlosses Vogt, getreu und bieder,
Der vielbejahrte Diener kommt daher,
Ob er den Herrn gelaunt zu Worten träfe,
Entblößt das Haubt er und die greise Schläfe.

Schon lange sinn' ich, spricht er, was euch bange,
Erlauchter Herzog, was euch düster macht:
Wie habt ihr sonst beim Sonnenuntergange
Gescherzt mit Freunden und euch frohgelacht!
Und, wie's geziemet euerm Fürstenrange,
Die schönen Tage ritterlich verbracht!
Wie scholl's von Waffen und vom Jägerhorne!
Nun sitzt ihr ewig träumerisch am Borne.

Verschwanden jene Bilder, die den Knaben,
Vom einst'gen Waffenruhm, von Kampf und Sieg,
Vom Habedank aus schöner Hand, umgaben?
Ihr wolltet ziehen in den heil'gen Krieg,
Zur Stätte, wo den Herren sie begraben,
Wo er gen Himmel durch den Aether stieg:
So träumend sonst von Fahrt und Abenteuer
Seid ihr gefesselt nun an dieß Gemäuer?

Was staunst du, daß ich stets mich hier befinde,
Sobald die Stralen im Gebirg verglühten?
Aus dieser Quelle steigen kühle Winde,
Und wenn die Flut zu kräuseln sie sich mühten,
Dann ziehn sie säuselnd durch die laub'ge Linde,
Und wehn herunter den Geruch der Blüten,
Die Blüten selbst, sie fallen oft, betrogen,
Zu Sternen, die sich spiegeln in den Wogen.

Laßt euch beschwören, Herr, bei eurem Ruhme,
Spricht Jener! trotzt dem Zauber, der euch band!
Der Bronnen stammt noch aus dem Heidenthume,
Und ward gegraben von Druidenhand:
Drum wird verzaubert jede Blüt' und Blume,
Die hier emporwächst an des Wassers Rand:
Hier ward noch nie ein frommes Werk begonnen,
Und Nixen hausen, wie man sagt, im Bronnen.

Zwar ist das Wasser hier von großer Güte,
Doch ohne wahre, heiligende Kraft:
Denn als vordem, mit gläubigem Gemüte,
Der heil'ge Winfried, der so riesenhaft
Sich um dieß Land und um dieß Volk bemühte,
Von Sünden reinigte die Heidenschaft,
Da sah man nie mit dieser Flut ihn heilen,
So wird erzählt, noch je die Tauf' ertheilen.

Auch sagen sie, und solches könnt ihr stündlich
Mit Senkblei selbst erproben oder Stange,
Daß diese Flut so völlig unergründlich,
Daß auf den Boden nie ein Stein gelange:
Drum hütet euch, versucht nicht keck und sündlich,
Ob mit der Hölle sie zusammenhange!
Der Alte rief's, und zog ihn weg vom Orte,
Da sprach der Herzog diese sanften Worte:

O wollte Gott, ich hätte nie vernommen,
Wie viele Seligkeiten wunderbar
Aus dieses Brunnens heil'ger Tiefe kommen,
Vielleicht bedünkte, was du sagst, mich wahr!
Als einst die Sterne schon am Himmel glommen,
Dem Geiste rätselhaft, dem Auge klar,
Trat ich hierher, mich freuend ihrer Helle
Dort oben und hier unten in der Welle.

Da scholl ein Tönen, wie aus tiefer Vase,
Ausdrückend Sehnen halb und halb Vergnügen,
Ich lauschte hier bewegungslos im Grase,
Und zog den Ton in mich in vollen Zügen:
Mir schien's als wären's Lilien von Glase,
An die metallne Schmetterlinge schlügen;
So rein erscholl's, so tief ergriff's die Seele,
Ach, wohl kein Lied aus einer Menschenkehle!

Doch war's ein Lied, noch in mir klingt es rein,
Noch klingt es, doch es klingt zu meinem Schmerze.
Nun find' ich hier mich jeden Abend ein,
Daß ich kein zweites schönes Lied verscherze,
Doch, ach! nicht zweimal sollt' ich glücklich sein,
Und unbefriedigt bleibt mein armes Herze,
Stets horchend auf die wundersam geheime,
Fremdart'ge Weise, die gelinden Reime.

Es war, erwiedert ihm der Vogt, ein Traum:
Oft kann ein Traum der Seele Frieden stören,
Zum Schlafe lockt hier schattig Baum an Baum,
So mocht' euch wohl die Phantasie bethören,
Denn niemals ließen aus dem tiefen Raum
Sich menschenähnliche Gesänge hören,
Nur Käfer summen hier mit sachten Stimmen,
Die auf den Blättchen in der Quelle schwimmen.

Doch wißt, woher euch dieser Wunsch entsprossen,
Der nun euch die gewohnte Ruhe raubt?
Ihr seid in frischer Jugend aufgeschossen,
Und dichte Locken fliegen euch um's Haubt;
Doch Frauenliebe habt ihr nie genossen,
An Frauenantheil habt ihr nie geglaubt,
Nun regen sich, wenn auch noch halb verborgen,
In euch die kommenden, die lieben Sorgen.

O hört mich an mit gütigem Vertrauen,
Wenn je mein wohlgemeinter Rat euch galt,
In diesen Thälern wächst, in diesen Auen
Wie manche jungfräuliche Wohlgestalt;
So laßt die Ritter, Herrn und Edelfrauen
Nach eurem Schlosse laden, jung und alt,
Schmückt einmal wieder eure Burg zum Feste,
Und kommen sie, so wählet euch die Beste.

Der Herzog hört's, zwar mit beklemmtem Herzen,
Doch seine Stirn entwölkte sich, die hohe,
Und sei's ein Wechsel nur von Schmerz um Schmerzen,
Des Wechsels freu'n sich Traurige wie Frohe.
Das Fest erscheint, es flackern tausend Kerzen
Den Saal entlang in schöner goldner Lohe,
Und wie den Reigen schlingen zarte Hände,
Da wiederhallen von Musik die Wände.

Der laute Ton von Zither, Flöt' und Horne
Durchscholl den Burghof, hallte durch's Gestein,
Und drang hinab, wo tief im Silberborne
Die Meerfrau wohnte mit drei Töchterlein.
Der ältesten und lieblichsten, Hyborne,
Fuhr jeder Laut in's tiefe Herz hinein,
Und leichtbereit ein kühnes Wort zu wagen,
Begann sie so der Mutter vorzuklagen:

Das Bad ist kühlend hier im Wasserschwalle,
Viel goldne Fische tauchen in die Wogen,
Viel Edelsteine kleben an der Halle,
Die weit geräumig ist und hoch im Bogen
Gewölbt aus einem einzigen Krystalle,
Vom Lotosteppich lieblich überzogen,
Und ihr geheim und unterirdisch Dunkel
Erhellt durch einen magischen Karfunkel.

Doch hast du, Mutter, uns nicht selbst berichtet,
Um wie viel schöner sich es lebt dort oben,
Das Licht, hier im Karfunkel nur verdichtet,
Ist dort in Stralen durch die Welt zerstoben,
Und wenn die Nacht der Sonne Kraft vernichtet,
So schmückt der Himmel sich mit goldnen Globen,
Der Mond mit ihnen, eine Silberfähre;
Man sollte meinen, daß es Dichtung wäre!

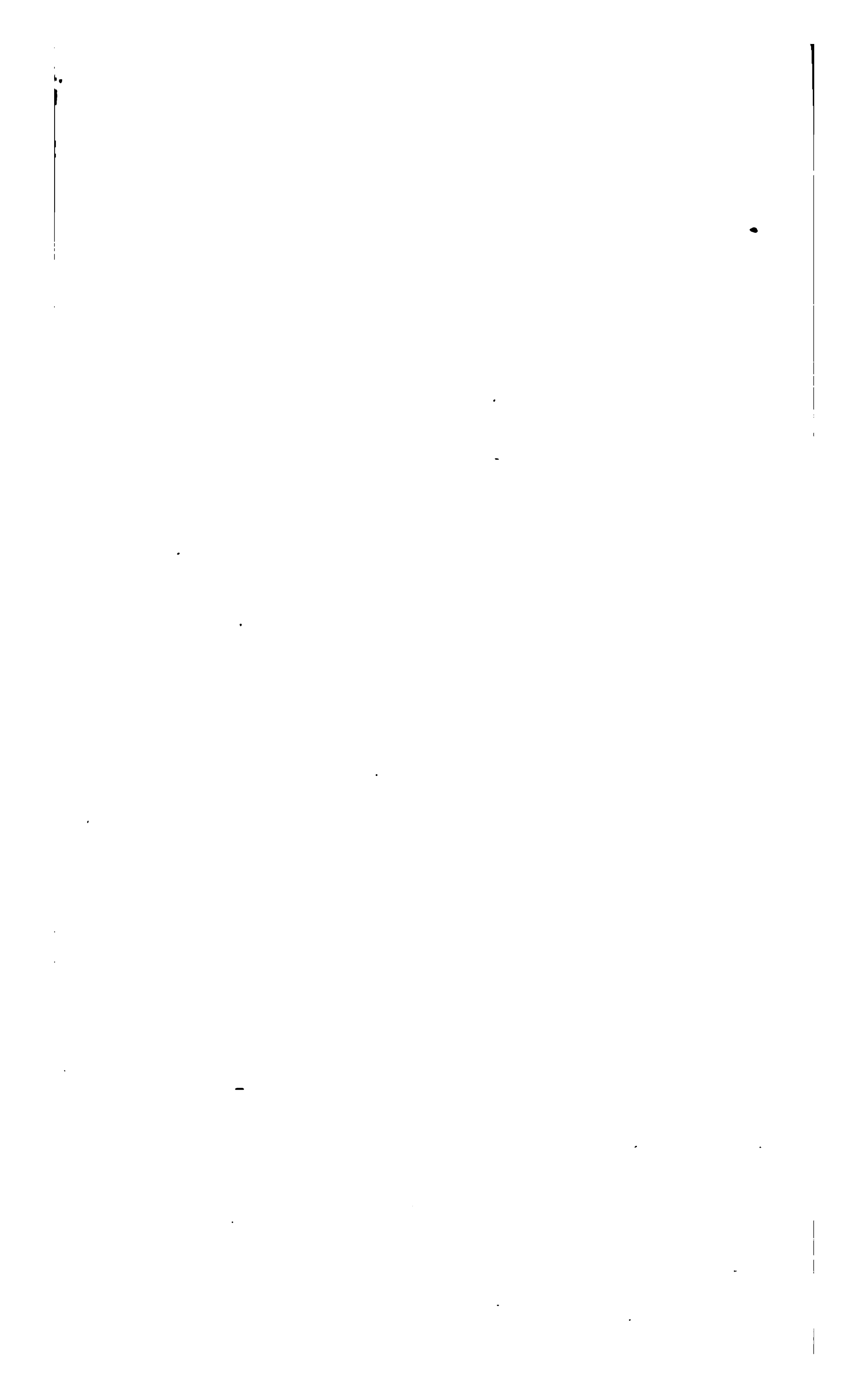
Die Erde, sagt man, dehnt sich, und ihr dienen
Der Kräuter viel zu Stickerei'n und Zier,
Viel Rosen, gleich lebendigen Rubinen,
Und Thau dran, wie beweglicher Sapphir.
O hättest nimmer du erzählt von ihnen,
Sie duften, sagst du, dufteten sie mir!
Umgäbe mich ihr freundliches Gewimmel,
Und drüber hin der amethystne Himmel!

O laß uns drum empor zum Borne steigend,
Ergötzen uns, nur bis die Nacht verschwunden,
Hydorne sprach's, zwar nicht in Worten zeigend,
Daß jene Töne sie so sehr gebunden,
Doch nicht aus falschem Herzen es verschweigend,
Von Scham vielleicht im Stillen überwunden,
Von einer Scham, die sie sich nicht erklärte.
Die Mutter sprach zur Tochter, und gewährte:

Geh mit den Schwestern nur hinauf, Hydorne,
Freut euch der Sternchen und des Mondenkahnes,
Der Blumen auf den Wiesen und im Korne,
Und all des überird'schen Menschenwahnes,
Doch reizt die Nixenfürstin nicht zum Zorne,
Und eilt zurück beim ersten Ruf des Hahnes,
Daß nicht ein Sonnenstral euch etwa leuchte,
Bevor ihr kehrt in's unterirdisch Feuchte.

Indessen strömten durch die Burggemächer
Der Gäste viel, und alles regte sich,
Es jubelten die Tänzer und die Zecher,
Solang man Flöte blies und Geige strich;
Doch auch nicht einmal hob den goldnen Becher
Noch flog im Tanze Herzog Udalrich,
Noch blickt er jemals nach den Mädchen allen
Mit einer Miene nur von Wohlgefallen.

Da wandeln plötzlich durch die muntern Schaaren
Drei holde Jungfrau'n, doch wie Lilien bleich,
Sie hatten feine Schleier in den Haaren,
Die bis zur Erde hingen faltenreich
Und von durchsichtigem Gewebe waren,
Der Spinne zarten Silberstoffen gleich.
Ihr Gürtel wob sich aus korallnen Bändern,
Doch feucht erschien der Saum an den Gewändern.



Die großen Kaiser.

Fragment.

1825.



Euch künden will der Barde, vergnügt es euren Sinn,
Das Lied von Hildegarde, der schönen Kaiserinn,
Die König Karl, der hohe, zwar wider Wunsch verstieß,
Doch endlich sie die Krone von neuem tragen ließ.

König Karl, der hohe, der sann wohl Tag und Nacht:
Wie mag ich doch bezwingen die Sachsen in der Schlacht?
Da sprach er zum Gemal sein: Ich zieh' in's Land hinein,
Doch komm' ich bald wieder hernieder an den Rhein.

Als Diener wird euch schützen der Bruder mein, Taland,
Doch zieht mein Bruder Edelfried mit mir zum Elbestrand:
Der Kaiser nahm die Krone, nahm Schild und Schwert, und
schied,
Da sprach in sanftem Tone sein Bruder Edelfried:

Lebt wohl und lebet glücklich, vieledle Fraue zart,
Und mögt ihr euch indessen erfreuen mancherart,
An Blumenflur und Garten, an Minnesang und Reim,
Und euren Herrn erwarten im schönen Ingelheim.

So rief der Kriegesheld, und ritt dem Kaiser nach,
Derweil sein Herz im Leibe vor lauter Liebe brach.
Doch ging er still von dannen, doch zog er schweigend fort,
Und seinem Mund entfloh kein unbedachtes Wort.

Taland blieb daheim, der Kaiserin zum Schutz,
Der liebte schmucke Waffen und goldnen Ritterputz,
Und weil an Wuchs er fein und schlank, und rein und blank
an Wehr,
So prieß er sich den schönsten von Kaisers ganzem Heer.

Und Frauen Hildegarden, die seinem Sinn gefiel,
Erzählt er Liebesmären und süße Worte viel,
Er sprach: wie Maiensonnen ist eurer Augen Schein,
Wer eure Lieb gewonnen, der mag geborgen sein.

Verlaßt mich, sprach die Kaiserin, zu dieser Frist,
Mich überlistet nimmer all eure böse List.
Und tragt ihr keine Scheu vor Frauen keusch und rein,
So möchtet ihr dem Kaiser wie der letzte Sachse sein.

Doch ewig sein Begehren erneute Jener frisch:
Ihr wißt wohl alte Mären von Arthurs rundem Tisch?
Ihr wißt, daß Arthurs Frau ihr Herz nicht verschloß,
Daß ihren Leib Herr Lancelot in stiller Minne genoß.

Drauf sprach Frau Hildegard: wohlan, ich geb' euch nach,
Des Nachts erwart' ich euch in meinem Schlafgemach.
Mit Jubel und Frohlocken vernahm Taland den Rat,
Und harrte bis die Glocken zwölf Schläge schlagen spat.

Drauf schlich er sich, der Schlaue, nach ihrer Kammer sacht:
Viel minnigliche Fraue, wir haben Mitternacht.
Die Kaiserin stand außen und schloß die Kammer zu:
Dieweil wir haben Mitternacht, so wünsch' ich gute Ruh'.

O weh mir! rief Taland, wer hätte sich's versehn!
Macht immer auf den Riegel, euch soll kein Leid geschehn.
Doch nahm Frau Hildegard der Bitten nicht in Acht,
Und hält ihn dort gefangen sechs Monde Tag und Nacht.

So büßte dieser Freche bei wenig Trank und Kost,
Gedrückt von Sommerhitze, gedrückt von Winterfrost.
Und ihm zum Zeitvertreibe, statt Bankett und Tanz,
Sendet Hildegarde den eignen Rosenkranz.

Doch horch, es schallen Cymbeln, Trompeten klingen drein,
Was mögen das von ferne für große Wolken sein?
Da sprengt ein Ritter her, der ruft durch's ganze Schloß:
Die Sachsen sind getauft, der Kaiser kommt zu Roß!

Da rief Taland, der Degen: Ach, laßt mich endlich frei,
Die Schuld ist abgetragen, sechs Monden sind vorbei.
Wollt ihr daß euer Herre, voll eifersüchtiger Wut,
Mich ein auf ewig sperre, vielleicht vergieße Blut?

Es öffnet ihm die Kaiserin, ihr Mitleid schont ihn gern,
Er eilt dem Zug entgegen, vom Schloß nimmer fern,
Und als er sieht den Kaiser, da sinkt er auf ein Knie:
Wer nimmt dein Weib in Schutz, denn ich verklage sie.

Die langen Wittibmonden ertrug sie nur mit Müh',
Entbot mich Abends spat, entbot mich Morgens früh,
Mein blanker Waffenschmuck, mein jugendlicher Sinn
Verlockte wider meinen Wunsch das Herz der Kaiserin.

Der Kaiser sprach: O schlimmer, viel schlimmer Bote du,
Der Falschen kehr' ich nimmer die Siegerblicke zu,
Und während triumphirend zum Thor ich zieh' hinein,
Geleite sie der Henker nach dem Rabenstein.

Da sprengt herbei Herr Edelfried, und all sein Auge flammt,
Vernimm die Angeklagte, bevor dein Spruch sie verdammt!
Gesetze, die du gabest dem Reich und übest aus,
Vergiß sie nicht, Herr Kaiser, in deinem eignen Haus.

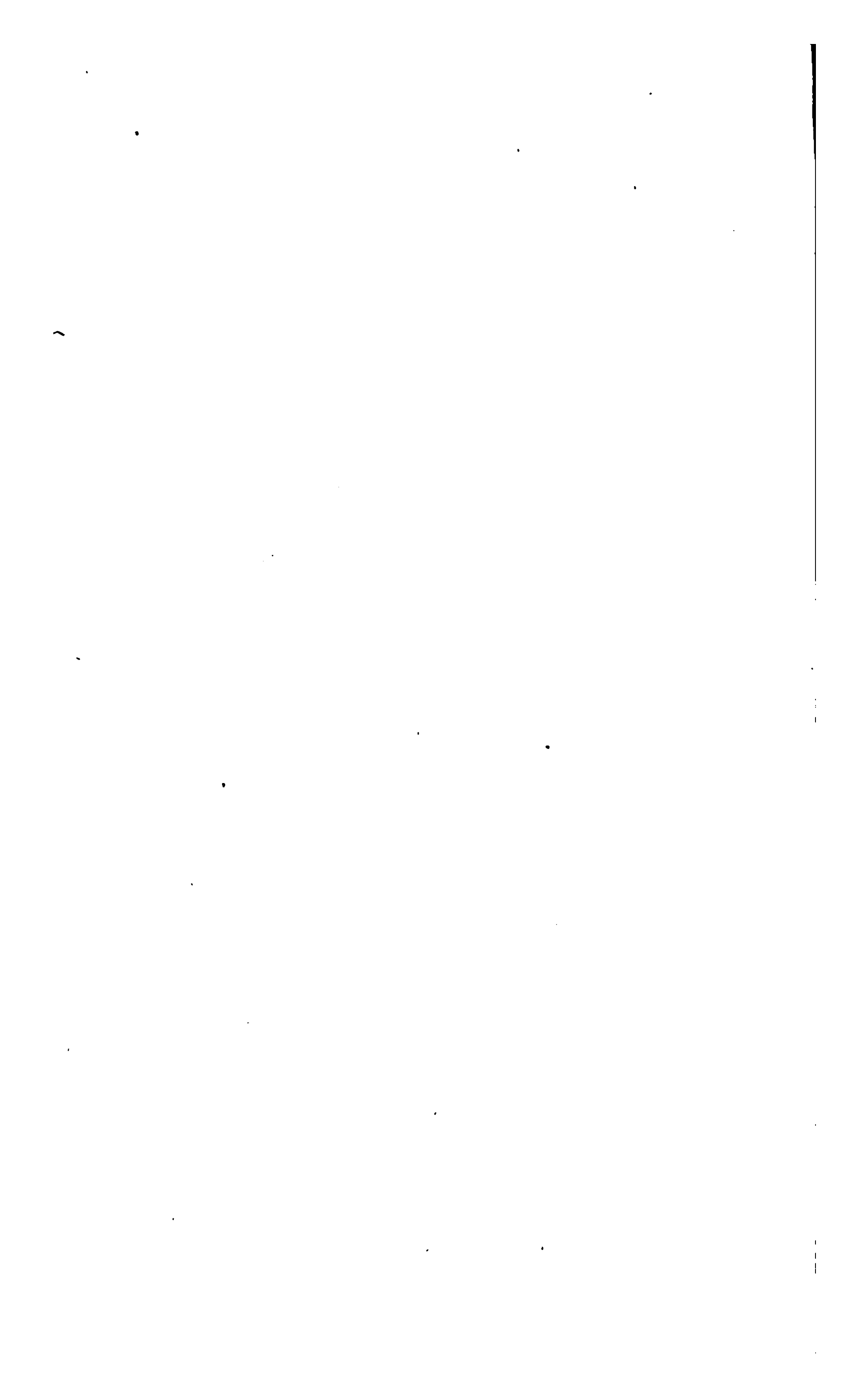
Der Kaiser nimmt sein Schwert von seiner Hüfte schnell:
Mehr galt sie mir, als dir sie galt, Gesell!
Hier will ich meiner Wehre so lange sein beraubt,
Bis ich des Kaisers Ehre gerochen an ihrem falschen Haubt.

So wurde zu dem Thore die Frau hinaus geführt,
Die Haare weggeschoren, die Hände zugeschnürt;
Sie vor dem Tod zu blenden, und dann, sobald sie tot,
Die Augen ihm zu senden, dieß war des Herrn Gebot.

Die Abassiden.

Ein Gedicht in neun Gesängen.

1829.



Prolog.

Ich möchte wieder wie ein junger Schwärmer
Auf meinem Pegasus ein bischen reiten,
Doch da die Zeit betrübter wird und ärmer,
So möcht' ich fliehn in fabelhafte Zeiten:
Ich, der ich ehedem, an Jugend wärmer,
Herunterstieg in spröde Wirklichkeiten,
Und mit dem Unverstand begann zu turnen,
Der stelzenhaft gespreizt sich auf Cothurnen.

Ihr wendet weg von jenem Volk der Zwitter
Die müden Augen, und ich muß es preisen,
Und will, da Viele mich verschrien als bitter,
Euch meine Süßigkeit einmal beweisen:
Die Sonne bring' ich nach dem Ungewitter,
Einladend euch, mit mir ein Stück zu reisen,
Ein Märchen aus dem Orient zu lesen,
Der meiner Jugend schon so lieb gewesen!

Und weil mir vorgeworfen ward, es wäre
Mein Vers zu gut für eure blöden Ohren,
Und allzukunstreich meine ganze Sphäre,
Weil euch der Wein behagt unausgegohren,
Den sonst ich gern wohl durch Gedanken kläre,
So hab' ich dießmal ein Gewand erkohren,
Ganz schlicht und einfach und bequem zu fassen,
Das kaum verhüllt den Stoff in keusche Massen.

Auch mir zuweilen macht's ein bischen Galle,
Daß ich so wenig noch gethan auf Erden,
Und wenn ich euch im Ganzen nicht gefalle,
So führ' ich deßhalb keineswegs Beschwerden;
Doch wünscht' ich manchmal, wie die Andern alle,
Zu euern Klassikern gezählt zu werden:
Die Ehre freilich ist ein bischen mager,
Denn wer in's Horn bläst, heißt sogleich ein Schwager.

Drum hab' ich euch dieß neue Lied gesponnen,
Das weder Zeit mir noch Kritik verheere;
Es ist, wofern mir unter wärmern Sonnen
Gereift ein Lorbeer, seine reifste Beere:
Im alten Siena hab' ich's ausgesonnen,
Und dann mit mir geschleppt an beide Meere,
Und schlepp' ich's weiter, bitt' ich nicht zu staunen,
Denn häufig wechseln meine Reiselaunen.

Und weil so Mancherlei den Geist verführet,
So wechsl' ich Aufenthalte gern und Ziele,
Und unter Welschlands Firmament gebühret
Ein bischen Trägheit, das bezeugen Viele:
Ich habe mehr gedacht als ausgeführet,
Und hätt' ich alle jene Trauerspiele,
Zu denen ich den Plan gemacht, geschrieben,
Ich wäre nicht so unberühmt geblieben!

Nie kann der Mensch, wie viel er auch vollende,
Wie kühn er sei, sich zeigen als ein Ganzes,
Und was er ausführt, gleicht es nicht am Ende
Zerstreuten Blumen eines großen Kranzes?
Drum Heil den Dichtern, deren reicher Spende
Deutschland verdankt den Gipfel seines Glanzes,
Die nie mit Denken ihre Zeit verputzen,
Und statt des Geistes bloß die Federn nutzen!

Und will Begeistrung ihnen nicht erscheinen:
So hilft die Moccafrucht, so hilft die Rebe:
Vom Trunk erhitzt und auf gelähmten Beinen
Hält sich der deutsche Pindus in der Schwebe;
Ich zähle mich hingegen zu den kleinen
Poeten, der ich mäßig bin, und gebe
Mich ganz und gar für einen schlechten Prasser:
Auch misch' ich täglich meinen Wein mit Wasser.

Drum konnt' ich wenig eure Gunst gewinnen,
Entzünde nicht, da selbst ich nicht entzündet,
Da meine Musen, als Begleiterinnen
Des Wahren, nie dem Pöbel sich verbündet.
Es war ein allzu jugendlich Beginnen,
Daß ich, wie Joseph, meinen Traum verkündet;
Draus hat sich mir der Brüder Neid entsponnen,
Die gern mich würfen in den tiefsten Bronnen.

Doch bis hieher zu weit entferntem Strande
Kann Lieb' und Haß den Dichter nicht beschreien!
Hier mag er weilen, unzerstreut vom Tande,
Vom bunten Wirrwarr deutscher Klatschereien;
Er konnte hier, in einem Zauberlande,
Die bange Brust von jedem Schmerz befreien:
Es steht bei dir, ihm vorzuziehn Lappalien,
Du nordisch Volk, ihn aber schützt Italien!

Deutschland verehrt zu vielerlei Pagoden,
Und Einer stets bekämpft des Andern Meinung:
Dieß trübe Chaos tausendfacher Moden,
In welchem Punkte fänd' es je Vereinung?
Der Dichter steht auf einem solchen Boden
Gleich einer fremden sonderbar'n Erscheinung:
Er hört das wilde Heer von ferne wüten,
Erschrickt und flieht, und birgt sich unter Blüten.

Hier kann er froh sein und des Tags genießen,
Dort müßt' er frieren, Buße thun und darben;
Hier kann Gesang am reinsten sich ergießen,
Denn welche Dichter lebten hier und starben!
Drum kann zu fliehn er sich noch nicht entschließen
Das Reich des stäten Lenzes und der Farben.
Indessen wünscht er sich geneigte Leser
Vom Strand der Donau bis zum Strand der Weser!

Zwar hie und da bewirkt er kein Behagen,
Weil ihn die Mandarine streng verbieten!
Doch, fürcht' ich, wird sie Langeweile plagen,
Wenn sie die Welt zurückgeführt auf Nieten.
Auch läßt sich Wahrheit nicht so leicht verjagen:
Johannes Huß und andre Ketzer brieten,
Ihr Wort jedoch erklang von Ort zu Orte:
Welch eine Tugend ist die Kunst der Worte!

Zwar hier und da giebt's keine Demagogen;
Doch Seelen giebt's, durch Worte nicht erreichbar,
Mit siebenfachem Leder überzogen,
Dem Schild des Ajax im Homer vergleichbar.
Sie sind wie steile Klippen in den Wogen,
Auf ewig hart, auf ewig unerweichbar:
Es spritzt die Flut empor mit leisen Scherzen,
Und schmiegt sich an, als hätten Steine Herzen!

Doch nun erzähl' ich, statt ein Grillenfänger
Zu scheinen euch und euch die Zeit zu rauben,
Wenn ihr mir anders noch ein Stündchen länger
Zuhören wollt und meinen Worten glauben,
Wenn anders je mich, wie Horaz den Sänger,
Als blondes Kind verliebte Turteltauben
Bestreut mit Lorbeer, den sie mit dem Schnabel
Für mich gepflückt im schönen Land der Fabel.

Erster Gesang.

Tausend Zelten waren aufgeschlagen
Durch's Gefilde vor den Thoren Bagdads,
Um das Fest des neuen Jahrs zu feiern:
Auf dem Throne saß der große Harun
Als Kalif mit allen Würdezeichen,
Rings im Cirkel seine Kronbeamten;
Doch zunächst die drei geliebten Söhne
Prinz Amin und neben Assur Assad.
Durch die Gärten lag zerstreut die Menge,
Trank und Speise wurde rings vertheilt ihr.
Unter Lauben, aus Jasmin gebildet,
Ruhten Frau'n und Männer; doch die Knaben
Schlangen Tänze mit den jüngsten Mädchen.
Vor des Herrschers Pavillon indessen
Trat ein Mohr mit einem Pferd am Zügel:
Nicht ein Roß war's aus arabischem Blute,
Nicht ein Hengst aus Andalusien war es!
Nein — von Künstlerhand aus Holz gebildet,
Erz die Hufe nur und Gold die Mähne.
Zum Kalifen sprach der Mohr: Beherrscher
Aller Gläubigen, aller Völker Sultan!
Manche Gabe bringt an diesem Tage
Zum Geschenk dir deiner Sklaven mancher,
Doch die wundervollste biet' ich selbst dir:

Mehr als Troja's Pferd, wiewohl's ein großes
Reich zerstörte, schätz' ich diesen Rappen,
Den ein Magier durch Magie gebildet.
Wenn du je von Hippogryphen hörtest,
Die verschmähn der Erde Grund zu stampfen,
Flatternd aber durch den Aether schweben;
Wenn du's je für eine Fabel hieltest,
Bilden kann ich aus der Fabel Wahrheit.
Auf den Rappen schwang sogleich der Mohr sich,
Flog empor und schien ein Punkt im Luftmeer,
Senkte wieder dann zum Zelt herab sich.

Alles staunte, staunend sagte Harun:
Wahrlich, mehr gilt dieses Pferd, als meiner
Krone hundert beste Kronjuwelen:
Willst du diese, nimm sie, laß den Gaul mir!
Ihm versetzte drauf der Mohr: Beherrscher
Aller Gläubigen, aller Völker Sultan!
Gold und Edelsteine wiegen keinen
Zauber auf, wie diesen! Nur die Schönheit
Im Verein mit hoher Würde. Laß mich
Dein Wesir, o Harun Alraschid sein,
Dein Wesir, und laß als deiner Tochter
Ehgemal mich ihren Schleier lüften!
Meine Wünsche sind, wie meine Gaben,
Groß und kühn, Kalif! Erwäge beide!

Lange schwieg der überraschte Harun.
Allzufrech erschien des Mohren Fodrung;
Doch der Rappe war ein solches Wunder,
Daß der höchste Preis an Wert gering schien.
Schnell vom Sitze sprang Amin dagegen,
Harun's Erstgeborner, auf und sagte:
Sohn Mohadi's, großer Abbasside!
Kannst du zaudern, dieses Hexenmeisters

Kecken Anspruch mit dem Tod zu strafen?
Abgewogen gegen Fürstenehre
Scheint der größte Diamant ein Sandkorn:
Mehr als Bagdad, mehr als tausend Städte
Gilt der fliegende Rappe; darfst du aber
Diesen Sklaven bis zum Thron erheben,
Aller Schätze holden Schatz, Amine,
Deine Tochter, einem Neger opfern?
Länger wäre nicht, nach solchem Entschluß,
Harun Alraschid das Bild der Weisheit!
Nur ein Blendwerk ist vielleicht des Mohren
Zauberpferd; ich will es selbst versuchen:
Trägt es mich, und liefert mir die Probe,
Zahle dann mit Gold und Gut, Kalif, es,
Aber nicht mit deiner Kinder Wohlfahrt.

Sprach's Amin, und schwang sich auf den Rappen,
Flog empor und schien ein Punkt im Luftmeer;
Doch vor Harun Alraschid verzweifelnd
Warf der Mohr sich hin und rief: Beherrscher
Aller Gläubigen, aller Völker Sultan!
Ohne Schuld an deines Sohns Verderben,
Wenn's den Unvorsicht'gen trifft, du siehst mich:
Eh' zuvor ich ihn belehren konnte,
Allzuplötzlich stieg empor der Jüngling!
Schwingt sich Einer auf des Rosses Rücken,
Fliegt sogleich in alle Höh'n hinauf es;
Doch, um wieder es sanft herabzulenken
Nach der Erde, dient die kleine Schraube
Unter'm Hals des flücht'gen Wunderpferdes.
Wenn der Prinz sie nicht entdeckt, so fliegt es
Ewig weiter durch den Raum der Sterne,
Bis zuletzt ihn Müdigkeit und Hunger
Jeder Kraft entledigen, bis zuletzt ihn

Jäher Todessturz am Fels zerschmettert,
Oder tief in die tiefe See hinabtaucht.

Namenloser Schmerz ergriff den Vater,
Namenloser Schmerz das ganze Bagdad:
Schnell zur Trauer sank das Fest zusammen,
Wie zur Asche sinkt ein Jubelfeuer,
Das von Fischern am Johannisabend
Aufgeschichtet ward aus alten Scheitern,
Die das Meer am sandigen Ufer auswarf.
Eingekerkert ward sogleich der Neger,
Ausgesendet wurde Bot' um Bote
Gegen Nord und Ost und Süd und Abend;
Keine Kunde kam und kein Amin kam:
Tiefe Schwermut, immer tiefere nährte
Harun Alraschid, der Sohn Mohadi's.

Doch zum Bruder eines Morgens sagte,
Bei der Hand ihn zärtlich fassend, Assad:
Vielgeliebter, durch dieselbe Mutter
Mir Verwandter, meines Auges Apfel!
Thatenlos nicht länger, als Beschauer,
Mag ich ansehn unsers Vaters Leiden,
Dem ich schadenfroh vielleicht erscheine,
Weil die Flucht des ältern Sohns dem Throne
Näher bringt mich selbst. Ich will davonziehn,
Ihn, und wär's am fernen Sonnenaufgang,
Wär's am Sonnenuntergang, zu suchen;
Sollt' ich nichts als seine Leiche finden,
Laß beerdigen mich des Bruders Asche!

Ihm erwiedert Assur: Süßer Assad!
Glaubst du denn, ich könnte je die Seele
Vom Gespielen meiner Jugend scheiden?
Laß zusammen uns im Land umherspähn!
Traurig ist es, durch die Welt verlassen,

Ungesellig allein sich durchzuwinden;
Jedes Hinderniß erscheint verdoppelt,
Ja, der Mensch verzehrt sich selbst in sich nur,
Der allein an fremde Menschen anstößt;
Aber brüderliche Liebe zaubert
Jeden Gram hinweg, und durch Gemeinschaft
Sind Gefahren als Genuß zu schätzen.

Ihm erwiedert sein gerührter Bruder:
Allzu reizend malst du jene Fahrt mir,
Allzureizend durch den Bund der Freundschaft;
Aber nein, du mußt des Vaters Trost sein!
Soll verwaist er aller Söhne werden?
Zwei verschwinden ihm, der dritte bleibe!

Ihm versetzt der jüngste Sproß des Abbas:
Beide Söhne mögen ihm den dritten,
Arm in Arm, an seine Brust geleiten!
Frommt ein thatenloser Sohn dem Harun?
Unser Vater einst eroberte kühn sich
Manches Reich, ihm dienten hundert Völker:
Selbst der Herr des fernsten Abendlandes,
Carl, der Sohn Pipins, der mächtige Cäsar,
Schickt an Harun Alraschid Gesandte!
Nicht verweichlichen darf der Stamm des Großen!
Besser ist's, er sieht die Söhne sterben,
Als verkümmern auf dem Sammt der Polster.
Leere Täuschung nenn' ich Glück und Ruhe:
Bloß im Eden, zwischen schönen Jungfrau'n,
Ziemt die Rast dem kampfesmüden Kämpfer;
Doch der Mensch, bevor zu ruhn gedenkt er,
Wissen muß er erst, wovon er ausruht.
Laß in's Ferne wandern uns, Geliebter!
Glückt es nicht, den Bruder aufzufinden,
Stähle doch und kräftige doch die Welt uns!

So besprachen sich die Abbassiden.
Als zu graun begann der nächste Morgen,
Nahmen Beide vom Kalifen Abschied,
Unterm Vorwand eines großen Jagens:
Doch sie ließen diesen Brief zurück ihm:
Harun Alraschid, Kalif in Bagdad!
Wenn du nicht zu sonst gewohnter Stunde
Assur wiederkehren siehst und Assad,
Traure nicht, denn dir zum Troste flohn sie,
Deine Söhne suchen deinen Sohn auf!

Bald entfernten sich vom Jagdgefolge,
Beide Brüder durch der Wälder Dickicht,
Ueber Berg und über Haide schweifend,
Forschend überall und kurze Rast nur
Unter'm Dache bärtiger Hirten findend.
Eines Tags, an eines Stromes Ufer,
Der dem Hochgebirg entbrauste, trafen
Einen Fischerknaben beide Brüder.
Dieser Knabe, den sie fragten, sagte:
Gestern sah ich durch die Luft ein Wesen,
Großgeflügelt, doch unkenntlich, schweben;
Für den Vogel Rock, o Freunde, hielt ich's;
Der aus jenen sandigen Wüsten seinen
Raub entführt, Elephanten selbst hinwegträgt
Ueber Berg und Meer zu felsigen Inseln,
Wo er brütet seine Rieseneier!
Doch es war vielleicht der fliegende Rappe,
Welchem nachforscht eure Neubegierde.

Also sprach der Knabe. Diesem falschen,
Diesem ungewissen Schein der Hoffnung
Folgte kühn das Brüderpaar, entschlossen,
Ueber's Hochgebirg hinwegzusteigen,
Das vor ihnen wolkenhoch gethürmt schien.

Sieben Tage nun und sieben Nächte
Ging die Wagefahrt. In tiefe Thäler
Oft hinuntergleitend, wiederum dann
Schroffe Wände gemsenhaft erklimmend,
Lebten Beide vom Ertrag der Jagd nur,
Oder nährten auch von wilder Frucht sich,
Die sie schüttelten aus den Pinienästen,
Die vom Erdbeerbaum sie durstig pflückten.

Gleich dem Manne, welcher hastig wandelt,
Spät des Nachts, an einem Havendamme,
Wo, mit Tau'n geknüpft an Marmorpflöcke,
Angebundne Schiffe ruhn, und Jener
Unaufhörlich über die Seile strauchelt:
Also drohte jeder Schritt den Brüdern
Jähen Fall, und über Fels und Baumstumpf
Ging die Fahrt durch ungebahnte Wildniß.
Aber als der achte Morgen graute,
Als die Jünglinge vom bemoosten Lager
Auf sich richteten, Arm in Arm geschlungen,
Welch ein Schauspiel bot sich dar! Sie sahen
Angelangt sich auf des Berges Gipfel:
Unter ihnen lag die weite Landschaft
Segenreich und unabsehlich lieblich,
Wo das Maisgefild, die Olivenpflanzung
Grünend wucherte, wo der edle Weinstock
Um Platanen wob unzählige Ranken;
Doch im Hintergrund ein Sonnenspiegel,
Lag im Morgenlicht das Meer, von Schiffen
Uebersät, von Kähnen übervölkert,
Und im Halbmond, um gekerbte Buchten,
Dehnte reich sich eine Stadt, es mengten
Am Gestade Masten sich und Thürme.
Assur sprach: O schöne Vorbedeutung
Froher Zukunft! Laß in fliegender Eile,

Neugestärkt, in dieses Land des Frühlings
Niedersteigen uns, geliebter Bruder!

Voll Bedacht darauf erwiedert Assad:
Mich, wie dich, beflügelt solch ein Anblick
Nach der Drangsal! Aber ohne Vorsicht
Ziemt es nicht dem unbekannten Fremdling
Sich zu mischen unter Unbekannte.
Laß zuerst mich, ohne dich, hinabziehn,
Auszuforschen jener Menschen Sitten,
Ihr Gemüt und ihren Gottesglauben;
Bald, mit Lebensunterhalt beladen,
Kehr' ich wieder, bringe bald'ge Kundschaft.
Ihm entgegnet Assur: Zwar den Jüngern
Nenn' ich mich, doch nicht an Mut Verzagtern;
Trugst du doch des ganzen Zugs, o Bruder,
Größere Mühe, der du stets die Pfade,
Mir voran, mit deinem Schwerte bahntest!
Diesem Späherdienst hingegen fühl' ich
Mich gewachsen, als ein Liebeszeichen
Fodr' ich ihn von deiner Huld, Geliebter!

Also sprechend drückt er rasch die Hände
Seines Bruders, rafft sich auf und schreitet,
Mehr im Lauf, als im gemess'nen Wandel,
Steile Felsenwege fröhlich abwärts.
Als am Thor der Stadt er angelangt war,
Kommt ein Greis entgegen ihm, mit langem
Bart und breitem Gürtel um die Lenden;
Der betrachtet ihn und dann beginnt er:
Wenn der Schein mich nicht betrügt, so kommst du
Aus dem Reich der fernen Mosleminen,
Hier ein Gast in dieser Stadt, o Fremdling?

So der Greis, und ihm entgegnet Assur:
Nicht das Vaterland und nicht der Väter

Glauben möcht' ich und Gesetz verläugnen,
Und um Gastlichkeit zu bitten wag' ich.
Aber wird bei diesem Volk, in diesem
Blühenden Himmelsstrich, in diesen Tempeln
Nicht der Herr und sein Prophet gepriesen?

Sprich gemach, entgegnet ihm der Alte,
Daß vom Volk dich Keiner hier vernehme;
Denn verhaßt sind alle Mosleminen!
Was du siehst, es ist die Stadt der Magier,
Welche Sonn' und Sterne göttlich ehren.
Noch vor Kurzem hat ein milder König
Hier geherrscht, dem Alcoran befreundet,
Aber Schehriar, sein Großwesir, nahm
Thron und Leben ihm, und weihte wieder
Dieses Land dem Feuerdienst der Väter.
Selig preise dich, o holder Jüngling,
Daß ich dir auf deiner Fahrt begegnet,
Denn zerrissen hätte dich der Pöbel.
Komm in meine Hütte, gerne will ich
Trank und kräft'ge Speise dir, und deinem
Müden Leib ein laues Bad bereiten!

So der Greis. Es folgte dankend Assur;
Auf geheimen Wegen führt den Prinzen
Jener Alte durch die Stadt, und endlich
Langt er an vor einem hohen Burgthor.
Beide treten ein, es thut ein weiter
Saal sich auf. Und rings im Zirkel saßen
Um ein Feuer silberbärtige Greise:
Lange, faltige Kleider trugen Alle,
Blendendweiß, und eine bunte Schärpe
Hielt den weiten Schlepptalar zusammen.
Assur staunte; doch es neigte tief sich
Assur's Führer vor dem Kreis der Alten:

Heilige Pfleger, rief er aus, der Flamme,
Die die Welt erleuchtet und befruchtet!
Feuer ist es, was die Sterne schimmern,
Feuer ist es, was den Tag zum Tag macht;
Was der Nahrung rohen Stoff dem Gaumen
Zubereitet, ist die Kraft des Feuers;
Feuer ist es, was den Mann der Männin
Beigesellt und Menschen schafft. Erfindung,
Die des Dichters Brust entflammt, und kalte
Herzen flieht, es ist die Kraft des Feuers!
Sie belebt das All, dem seelenlosen
Kiesel selbst entspringt der ewige Funke!
Nimm den Funken aus der Sonne, schleunig
Sinkt zu Moder diese Welt zusammen.
Drum ertönt euch mein Gebet, der Flamme
Heilige Pfleger! Aber nehmt das Opfer!
Dieser Jüngling, der den falschen Götzen
Fröhnt am Grabe Mecca's, möge bald er,
Wann der Neumond wiederkehrt, und euer
Heiliges Schiff zur Feuerinsel steuert,
Anzuzünden unser jährlich Opfer,
Möge bald er auf dem Scheiterhaufen,
Den der Aloë Gebüst umweihraucht,
Asche werden durch die Kraft des Feuers!

So der Greis. Die heiligen Pfleger nickten
Ohne Laut ihm allzumal, und schweigend
Winkten Alle mit der Hand den Schergen,
Die den Hintergrund des Saals erfüllten.
Diese faßten schnell den überraschten
Sohn des Harun Alraschid und trugen
Auf gewaltigen Schultern ihn von dannen.
Doch im Grund des Saals ergreift der erste
Häscher plötzlich einen Ring von Eisen,
Welcher auf der Erde lag, und öffnet

Eine Fallthür. Siebenhundert Stufen
Führten niederwärts in's Reich der Nächte.
Dort hinabzusteigen winkt gebietrisch
Jener Schergenfürst dem Abbassiden.
Assur, halb entseelt und fast bewußtlos,
Steigt hinab in eine Kerkerhöhle,
Wo der Schein der Sonne nie hineindrang.
Jene schließen mit Geräusch die Fallthür.

Zweiter Gesang.

Auf dem Vorsprung einer Felsenkuppe,
Peinlich harrend, stand indessen Assad.
Wie die Braut den Bräutigam erwartet,
Der, dem vaterländischen Ruf gehorsam,
Taub für Liebe, zog der Schlacht entgegen:
So, von Ungeduld gequält, erwartet
Seines Bruders Wiederkunft der Jüngling.
Sieben Stunden sind bereits vorüber,
Vom Zenith zum Untergange neigt sich
Schon der Sonne Bahn. Die Ungewißheit
Länger trägt sie nicht Mohabi's Enkel.
Selber steigt er vom Gebirg in Eile
Nach der Stadt hinunter, durch des Oelbergs
Lockere Schollen, durch Cypressenhaine,
Welche riesenhafte Schatten warfen.
Als der Abendstern im Westen aufging,
Stand er vor dem Thor, und drängte kühn sich
Durch die wildbewegte Menschenmenge,
Die die kühlere Luft gelockt in's Freie.
Bald gewahrt er, daß in dieser großen

Stadt nur wenige Muselmänner hausen,
Ja, des Feuerdiensts Altäre steht er.
Durch die Straßen irrt er auf und nieder,
Nach dem Bruder, doch vergebens, forschend,
Und zuletzt beschließt er, erst den Morgen
Abzuwarten, und die Nacht in irgend
Eines Hauses Porticus zu schlafen.

Als er dieß erwägt, vernimmt er plötzlich
Paukenschall, Drommetenklang und Pfeifen,
Ja, Gesang erhebend naht ein langer
Zug mit Fackeln. Junge Fraun und Männer
Gingen paarweis, um die Schläfe Rosen,
Und in goldenen Körben Rosen tragend,
Die sie singend auf den Weg verstreuten;
Aber vier geschmückte Knaben führten
Einen weißen Zelter, bunt behangen.
Auf dem Zelter saß die schönste Jungfrau,
Uebersät von Perlen und Rubinen;
Aber Thränen blitzten ihr im Auge,
Thränen fielen über bleiche Wangen,
Und unendlich, wie der Seele Schönheit,
Schien der Schmerz in ihrer schönen Seele.
Ihr zur Seite ritt ein Zwerg, phantastisch
Aufgeputzt, mit einem spitzen Höcker.
Wie die alte Fabel uns die Göttin
Ewiger Reize malt, und widersinnig
Zugesellt ihr einen lahmen Unhold:
Also ritt auch jenes Paar selbander.
Aber Haruns Sohn verwandte keinen
Blick vom nassen Angesicht der Jungfrau.
Aufgeweckt von Mitgefühl, entschwebte
Seiner Brust der ersten Liebe Seufzer,
Und in Sehnsucht schmolz das tiefste Herz ihm.
Einen jungen Flötenspieler endlich

Aus dem Zug bei Seite ziehend, lispelt
Schüchtern Assad dieses kurze Wort ihm:
Was bedeutet dieses Fest, und welche
Schöne Dame reitet auf dem Zelter?
Was beweint sie? Sag' es mir, Geliebter!

Ihm versetzte drauf der Flötenbläser:
Welchem fernen Land entsprossen kommst du,
Daß du nichts von Diwisadens Kummer,
Nichts erfuhrst von Diwisadens Hochzeit?
Dieses Mädchen ist die holde Tochter
Unsers einstigen Königs Abdorrachmans;
Aber Schehriar, sein Großwesir, nahm
Thron und Leben ihm, und weihte wieder
Dieses Land dem Feuerdienst der Väter;
Doch die königliche Diwisade
Wollt' als Erbin Schehriar vermälen
Mit dem Behram, seinem wilden Sohne,
Der Corsarenschiffe sonst befehligt.
Aber standhaft trotzte stets die Jungfrau,
Treu dem Alcoran, und ihres Vaters
Mörder hassend wie den Pfuhl der Hölle.
Drob ergrimmte Schehriar und sagte:
Stolze Thörin, wenn der tapfere Behram
Deinem Dünkel mißbehagt, so werde
Dein Gemal der letzte meiner Sklaven!
Fahen läßt er einen Zwerg (du siehst ihn),
Den er bettelnd auf dem Markt erblickte,
Läßt in Purpur ihn und Seide kleiden,
Schenkt ein Haus ihm, Diener und Eunuchen,
Zur Gemalin unsere Diwisade.
Feiern soll sie heute Nacht die Hochzeit;
Ihr zum Hohne läßt der König also
Durch die Stadt sie mit Musik begleiten;
Alle ziehn wir nach des Zwergs Behausung.

Angekommen unter diesen Reden
War am Hochzeithaus die Menge. Hohe
Candelaber brannten vor den Thüren,
Aus den Fenstern hingen reichgestickte
Scharlachteppiche nieder. Doch in Assads
Seele glühten unbestimmte Wünsche,
Schmerz und Sehnsucht, Zweifel und Verzweiflung.
Bald erhob sich sein Gemüt und sank dann
Wieder mutlos nieder bald; am Ende
Siegte männlich aber doch die Kühnheit.
Mitten unter jene Schaaren drängt er
Keck sich ein. Er hatte seidene Börsen
Voll Zechinen, diamantne Schnüre,
Goldene Ketten und Juwelenschätze
Für die Reise mitgebracht von Bagdad:
Die vertheilt er nun umher an Alle.
Gierig haschten Mohren und Trabanten,
Paukenschläger und Guitarrenspieler,
Frau'n und Knaben nach den holden Schätzen,
Die verschwendrisch seine Faust verstreute.
Alles wich dem milden Geber, Alles
Wich dem hohen, majestätischen Jüngling.
Schon im Saale, wo die Sängerinnen
Vor der kummervollen Diwisade
Tänze schlangen, steht der Sohn des Harun.
Alle Herzen flogen ihm entgegen,
Leise sprachen unter sich die Mädchen:
Dieser königliche Knabe wäre
Wohl ein würdiger Bräutigam der Fürstin,
Statt des Zwergs mit seinem spitzigen Höcker.
Also sprechend führten sie die schöne
Diwisade nach dem Schlafgemache;
Aber Assad löst vom Zeigefinger
Seinen Siegelring (ein großer Demant,
Der ein Königreich zu kaufen hinreicht),

Und den Mohren, die allein im Saale,
Ehrerbietig um den Zwerg beschäftigt,
Noch zurückgeblieben, giebt den Ring er,
Worte flüsternd, die sie wohl verstanden.
Schnell ergriffen wird der Zwerg, der Mund wird
Ihm verstopft, man schleppt zum Feuerherd ihn,
Hängend ihn an einen Eisenhaken,
Der den Kessel sonst zu tragen diente;
Jener zappelte nun, den Kopf nach unten.

Doch des Harun Alraschids Erzeugten
Führen unter'm Baldachin zum Thron sie,
Wo der Zwerg gesessen; ehrerbietig
Neigen dreimal Alle sich vor Assad,
Händ' und Arme kreuzend, rasch hinweg dann
Fliehn die Mohren, mit dem theuren Kleinod
Aus der Stadt entweichend. — Unter hellen
Candelabern, unter tausend Kerzen,
Die von Wand und Decke festlich flammten,
Sitzt allein im weiten Saal der Jüngling.
Ihm beflügelte rasch der Gefühle Chaos
Seines Herzens lauten Schlag, er dachte
Bald an Assur, bald an Diwisade.
Aus gedankenvoller Qual befreiten
Ihn die Dienerinnen; diese kehrten
Aus dem Schlafgemach zurück der Fürstin,
Die mit Zähren ihre Polster netzte.
Staunend sehn sie auf dem Thron den Assad.
Aber still und im Gehorchen selig
Neigen tief sich ihm die Frau'n und scheiden.
Leise tritt zum Schlafgemach der Holden,
Aber kühn und voll Verlangen, Assad:
Abdorrachman's Tochter, Diwisade,
Ruft er aus, der Weiber schönste Perle!
Meinem Wagestück vergieb, und meiner

Liebe neige dein verklärtes Antlitz!
Wenn von meinem Aug' in deins ein Funke
Wiederstralt von meiner Glut, empfange
Dann zum Diener deinen Knecht, und knüpfe
Dein Geschick an meins, des kühnen Tausches
Frucht genießen laß den seligen Fremdling,
Der, berauscht von deinem Zauber, Schwüre,
Ewige Schwüre zum Propheten sendet,
Den du selbst verehrst und dem er huldigt:
Eide schwör' ich unverrückter Treue!
Nicht ein Sklave steht vor dir, o Fürstin:
Mein Geschlecht ist edel, mein Erzeuger
Harun Alraschid, Kalif in Bagdad.

So des Jünglings Rede. Nicht versagte
Diwisade sich dem schönen Freier.
Worte wurden, Liebe ward gewechselt,
Bis der Schlaf die müden Augenlieder
Beiden schloß. — Doch plötzlich fühlt sich Assad
Aufgeweckt durch einen lichten Schimmer,
Welcher schien um's ganze Haus zu fließen.
Durch den Glanz geblendet, Angst im Herzen,
Schlägt die Augen auf der Abbasside,
Der Entdeckung schon und Tod vorher sieht.
Wie ein Erdstoß oft erschreckt die Schläfer,
Der des Lagers feste Pfosten rüttelt,
Während rings Palläste dröhnen, Glocken,
Nicht von Menschenhand geschwungen, läuten:
So betäubte dieser Glanz den Assad.
Doch emporgerichtet sieht er eine
Hohe Frau, von einer Stralenkrone
Haubt und Nacken göttlich überschimmert.
Diese spricht zu ihm melodische Worte:
Sohn des Harun Alraschid in Bagdad!
Fürchte nichts, ich bin die Fee Melinda,

Deiner Braut Beschützerin von frühster
Jugend an, so weit es mir die Sterne,
Ueber denen heilige Wesen walten,
Welche mächtiger, als ich selbst, vergönnten.
Warnen kann ich, kann in höchster Drangsal
Durch ein Wunder meine Freunde retten.
Dich, den Gatten dieses holden Kindes,
Dessen Loos mit deinem Loos verknüpft ist,
Hab' ich nun erkoren mir zum Schützling.
Fleuch, bevor dich Schehriars Trabanten,
Voll Begier nach deinem Blut, betreffen!
Fleuch hinweg aus dieser Stadt und nimm hier
Diesen Talisman in eines Ringes
Diamantenzauber eingeschlossen:
Eines Wunsches Kraft enthält er in sich.
Wenn du drehst ihn um den Zeigefinger,
Magst du sprechen ein Verlangen, diesem
Folgt, sobald gerecht es ist, Erfüllung.
Doch die Kraft versiegt, sobald sie einmal
Diesem Talisman geheim entsprungen;
Drum gebrauch' ihn nicht zu früh, und niemals,
Wenn Vertraun du hegst in andern Beistand.
Aber jetzt entfliehe, Sohn des Harun!

So die Fee; darauf erwiedert Assad:
Holde Göttin, die du wie ein Traumbild
Mich versuchst, wie soll ich Diwisaden
Fliehend ihren Feinden überlassen?
Schützen laß mich meine Braut, und diesen
Talisman gieb meinem Bruder Assur,
Wenn du kennst den Aufenthalt des Guten.
Mehr bedarf der Zartere deiner Hülfe,
Der vielleicht in dieser Stadt umherirrt,
Ohne Freund und ohne einen Bruder.

Nicht mit Undank lohne mir, versetzte,
Sanften Vorwurf im Gesicht, Melinda:
Vorzugreifen wage nicht dem Schicksal!
Nimm den Ring, ich schütze deine Gattin.
Einst vielleicht vermag ich auch des Bruders
Aufenthalt in meinen Zauberbüchern,
Ihm zu helfen willig, auszuforschen.
Lebe wohl indeß, o Sohn des Harun!
Also sprach und dann verschwand Melinda.
Stille kehrte mit dem Dunkel wieder,
Während ruhig Diwisade fortschlief.
Assad aber säumte noch, er träumte
Halb und wachte halb, und halbgereifte
Nachtgedanken wälzt' er im Gemüte.
Doch gemach erschien der Morgenröte
Sanftes Licht. Da war ein lautes Pochen
An der Thür des äußern Saals vernehmbar.
Aus dem Schlaf erwachte Diwisade:
Wehe mir! Mit seinen Häschern naht sich
Schehriar! Er ist's! Er hat es gestern
Mir vorausverkündet, nach der Brautnacht
Mich zu höhnen ob des schnöden Gatten!
Wenn ich selbst dir theuer bin, so fliehe!

Dich verlassen! rief der Abbasside.
Wiedersehn, erwiedert ihm die Gattin,
Werden wir in schönerer Zeit vielleicht uns.
Jetzt entfliehe! Nicht dem Tod entgingst du,
Wenn du bliebst. Nicht meinethalben fürchte;
Denn vor Weibern zittert nicht der Wütrich,
Nimmer drum beraubt er mich des Lebens.
Grausam ist er, aber nie von Jähzorn
Hingerissen; ohne Not und Vortheil
Pflegt er nicht im Blute sich zu baden.
Flieh' und rette dich für mich, Geliebter!

Rasch vom Lager springt der Fürst, den Kaftan
Wirft er um und gürtet sich den Säbel;
Flugs enteilt er nach der Thür des Vorsaals,
Oeffnet schnell und sieht mit vier Trabanten
Stehn den König Schehriar, und stößt ihn
Vor die Brust, so daß zur Erd' er hinsank.

Während um den König seine Sklaven
Noch beschäftigt sind, gewinnt den Vorsprung
Harun Alraschids Erzeugter, Assad.
Auf dem Markte drängt er durch die Menge
Rasch hindurch sich, im Gewühl verborgen,
Bis er athemlos am Hafen anlangt.
Eben war ein Schiff hinweggesegelt,
Weiter kaum entfernt vom letzten Steindamm,
Als ein Knabe mit der Schleuder schleudert.
Nach dem letzten ihm gebliebenen Goldstück
Greift er schnell, und einen Mann erblickend,
Welcher müßig in einen Kahn gestreckt lag,
Wirft er's diesem zu mit diesen Worten:
Fördere schnell nach jenem Schiff, o Freund, mich.

Dieser auch befestigt unverzüglich
An den Pflock das Ruder mit der Schlinge;
Hurtig sprangen andre vier Matrosen,
Die das Gold gesehn, zugleich in's Fahrzeug.
Alle, vorgebeugt den jugendlichen,
Rüstigen Leib, beschleunigen flugs die Reise,
Rudernd emsiglich. Sie sind zur Stelle.
Gern empfängt der Schiffspatron den Flüchtling;
Denn ein Kaufmann war's, dem Magierkönig
Wenig hold, weil für die Waaren dieser
Uebermäßigen Zoll bedungen hatte.
Leichter schlägt das Herz dem Abbassiden,
Gleich dem Manne, der im Traum von einem

Hohen Thurm gemach gemach herabfiel,
Endlich wachend seines Wahns gewahr wird.
Doch das Schiff durchschnitt der Woge Purpur.

Dritter Gesang.

Prinz Amin auf seinem Flügelpferde
War indessen weit umhergegaukelt.
Zwar im Anbeginne schiens erfreulich
Hinzuschweben über Städt' und Länder;
Willig deßhalb überläßt Amin sich
Seines flüchtigen Rosses wilder Laune.
Wie ein Pfeil vom Bogen schwirrt, gewaltsam
Durch die Luft ein fernes Ziel verfolgend,
Also schwirrend flog der mächtige Rappe.
Doch, zuletzt ermüdet, denkt der Heimkehr
Prinz Amin; er zerrt des Rosses Zügel,
Will zurück es lenken, will zur Erde
Niedersenken seinen Flug. Vergebens!
Unbekümmert um den Wink des Reiters
Schießt der Rappe seinen Weg, und über
Weite Länderstrecken rastlos eilt er.
Tief in's Meer gesunken war die Sonne,
Hesper stand im Westen, diesem folgte,
Sammt dem Siebengestirn das Schwert Orions!
Wieder dann erschien der Morgenröte
Sanftes Licht; doch immer schwebte Haruns
Erstgeborner Sohn im duftigen Aether.

Todesangst ergreift den edlen Jüngling;
Matt und schweißgebadet läßt den nutzlos

Eitlen Zaum er aus den Händen gleiten,
Die gefaltet er zum Himmel aufhebt;
Denn im Tode, der unfehlbar annaht,
Tauscht der Mensch zuletzt den eignen Willen
Mit dem Willen Gottes aus. Der Arbeit
Müde, glich Amin dem dürftigen Landmann,
Der den Tag hindurch und bis zur Dämmrung
Fleißig harkt; ertönt der Abendsegen
Aus der Stadt jedoch, so läßt er fallen
Seinen Karst, und nimmt vom Haubt die Mütze.

Weiter steuernd, bis die Nacht noch einmal
Feucht emporstieg aus der dunstigen Erde,
Ging des Jünglings eilige Fahrt. Entkräftung
Faßt zuletzt ihn, seine Glieder zittern,
Um den Hals des Pferdes schlingt er fest sich,
Wartend auf den letzten Schlaf. Und siehe!
Durch den Druck der Arme drückt er einwärts
Jene kleine Schraube, die den Rappen
Sinken macht. Der Rappe sinkt zu Boden,
Leis' und langsam. Neue Lebensregung
Fühlt Amin, die schon begrabene Hoffnung
Hebt empor sich; wie ein jugendliches
Weib, vom Scheintod auferweckt, dem Gatten
Zeigt ein allzufrüh beweintes Antlitz.

Plötzlich steht der Rappe still, im Mondschein
Blickt umher der edle Sohn des Harun.
Auf dem flachen, weitgeräumigen Dache
Eines prächtigen Hofpallastes steht er:
Schlanke Säulen aus geflecktem Marmor
Trugen blühende Myrtenlaubgewölbe,
Wohlgeruch verbreitend; auf Geländern
Standen ringsumher bemalte Krüge,
Schön geformt und voll der schönsten Rosen:

Einem Landhaus glich das Schloß, und einsam
Auf Terrassen, durch Citronenwäldchen
Sanft beschattet, die das Meer bespülte,
Lag's in hügelreicher Küstenlandschaft.

Längst vom Pferd herabgestiegen, wandelt
Auf dem Dach umher Mohadi's Enkel.
Bald entdeckt er eine schmale Treppe,
Die hinab in einen großen Vorsaal
Führte, rings herum belegt mit Polstern.
Dort erblickt er zwölf Eunuchen, schlummernd
Ausgestreckt und schnarchend. Weiter eilt er
Durch Gemächer, königlich behangen
Mit verschwenderischen Goldtapeten,
Halb erleuchtet durch den sanften Vollmond —
Plötzlich schimmert ihm ein Licht entgegen!
Dieß verfolgt er, auf den Zehen schleichend,
Bis er tritt in ein Gemach, wo goldne
Lampen hingen an metallenen Ketten
Von der Decke nieder; alle Wände
Waren Spiegel und des Zimmers Boden
Elfenbein in schöngetäfelter Arbeit;
Doch gelehnt auf einen prächtigen Armstuhl
Saß, den Rücken wendend ihm, ein Mädchen.
Ihre langen, schwarzen Locken waren
Aufgelöst, und sammt den eingeflochtnen
Perlenschnüren hingen tief herab sie.
Eine Laute lag auf einem Tischchen
Neben ihr; mit lauter Stimme lesend,
Doch in fremder, niegehörter Sprache
Für den Prinzen, saß die schöne Jungfrau.
Endlich hebt das Auge weg vom Buch sie,
Und erblickt im Spiegel gegenüber
Erst sich selbst und hinter sich den Fremdling.
Staunend springt vom Sitz empor sie, sprachlos

Blickt sie hinter sich mit vorgehaltner
Hand, wie Einer, der ein Uebel abwehrt.
Auf die Kniee läßt Amin sich nieder
Vor der Schönen, diese Worte sprechend:
Wie du heißen magst, erlauchte Jungfrau,
Blicke gnädig auf den Unbekannten,
Den ein wunderbar Geschick von seinem
Vaterland geführt, ein schönes aber
Unter dieses Daches Schirm geführt hat.

So der Prinz, und als er Stand und Namen
Ihr entdeckt, erzählt des Abenteuers
Ganzen Lauf er. Lächelnd spricht die Schöne:
Sohn des Harun Alraschid in Bagdad!
Wem ein seltsam eigenes Loos zu Theil ward,
Dem bestimmt ein Gott, auch viel zu leiden.
Sei getrost! Nicht mädchenhaft gezierte,
Falsche Scham verhindere mich, o Jüngling,
Dich zu nennen dieses Hauses Gastfreund.
Doch, ermüdet wie du bist, bedarfst du
Schnell Erquickung. Meine Frauen werden
Trank und Speise dir sogleich bereiten;
Auf das Lager dir zu streu'n die Polster
Sei die Sorge meiner alten Amme.
Ihr, entsprossen aus dem Land Egypten,
Ihr verdank' ich's, daß ich deiner Sprache
Laut verstehe, daß ich gleiche Worte
Dir erwiedern konnte. — Dieses sprach sie,
Rief der Alten, und es kam Zulika.
Unterrichtet durch den Mund der Schönen
Ueber Schicksal und Geburt des Fürsten,
Führt zum Gastsaal ihn sogleich Zulika,
Weckt die Frau'n, von denen schnell die Tafel
Reich mit Früchten, Reis und Wein besetzt ward:
Jene, schön gethürmt in Silberschüsseln,

Dieser perlend aus krystallenen Flaschen.
Polster legt und Purpurteppiche breitet
Auf's erhabene Bett die emsige Greisin,
Rückt sodann den ebenholzenen Schemel,
Um hinaufzusteigen. Doch die Neugier
Unterdrückt nicht länger Prinz Amin mehr:
Würdige Dienerin der besten Herrin,
Ruft er aus, beschwichtige mein Erstaunen!
Welch ein Land ist dieses? Welchem König
Unterthan? O sage mir! Und welches
Ist der Name jener hehren Jungfrau,
Deren Feenpallast den Pilger aufnahm?

So der Prinz, und ihm versetzt Zulika:
Sohn des Harun Alraschid in Bagdad,
Fern der Heimat, fern den Deinen weilst du:
Dieses Lustschloß liegt in blühender Meerbucht
Bei Byzanz, und meine schöne Herrin
Ist des Kaisers Tochter Heliodora.

Sprach's und ließ hierauf allein den Prinzen.
Dieser wirft auf's Lager sich, ermüdet,
Aber ohne Schlummer, Heliodorens
Bild bemeistert seine wache Seele.
Auch der Fürstin schwebt des Fremden Bildung
Stets vor Augen, ihr Gemüt bewältigt
Eine niegekannte süße Schwermut.
Ihre Heiligen ruft sie an, und immer
Mischt der Gastfreund unter ihr Gebet sich.
Nicht ein Fremdling däucht er ihr, er däucht ihr
Wie ein Jugendfreund bekannt und lieblich.
Selbst im Traume schien es ihr, vom Fenster
Ihn zu sehn in einem schmalen Nachen,
Den er steuerte weit hinaus in's glatte,
Ruhige Meer, und als er weit entfernt war,
Schien zurück er seinen Blick zu wenden;

Doch sie winkt' ihm mit der Hand, da rief er:
Soll ich wiederkehren, Heliodora?
Als sie sprechen wollte, floh der Traum sie.

Beide sahn sich drauf am nächsten Morgen,
Als die neuaufgehende Sonne lieblich
Aus den thauigen Tulipanen blitzte,
Die mit buntem Farbenglanz des Gartens
Beete schmückten. Durch die schönen Gänge
Führt den Fremdling Heliodora, heißt ihn
Auf die Hügel klimmen, um des Meeres
Flüssigen Spiegel und der Hochgebirge
Blaue Fernen anzuschau'n. Gespräche
Wurden mannichfach gewechselt, tausend
Worte fielen, nie ein Wort von Liebe;
Denn im Worte lauert schon Entweihung:
Wie ein wohlgefügter Scheiterhaufen
Stürzt zusammen, wenn du draus entführst nur
Eine Trümmer. — Wochen flohn dem jungen
Paar vorüber; doch so oft ein keckes
Wort dem Gastfreund durch die Seele schwebte,
Ließ den Blick er auf das Kreuz von Demant,
Das am Busen trug die Schöne, fallen,
Und die ewige Scheidewand des Glaubens
Schlug in ehrne Bande seine Zunge.

Endlich fühlte Prinz Amin, die Stunde
Sei gekommen für den Schmerz des Abschieds:
Länger wagt er nicht, mit banger Zögrung,
Aufzuschieben notgedrungene Heimkehr.
Eines Morgens vor die Holde tritt er,
Diese Worte sprechend: Edle Jungfrau!
Allzulang mißbraucht' ich eine Zuflucht,
Die dem Fremdling deine Huld vergönnte!
Leicht zurück in meines Vaters Pallast

Wird der Flügelrappe, den zu lenken
Nun ich lernte, tragen mich; jedoch nicht
Leichten Herzens! Am Gestad des Tigris
Werd' ich dein und Griechenlands gedenken!

Sanften Blicks versetzte Heliodora:
Bald verlass' ich selbst den ruhigen Landsitz,
Nach Byzanz in meines Vaters Arme
Wiederkehrend; aber allenthalben
Werd' ich gern mich deines heitern Umgangs,
Durch den Zufall mir gewährt, erinnern.
Lebe wohl, und sei das Glück der Deinen!

So die Fürstin. Doch indem sie sprachen,
Stürzet athemlos herein Zulika:
Eine schreckenvolle Kunde, rief sie,
Muß ich künden dir, o Heliodora!
Doch es drängt der Augenblick, in kurze
Worte namenlosen Schmerz zu fassen:
Ueberfallen durch Bulgarenhorden
Ward Byzanz, die alte Kaiserveste
Liegt im Sturm bezwungen, panische Furcht hat
Unser Heer und Volk ergriffen, zahllos
Ist der Schwarm der Feinde; beutelustig,
Mordbegierig wüten ihre Schaaren
Durch die blühende Stadt des Constantinus.
Frage nicht nach deines Vaters Schicksal,
Nicht der Brüder Heldentod erforsche!
Schnell in's nahe Gebirg mit uns entrinne;
Denn dem Schlosse nahn sich schon von weitem
Wilde Schwärme, die dem Schreckensboten
Auf den Fersen folgten. Nicht zu Schiffe
Kannst du fliehn: O blick' hinaus! In Aufruhr
Ist das Meer, und alle Stürme sausen!

So Zulika. Gegen tausend Schwerter,
Rief der Gastfreund, schützt das Schwert Amins dich,
Meinem Schwert vertraue, Heliodora!

Doch entsetzt erwiedert ihm Zulika:
Willst du tollkühn, Einer gegen Alle,
Niegehörten Kampf vergeblich fechten?
Retten will ich ganz allein die Fürstin:
Wirf hinein dich in's Gewühl der Feinde,
Wenn zu sterben dich so sehr gelüstet!

Sichere Rettung weiß ich, ganz allein ich,
Rief Amin zu Heliodorens Füßen.
Laß die Frau'n sich im Gebirg verbergen;
Doch du selbst, in meinem Schutz, besteige
Mein geflügelt Wunderpferd, es soll dich
Ueber alle deine Feinde tragen!
Hier erwartet dich nur Schmach und Elend;
Doch in Bagdad soll ein ganzes Volk dir
Dienen. Fürchte nichts! Verwegener Wunsch wird
Nie beleidigen deine heilige Jugend!
Väterlich empfangen wird und niemals
Kränken dich in deiner Väter Glauben
Harun Alraschid, das Bild der Weisheit!
Folge mir! — Ihm folgte Heliodora,
Halb entseelt und durch den Schreck bewußtlos.

Längs der schattigen Gärten floh Zulika
Sammt den Frau'n; Amin indessen jagte
Schleunig auf dem Wunderpferd von dannen;
Ihm am Busen lehnte Heliodora.
Allzufrühe für den Abbassiden
Sah'n sie Bagdads hohe Mauern leuchten
Zwischen Palmen. Aber nicht zur Haubtstadt
Mochte Prinz Amin die Holde führen,

Daß dem Volke nicht zur Schau sie diene;
Doch besaß er ein entlegenes Landhaus
Hart am Tigris, wo Cypressenhaine
Stolz erhoben ihre schlanken Wipfel.
Als er dort sich senken ließ den Rappen,
Führt in's reichste Gemach das holde Weib er,
Sprechend also: Schöne Heliodora!
Hier, nur wenige Stunden, wag' ich einsam
Dich zurückzulassen. Flugs gen Bagdad
Eil' ich, aufzusuchen meinen hohen
Vater Harun Alraschid: er selbst soll
Hier begrüßen dich mit allen Großen
Seines Reichs, als eines Kaisers Tochter,
Der die Krone Griechenlands anheimfällt;
Was an Christensklavinnen lebt in Bagdad,
Sei sogleich für deinen Dienst geworben.
Lebe wohl! ich kehre schleunig wieder.

So der Prinz. Er läßt den Flügelrappen
Auf dem Schloß zurück, um sonder Aufsehn
Sich der Stadt zu nähern; ein arabisch
Roß besteigt er, das mit Blitzeseile
Gegen Bagdad führt den edlen Jüngling.
Vor'm Pallaste kommt der Fürst der Schwarzen
Froh entgegen ihm, der greise Mesrur.
Ueber's Kreuz die Hände faltend, heißt er
Auf den Knien willkommen ihn in Bagdad;
Aber Augenblicks befragt der Prinz ihn:
Wo verweilt mein Vater und Gebieter,
Harun Alraschid, der Sohn Mohadi's?
Ihm versetzte drauf der greise Mesrur:
Nicht in Bagdad weilt der Fürst des Glaubens,
Der dem Eidam feierlich Geleit giebt.
Aus Egypten kam ein schöner Jüngling,
Prinz Alasnam, welcher herrscht in Cairo:

Dieser warb um deine Schwester, Harun
Gab zum Weib sie ihm, von seines Körpers
Ebenmaß, von seiner Sitten Zauber,
Seiner Kunst zu reden, hingerissen.
Heute führte Dieser aus dem keuschen
Frau'ngemach die jugendliche Braut sich,
Aller Schätze holden Schatz, Amine.
Wenige Meilen vor die Stadt geleitet
Jenes theure Paar der Fürst des Glaubens,
Der so lang' um seine Söhne weinte;
Denn, um dich zu suchen, flohen Assur
Auch und Assad aus der Stadt am Tigris.
Heil, o Heil uns, daß du wiederkehrtest!
Möchten bald auch folgen deine Brüder!
Ihm versetzte Prinz Amin dagegen:
Weilt am Hofe jener kluge Mohr noch,
Der das flüchtige Zauberpferd gebildet,
Dessen Rücken ich bestieg und welches,
Zwar gefahrvoll, doch zum eignen Glück mich
Ueber Länderstrecken trug und Meere?

Drauf erwiedert ihm der greise Mesrur:
Jener lebt, jedoch er lebt im Kerker,
Seit wir dich, erlauchter Fürst, vermissen.
Nicht vermochten seine Zauberkünste
Aus der Haft zu lösen ihn; die Schlüssel
Führ' ich selbst, und weiß sie wohl zu wahren.

Schnell befrei' ihn, rief Amin dagegen,
Länger nicht verdient er meines Leichtsinns
Schuld zu büßen! — Ihm gehorchte Mesrur,
Jenen Zauberer vor des Prinzen Antlitz
Führend; huldreich nimmt Amin den Mohren
Auf, er dankt ihm für das seltne Schicksal,
Welches ihm das Flügelpferd bereitet.

Ohne Hehl erzählt er ihm und arglos
Sein Geschick und seines Abenteuers
Ganzen Lauf! mit diesem Wort beschließend:
Harre mein, ich eile meinem Vater
Jetzt entgegen. Kehrt er wieder, magst du
Für das Wunderpferd den Preis bedingen,
Der dir billig scheint und uns, wo nicht, auch
Jenes Roß, wohin du willst, entführen!

So der Prinz, und aus den Thoren Bagdads
Jagt er spornstreichs, mit verhängtem Zügel,
Ihm zur Seite ritt der greise Mesrur.

Vierter Gesang.

Eingewurzelt stand der Mohr, dem Prinzen
Blickt er nach und rief ergrimmt: Der Undank
Ist der Fürsten allgemeines Laster!
Handels einig soll ich werden also
Um den Gaul, wo nicht, so bleibt die Wahl mir,
Hinzugehn, woher ich bin gekommen!
So bezahlt er mir die Schmach des Kerkers?
So bezahlt er mir der schönen Griechin
Raub, zu dem ihm jenes Pferd verholfen?
So bezahlt er mir das höchste Kunstwerk?
Durch Alasnam ist der Fürst des Glaubens
Schlimmer, als er wähnt, bestraft; die Wahrheit
Soll er wissen, seiner Tochter Schicksal
Bald erfahren! Doch am Prinzen räche
Mich ein Wagestück, und sein Gelingen
Sichere mir, was jene stolzen Thoren
Streng verweigert meinem billigen Wunsche.

Sprechend also, ging er längs des Tigris
Nach dem Landhaus, wo den Flügelrappen
Ließ Amin, wo Heliodora wohnte:
Doch zuvor aus seinem Busen zog er
Eine kleine pergamentene Tafel,
Um zu richten einen Brief an Harun
Alraschid, den mächtigen Sohn Mohadi's.
Als er den geschrieben, ruft er einen
Armen Fischer, der am Tigrisufer
Saß, herbei: mit einem blanken Goldstück
Giebt er ihm die pergamentene Tafel:
Willst du, Freund, mir diesen Dienst besorgen?
So beginnt er, besser als der Geber
Wird belohnen dich des Briefs Empfänger,
Harun Alraschid, der Abbasside.
Aber erst nach zehen Tagen darfst du
Ueberreichen ihn dem großen Harun:
Lebe wohl indeß und sei gehorsam!

Dankend grüßt und Pünktlichkeit verheißend
Jener Fischer; doch der Mohr begiebt sich
Nach dem Lustschloß, wo mit freudigem Sinn er
Seines magischen Flügelpferdes wahrnimmt.
Drauf zur Fürstin tritt er kühn, und also,
Tief sich beugend, fängt er an zu reden:
Nicht entgelten laß die schlimme Botschaft
Deinen Sklaven! Vom Kalifen komm' ich,
Der entrüstet seinen Sohn zurück hielt,
Ob des nie gehörten Abenteuers
Zürnend ihm. Es ist der Fürst des Glaubens
Stellvertreter eines Weltpropheten,
Ewiges Ebenbild des Bilds der Wahrheit!
Gastlich öffnet seine Thore Bagdad
Jedem Gläubigen, keinem Christen aber,
Wenn den Irrthum nicht beschämt er abschwört.

Dieß verkündet dir, o Heliodora,
Mein Gebieter. Selbst die Hand des Prinzen
Schenkt er dir, wofern dem Alcoran du
Huldigen willst; allein im Fall der Weigrung
Heißt er mich, auf jenem Flügelrappen
Bis zur Gränze dich des Reichs zu führen,
Wo im Hochgebirg ein Frauenkloster
Deines Glaubens liegt am öden Waldstrom.

Tief gekränkt erwiedert Heliodora:
Wär' es möglich, daß der weise Harun
Eines großen Kaisers große Tochter
Fähig hielte, seinen schmählichen Vorschlag
Eines Worts zu würdigen? Schnell zu Pferde!
Unter meinen Füßen brennt der Boden
Dieses Hauses, selbst der Flügelrappe
Scheint zu langsam meiner glühenden Sehnsucht!
Heilige Klostermauern! Schon von ferne
Grüßt verlangend euch die erlauchte Nonne!
Hier zum letztenmale lodere meiner
Seele königlicher Stolz, ich will ihn
Bald als Büßerin im Grab versöhnen!

So die Fürstin. Eilig hebt der Mohr sie
Auf den Sattel seines Pferds, besteigt es
Neben ihr, und peitscht es durch die Lüfte.
Aber, als er fern sich sieht von Bagdad,
Läßt er ruchlos jede Maske fallen,
Sprechend also: Schöne Heliodora!
Für Gefangene ziemt sich nicht der Hochmut;
Drum vergieb mir, wenn ich meine Sklavin
Nenne dich! Du bist es. Solche Rosen
Nicht zu pflücken, wäre Schimpf und Thorheit;
Doch als Gatte biet' ich dir die Hände:
Meine Macht ist nicht gering, ich rühme

Dieses Pferds Besitzer mich, um welches
Alle Könige mich beneiden. Laß mich
Nicht vergebens bitten, holde Griechin!

Wie ein Mann, der plötzlich aus dem Schlafe
Durch das Heulen eines Hundes aufwacht,
So erschrak bei jenes Bösewichtes
Schnödem Wort auch plötzlich Heliodora:
Schnell gefaßt jedoch und scheinbar lächelnd
Kehrt sie gegen Jenen sich und stößt ihm
Beide Hände vor die Brust. Er taumelt
Klaftertief hinunter, bis ein Felsstück
Ihn zu Staub zerschmettert. Heliodoren
Trägt das Wunderpferd im Fluge weiter;
Doch, wohin sie wenden soll die Zügel,
Weiß sie nicht; nach tiefem Schreck erfüllt ihr
Inneres plötzlich allgewaltige Wehmut.
Mehr als je, nach dieser kühnen Handlung,
Fühlt sie sich ein schwaches Weib, verlassen,
Preisgegeben jedem Trug des Schicksals.

Aber wenden wir den Blick zurück nun
Nach dem Schiff, auf dem befand sich Assad.
Jenes zog gen Indien, Elfenbein dort
Einzuhandeln. Alle Segel schwollen,
Glücklich schien die Fahrt. In weniger Tage
Frist erhob sich ein geringes Eiland,
Grün und flach, vor ihrem Blick. Sie steigen
Dort an's Land, weil eben Meeresstille
Eingetreten war; sie nehmen alles
Kochgeräth mit sich und schüren Feuer.
Aber plötzlich schreckt ein heftiger Erdstoß,
Also schien's, sie auf, und ihren Irrthum
Sehn sie voll Entsetzen. Was ein Eiland
Allen dünkte, war ein ruhig schlafend

Hingestreckter, ungeheurer Wallfisch.
Nach und nach durch jenes Feuers Hitze
Wach geworden, dehnt er seines Leibes
Riesenmasse, schleudert ab die Mannschaft,
Stürzt ergrimmt sich auf das Schiff, zerschlägt es,
Daß die Trümmer nach den Wolken flogen;
Dann verfolgt er seine stolze Reise.

Zween Matrosen bloß, mit ihnen Assad,
Retten schwimmend auf dem öden Wrack sich.
Ohne Hoffnung, zwischen Tod und Leben,
Bringen dort die Nacht sie zu, der tiefste
Friede lag, wie brütend, auf dem Wasser.
Gegen Morgen aber blies der Wind sie
Heftig an; zu ihrem Glück erhalten
War das Steuer, und so gut sie konnten,
Lenkten sie's, das mastenlose Fahrzeug
Fürder treibend. Einige Fäßer Weines
Lagen noch im untern Raum und karge
Lebensmittel; doch der Wind beharrte
Günstig. Assad saß am Steuerruder,
Seine zwei Gefährten aber schöpften
Unablässig aus dem Wrack das Wasser.
Als zu grau'n begann der zweite Morgen,
Sahn sie Land in duftiger Nebelferne;
Doch das Fahrzeug war zu leck, und jeder
Augenblick schien ihres Lebens letzter.

Endlich zeigt sich einer Barke weißes
Segeltuch. In ihre Hände klatschten
Alle drei vor Freuden unwillkürlich:
Jene Barke nähert sich, sie rufen.
Bald am Steuer zeigt ein alter Mann sich,
Silberhaarig; aber vorne standen
Zwei gebräunte, lockige Knaben, welche

Mit Harpunen nach den Fischen warfen.
Als den Wrack sie gewahrten, griffen diese
Schnell zum Ruder und in kurzer Frist sieht
Sammt den Freunden sich gerettet Assad.
Gegen Abend langt er an im Haven
Einer kleinen, handelsthätigen Seestadt.

Bald verdungen jene zween Matrosen
Ihren Dienst an einen reichen Fischer,
Der mit korkbehangenen Netzen ausfuhr.
Assad aber, auf den Rat des alten
Mannes, dem er schuldig war das Leben,
Ging am andern Morgen nach der Wohnung
Eines Kaufmanns, welcher wohlbegütert,
Wie ein Fürst, in jenem Städtchen herrschte.
Herr, begann er, Mißgeschick und Schiffbruch
Warfen mich an dieß Gestad, den Fremdling;
Not bezwingt die Besten, nicht des Bettlers
Loos verdien' ich; aber euch, dem Reichen,
Der der Menschenhände viel beschäftigt,
Biet' ich meinen jugendlichen Arm an.

Lange strich das bärtige Kinn der Kaufmann,
Sinnend hin und wieder; dann versetzt er:
Weißt du Pfeil und Bogen wohl zu führen?

Ihm erwiederte drauf der Sohn des Harun:
Als ich einst mich besserer Tage rühmte,
War die Jagd mein auserwählt Vergnügen:
Unter allen meinen Freunden aber
Kam als Bogenschütze keiner gleich mir.

Eine Probe gelt' es, sprach der Kaufmann:
Jene Waldungen gegen Westen dienen
Oft zum Aufenthalt Elefantenschwärmen.

Dort begieb dich morgen hin, versuche
Dein Geschick und deine Kunst! Erlegst du
Wirklich Einen, schneide dann die beiden
Vorderzähn' ihm aus und bringe diese
Mir zurück; und vom Gewinne jeder
Jagd bewahr' ich dir getreu die Hälfte.

Als zu grau'n begann der nächste Morgen,
Nahm den Bogen auf die Schulter, schnallte
Sich den Köcher um der Sohn des Harun.

Durch die Haide streift er nach der öden
Riesigen Waldung, halb in Gram verloren,
Wann er dachte seiner Diwisade,
Halb im Kraftgewühl der Jugend fröhlich,
Freien Schritts auf Gottes Erde wandelnd,
Seinen Lebensunterhalt erwerbend.
Völlig elend ist der thätige Mensch nie,
Und Natur in ihrer wilden Schönheit
Stärkt die Seele selbst dem leidenvollsten.

Als er dieß im Geist erwägt, da sieht er
Aus dem Dickicht zween Elefanten annahn,
Ihre Rüssel hin und her bewegend,
Und den Boden, daß es dröhnte, stampfend.
Hinter einem Myrtenbusch verbirgt sich
Unser Jäger, auf des Bogens Rinne
Legt den Pfeil er, zielt und trifft das Unthier:
Dieses stürzt und brüllt, das andere flüchtet.
Als das Leben aus der schwerverletzten
Körperlast gewichen war, beraubt sie
Ihres Elfenbeins der freudige Jüngling.
Triumphirend kehrt er heim und seinen
Herrn beschenkt er mit der stolzen Beute.

Manche Woche strich vorbei, das Glück blieb
Stets dem Jäger hold, und gleich dem eignen
Sohn behandelt ihn der greise Kaufmann.
Aber als er eines Morgens wieder
Durch die Wälder schweifte, kommt entgegen
Ihm ein Schwarm der riesigen Ungethüme:
Hurtig stürzt in's tiefste Dickicht Assad;
Eins jedoch der klugen Thiere scheint ihn
Wahrzunehmen und verfolgt behend ihn.
Ihm entfliehn durch Schnelligkeit der Füße,
War undenkbar; aber es klimmt der Jüngling
Rasch empor an einer schlanken Palme.
Wie ein Vogel auf den Vogelsteller
Blickt er schelmisch aus dem sichern Gipfel
Auf das grimmige Thier herab, und dieses
Blickt den Jüngling wieder an mit großen,
Klugen Menschenaugen. Endlich sägt es
Voll geschäftiger Rührigkeit und eifrig
Mit den Zähnen ab den Stamm der Palme;
Diese kracht und ihre Krone zittert
Wie der Wimpel eines Schiffs, und Assad
Glich dem Seemann, der im höchsten Mastkorb
Nistet, wenn der Sturm im Wachsen, jede
Welle schreckt ihn und er sieht im Geist schon
Eine kommen, die herunterschleudernd
Taucht in's Meer ihn, das bacchantisch aufschwillt.

Doch zum Glücke für den kecken Jäger
Brach der Baum allmählich, neigte langsam
Seine Wipfel niederwärts, und Assad,
Mit verwegnem Sprung, berührt den Boden
Unversehrt. Allein das Thier ergreift ihn
Mit dem Rüssel, ihn erhebend setzt es
Ihn als Reiter auf den breiten Rücken.
Drauf im Trabe jagt es fort und endlich

Sieht der Prinz in einem wiesigen Thal sich,
Welches baumfrei mitten in öder Wildniß
Wie von Wäldern lag umzäunt. Das Unthier
Wirft den Reiter ab und eilt von dannen.
Staunend blickt der Prinz umher und staunend
Sieht die Erde rings er mit Gebeinen
Uebersät und weißgebleicht; er sieht sich
Am Begräbnißort der mächtigen Thiere,
Wo sie hinzuschleppen ihre Toten
Pflegten. Aufgehäuft zu ganzen Hügeln
Lag das Elfenbein; es bürdet Assad
Eine Last sich auf, so viel die Schulter
Tragen mochte, Pfeil und Bogen aber
Wirft er weg, denn keiner Jagd bedurft' es
Fürder mehr. Er pflanzt die Todeswaffen
Als ein Denkmal auf, den klugen Thieren
Als ein Zeichen seines Danks. Die Stelle
Prägt er wohl sich ein, bezeichnet seinen
Weg mit Steinen, bis derselbe wieder
Ihn zurückführt nach bekanntern Plätzen;
Dann im Sturmschritt eilt zur Stadt der Jüngling.
Hocherfreut empfängt der greise Freund ihn;
Täglich neue Schätze bringt er diesem,
Neuen Reichthum ihm zurück. Der Kaufmann
Theilt die Hälfte seines Guts mit Assad.
Aber Assad suchte nicht Bereichrung;
Nur so viel behält er, um ein Fahrzeug
Auszurüsten. Seine glühenden Wünsche
Trieben nach der Magierstadt zurück ihn.
Eine Ladung Elfenbeins befrachtet
Seinen Schiffsraum; denn mit Gold am ersten
Diwisaden auszulösen hofft er.
Frohe Tage seinem Herrn und Vater
Wünscht er dankbar. Ihm versetzt der Kaufmann:
"Lebe wohl! Wo keines Wiedersehens

Ferne Hoffnung schimmert, schmerzt der Abschied.
Doch getrost! Ich preise Jene glücklich,
Deren Küste dich empfängt und deren
Freunde deine Freunde sind, es wuchert
Glück und Segen, wo du weilst, o Jüngling!

So der Greis. Die Anker sind gelichtet,
Aus dem Haven schwebt das Schiff, die Segel
Werden aufgezogen. Sanfte Lüfte
Wehn in Assads jugendliche Locken.
Aber als die zweite Nacht herbeikam,
Wölkt der Himmel schwer sich an, die Sterne
Leuchten einsam durch gehäufte Nebel,
Dann verlöschen alle; finster schwärzt sich
Jede Purpurwoge, heftige Windsbraut
Peitscht die Flut, und aus der fadenlosen
Tiefe rollen ungeheure Donner.
Wetterleuchtend zuckt die Luft, die Wellen
Wälzen meilenlang beschäumte Kämme,
Wie ein Heer zur Schlacht gereiht, dem Schiffskiel
Dumpf entgegen; dieser steigt, gehoben
Durch den aufgethürmten Schwall, zu Berge.
Trotzend länger nicht der riesigen Obmacht,
Eilt die Mannschaft todesmatt und triefend
Nach dem untern Raum des Schiffs, es möge
Nun zerschmettern oder nicht zerschmettern.
Lange wirft es hin und her sich unstät;
Aber als der erste Morgenschimmer
Dunkelrot im wolkigen Osten aufging,
Legte die See sich, heftig blies der Wind noch,
Doch geregelt. Auf's Verdeck begiebt sich
Schnell der Steuermann; allein mit Grausen
Schlägt er vor die Stirne sich und jammert:
Wehe, weh' uns! Alles ist verloren!
Unaufhaltsam jagt der tückische Wind uns

Zum Magnetberg jene Strömung nieder!
Nahn wir diesem, löst das ganze Fahrzeug
Ohne Frist sich auf, und jede Klammer,
Jeder Eisenstift und was Metallnes
Sonst das Schiff zusammenhält, es trennt sich
Aus den Fugen durch den mächtigen Zauber
Jenes Klippensteines angezogen.

Jammernd hört die ganze Schaar die Botschaft:
Alles strengt sich an, es bietet Assad
Alles auf, durch Ruderkraft das Fahrzeug
Abzulenken, das der sausende Nordwind
Pfeilgeschwind in schräger Lage fortjagt.
Rein und heiter war die Luft geworden,
Jene kahle Klippe stand im klarsten
Schroffen Umriß vor den Blicken Assads:
Eine schmale Felseninsel war es,
Steil und pflanzenlos, ein Herd der Sonne.

Sieh, und plötzlich wich das ganze Fahrzeug
Aus den Fugen seines Bau's und theilte
Seinen mächtigen Busen; nicht mit Krachen
Barst es, friedlich öffnete sich's und langsam,
Wie die Flügel eines Thors sich öffnen.
Bretter fluteten, Ruder, Maste, Segel,
Weitzerstreut, wo mancher rüstige Schwimmer
Sicherm Untergang entgegenkämpfte.

Fünfter Gesang.

Außerhalb der Stadt und längs der schönen
Gärten Bagdads, trabten jene Beiden,
Prinz Amin und ihm zur Seite Mesrur.
Endlich nahm das Wort der Sohn des Harun:
Länger nicht verhehle mir, Vertrauter
Meines Vaters, wie so schnell Alasnam
Sich zum Weib die Abbassidentochter,
Meine Schwester sich zum Weib erworben?

Ihm versetzte drauf der greise Mesrur:
Huldigung dem Oberherrn des Glaubens
Und Geschenke bringend, kam von Cairo
Prinz Alasnam. Galt's ein Roß zu tummeln,
Galt's ein Lied zu dichten für die Laute,
Galt's des Gliederbau's harmonische Fülle
Schlank und leicht zu drehn in Reigentänzen,
Kam dem Fremdling Keiner gleich, er glänzte
Wie ein thauiger Morgenstern der Jugend.

Eines Abends, als der Fürst des Glaubens,
Um die Schwermut über seiner Söhne
Flucht zu mildern, durch die Straßen Bagdads
Mit dem Großwesir verkleidet schweifte,
Ließen ermüdet unter eines Hauses
Hohem Altan, der von Palmen reichlich
Ueberschattet war, sich Beide nieder.
Da vernahmen vom Balkon herunter
Zweier Männerstimmen leis Gespräch sie.
Einer sagte: Höre mich, Alasnam,
Meinem Rat gehorche, fleuch von Bagdad!
Im Gewühl der sittenlosen Haubtstadt
Suchst du stets umsonst das stets Gesuchte,

Immer trübt sich dein metallener Spiegel,
Welcher nie ein weiblich Bild zurückwarf.
Unvernehmlich blieb des Prinzen Antwort,
Welcher seufzend bald verließ den Altan;
Aber Harun ward von Neubegierde
Diese ganze Nacht hindurch gepeinigt.
Als zu grau'n begann der nächste Morgen,
Läßt entbieten er in's Serai den Prinzen,
Offenbart ihm, was des Nachts erlauscht er,
Fordernd Auskunft, um Erklärung bittend,
Jener rätselhaften Worte wegen.

Voll Bestürzung sah der Prinz zur Erde,
Dann sich fassend, fing er an: Beherrscher
Aller Gläubigen, aller Völker Sultan!
Manches Kleinod hinterließ Abdalla,
Mein Erzeuger, mir im alten Cairo:
Unter diesen einen Zauberspiegel,
Dessen wunderbar'n Gebrauch er sterbend
Lehrte mich, wofern ich eine Gattin
Wollte wählen aus des Landes Mädchen.
Nur die Unschuld kann in jenem Spiegel
Schau'n sich selbst; nur einer reinen Jungfrau,
Deren Inneres nie geheimer Vorwitz
Nach verbotener Lüsternheit bewegte,
Wird das eigene Bild entgegentreten
Aus der Fläche meines goldenen Spiegels:
Jede trübere Seele trübt sogleich ihn,
Und er zeigt ihr, statt bestimmter Formen,
Bloß gestaltlos einen feuchten Anhauch.
Laß, Kalif, mich dir's gestehn! So mancher
Jungen Schönheit, sei es hier in Bagdad,
Sei's in Cairo, hielt ich vor den Spiegel:
Jedem Eindruck unempfänglich aber
Blieb verschleiert sein geschliffnes Eirund.

So beschloß der Prinz. In langes Schweigen
Blieb versunken dein erlauchter Vater,
Endlich sprach er dieses Wort: Alasnam,
Sohn Abdalla's, der geherrscht in Cairo!
Willst du mir auf weniger Tage Frist nur
Anvertrauen deinen Zauberspiegel?

Diesen knieend überreicht Alasnam
Deinem Vater. Der entließ den Prinzen,
Und zum Fraungemache, halb mit schnellen,
Halb mit bangen Schritten, eilte Harun,
Seine Tochter suchend. Diese trifft er
Auf dem Lager noch in süßem Schlummer.
Leis' und nicht aus ihrem Schlaf sie weckend,
Hält den Spiegel er ihr mit Zuversicht zwar
Vor's Gesicht; doch bebten seine Hände.
Sieh, und leuchtend warf die goldene Fläche
Stirne, Wang' und Mund und alle Züge
Jenes seelenvollen Angesichtes,
Das du kennst, zurück in höchster Klarheit.
Thränen stürzten aus den Augen Haruns;
Lange noch sein theures Kind betrachtend,
Schlich er fort, und väterliche Rührung
Schien im Kampf mit seiner Vaterfreude.

Wenige Tage drauf entbot den Prinzen
Abermals zu sich der Fürst des Glaubens.
Wiedergebend ihm den Spiegel, sprach er:
Sohn Abdalla's, der geherrscht in Cairo!
Eine jahrelang erprobte Freundschaft
Knüpfte mich an deinen Vater, der mir
Nicht Vasall war, wie so Viele, der mir
Kampfgefährte war und Zeltgenosse,
Der die Schlüssel meines Herzens führte.
Untergebne schmeicheln unserm Ehrgeiz,

Unserer Sinnlichkeit geliebte Weiber;
Doch der schönste Ruheplatz der Seele,
Außer Gott, ist eines Freundes Busen.
Aber nicht bloß deines Vaters wegen
Schenkt' ich meine Gnade dir, Alasnam;
Nein — um deiner selbst, von deines Körpers
Ebenmaß, von deiner Sitten Zauber,
Deiner Kunst zu reden hingerissen;
Doch es stellt dich höher noch die Sehnsucht,
Nur das seelenreinste Weib als Gattin
Heimzuführen. Deinen Wunsch gewähr' ich;
Denn ich kann's. Ich habe deinen Spiegel
Wohl geprüft; er warf ein Bild zurück mir,
Meines großen Reiches größtes Kleinod;
Doch ich schenk' es dir, o Sohn Abdalla's!

Dieses redete dein erlauchter Vater.
Was geschehn, errätst du; nur Alasnam
Schien so froh mir nicht zu sein, so dankbar
Als ein solch Geschenk verdient von einem
Solchen Geber. So der greise Mesrur.

Aber kaum beschloß er seine Rede,
Als Amin gen Himmel blickt und plötzlich
Durch die Lüfte hin den Flügelrappen
Schweben sieht, und allzudeutlich glaubt er
Wahrzunehmen seine Heliodora,
Sammt dem Zauberer, der das Pferd gebildet.
Pfeilgeschwind und kaum dem greisen Mesrur
Lebewohl zurufend, jagt er über
Berg und Thalschlucht, über Feld und Haide
Hinter jenem Meteor von dannen.
Nur zu bald verschwand der flüchtige Rappe
Seinem Blick; doch eher nicht beschließt er
Umzukehren, bis er Heliodorens

Spur gefunden und die Spur des Räubers,
Sollt' er jagen bis zum fernsten Indien.

Schreckensbleich und diese Flucht für Wahnsinn
Haltend, bleibt zurück der greise Mesrur,
Zweifelnd, soll er eine solche Heimkehr
Seinem Herrn verhehlen oder melden.
Bald im Zug erschien der edle Harun
Als Kalif mit allen Würdezeichen,
Ihm zunächst sein Großwesir, es ritten
Hinter ihm Begleiter und Trabanten.

Staunend hört er aus dem Mund des Dieners
Seines Sohns Geschick und schwebet unstät
Zwischen Furcht und Hoffnung. Soll er freu'n sich,
Daß Amin sich eingefunden, soll er,
Daß er wiederum verschwand, beklagen?
Aber Mesrur tröstet ihn und läßt ihn
Stund' um Stunde, Tag um Tag den theuren
Sohn erwarten; doch er harrt vergebens.
Als der zehnte Tag herangekommen,
Bringt des Mohren pergamentne Tafel
Ihm der Fischer, die der Fürst des Glaubens
Oeffnet, liest, und diese Worte findet:

Harun Alraschid, Kalif in Bagdad!
Einer, den in ungerechter Haft du
Lange hieltest, sagt ein Lebewohl dir!
Wie den Stolz ich deines Sohns bestrafte,
Mag er selbst verkünden; meine Rache
Gegen dich war Schweigen erst, und jetzo
Seien's Worte. Als es dich zu warnen
Zeit gewesen, warnt' ich nicht, ich warne
Jetzt, da fruchtlos wurde jede Warnung.
Wisse, daß ich einst im Land Egypten

Deinen Eidam wohlgekannt, an seinem
Hof als Gastfreund manchen Tag verlebte.
Höre nun, Kalif, die lautere Wahrheit,
Wem du deine Tochter gabst, vernimm es!
Manches Kleinod hinterließ Abdalla,
Sein Erzeuger, ihm in der Todesstunde:
Sohn Alasnam, sprach der Greis, ich gebe
Dir die Schlüssel meines Schatzes, nutz' ihn
Dir zum Trost und Andern; doch bezähme
Deines flüchtigen Sinns Verschwenderlaune!
Aber sollte dir ein böser Zufall
Mangel je bereiten, höre, wie du
Dich befrei'n kannst aus dem Netz des Uebels!
Wo der siebenarmige Nil sich mündet,
Tritt ein Eiland aus dem Schooß der Welle,
Das dem Volke heißt die Geisterinsel.
Dort, in einer Höhle haust ein Derwisch,
Hundertjährig, ausgeschmückt mit jeder
Wissenschaft, in jeder Kunst erfahren,
Den ich ehmals meinen Lehrer nannte.
Diesen suche, diesem Greis vertraue
Deine Not an und erwarte Hülfe.

Also sprach und dann verschied Abdalla;
Doch Alasnam, der sich unbeschränkter
Herrscher sah, ließ seiner Leidenschaften
Zügel schießen, jedem Pomp und Aufwand
Zugethan. Palläste ließ er thürmen,
Brücken schlagen und Moscheen vergolden;
Wo er ging, umgab ein namenloses
Heer von Dienern ihn, Eunuchen ritten
Auf arabischen Rossen, schöne Weiber
Zogen hinter ihm in Purpursänften.
Wie ein Sämann Körner streut, verstreute
Seine Hand den Dürftigen Gold und Silber.

Gegen Freunde kannt' er keine Gränzen:
Was dem Einen wohlgefiel, dem Andern
Wünschenswert schien, Alles gab Alasnam!
Kam ein Spielmann, kam ein fremder Dichter,
Sein Serai besuchend, wog er ihnen
Jedes Wort mit Perlen auf, und jeden
Weichen Flötenton mit Edelsteinen:
So verflechte bald der Schatz Abdalla's.
Bald, den Nil auf einer Gondel abwärts
Zog der Prinz, nach jenem alten Derwisch,
Nach der stillen Geisterinsel fragend.
Mild empfing der edle Greis den Jüngling.
Dieser klagt ihm sein Geschick, der Derwisch,
Bei der Hand ihn fassend, gab zur Antwort:
Sohn Abdalla's, der geherrscht in Cairo!
Nicht ich selbst besitze Gold und Güter:
Alles, was ich widmen kann den Erben,
Ist ein Krug, ein Alcoran und diese
Betkorallen. Thätig unter Menschen
Lebt' ich ehmals; aber mein Gedanke
Wuchs in mir von Jahr zu Jahr, bis endlich
Dieser Schatz mir ganz allein genügte.
Aber dennoch hoff' ich, Prinz Alasnam,
Dich zu retten. Meine Wissenschaft hat
Mit dämonischen Wesen eng verknüpft mich,
Welche tief im Erdengrund des Reichthums
Wächter sind. Du siehst die Pyramide,
Welche dort sich aus dem Sand emporhebt:
Wenigen Menschen ward's vergönnt, in ihren
Schlund hinabzusteigen, der des hohen
Geisterköniges unterirdischer Sitz ist.
Ihn erblickt kein sterblich Auge, seine
Stimme tönt jedoch dem weisen Forscher.
Deinethalb befragt' ich ihn, das Leben,
Das du führtest, blieb mir kein Geheimniß.

Dein Besuch, noch ehe du mein gedachtest,
Schwebte mir im Geiste vor, und ehe
Her du kamst, um Hülfe heischend, half ich.
Diesen Schlüssel nimm, o Sohn Abdalla's,
Denn er öffnet jene Pyramide.
Steig hinab, und wenn in einem großen
Saal du anlangst, dessen gläserne Wände
Tausendfach dein eigenes Selbst verdoppeln,
Wirst du finden sechs metallne Bilder
Aus massivem Gold, Juwelenkronen
Auf dem Haubt und diamantene Zepter
Jede haltend. Diese magst du laden
Auf ein Schiff und gegen Cairo führen;
Denn sie sind dein Eigenthum, und willig
Ueberläßt sie dir der Geisterkönig.
Aber höre, was er mild hinzufügt!
Noch ein siebentes Bild besitzt in seinem
Schatzgewölb' er, ein unschätzbar Kleinod,
Das allein, wiewohl ein einziges, höhern,
Millionenmale höhern Werts ist,
Als die sechs genannten. Jenes Bildniß
Bietet gern dir an der Geisterkönig;
Doch bedingnißweise nur, du mußt ihm
Einen Dienst erzeigen. Höre, welchen!
Eine Jungfrau, welche sechzehn Sommer
Ueberschritten hat, jedoch in höchster
Herzensunschuld keines bösen Triebs sich
Je bewußt war, eine solche mußt du
Als ein Opfer für den Geisterkönig
Meinen Händen überliefern! Nimm hier
Diesen Spiegel! Nur der reinen Jungfrau,
Deren Innres nie geheimer Vorwitz
Nach verbotener Lüsternheit bewegte,
Wird ein Bild aus ihm entgegentreten;
Jede trübere Seele trübt sogleich ihn.

Draus vermagst du, die du suchst, zu kennen;
Aber willst du, solch ein Weib zu suchen
Dich entschließen, mußt du erst in meine
Hände schwören einen heiligen Eidschwur,
Nie die Aufgefundene selbst mit weltlich
Frechem Sinn zu berühren, nein — als Opfer
Jene widmend für den Geisterkönig,
Mir hieher sie zu führen, Sohn Abdalla's!

So der Derwisch. Was darauf erfolgte,
Leicht errätst du das, o Fürst des Glaubens!
Jene sechs Bildsäulen schleppt Alasnam
Gegen Cairo, nach der siebenten aber
Ward er mehr von Tag zu Tag begierig;
Denn sie schien auf ewige Zeiten jedes
Mangels ihn zu überheben. Seinen
Wunderspiegel fängt er an zu prüfen,
Leistend erst den begehrten Schwur dem Derwisch.
Was geschehn, Kalif, du weißt es besser,
Als ich selbst. Dein eigenes Kind, Amine,
Die du mir versagtest, hast du jenem
Abenteuerer gläubig aufgedrungen.
Wenn du liesest diese Zeilen, ist sie
Heimgefallen schon dem Geisterkönig.
Lebe wohl, Kalif! Verbiete künftig
Deinen Schmeichlern, dich das Bild der Weisheit,
Dich den Vater alles Glücks zu nennen!

So des Mohren Brief. Der gute Harun
Steht zerschmettert, todesblaß; Verzweiflung
Hebt das edle Gleichgewicht der Seele
Stürmisch auf, und jammernd ruft er also:
Harun Alraschid, du bist am Ziele
Deines Lebens, deiner stolzen Laufbahn,
Die so schön begann, so schrecklich endet.

Ehedem an diesem Busen ruhte
Mein Amin und neben Assur Assad:
Diese flohn, Amine blieb, und thöricht
Stürzt' ich auch die Tochter in's Verderben!
Meine Throne stehen leer, ich steige
Selbst herunter, ich zerreiße diesen
Blutigen Purpur! Wem darnach gelüstet,
Nehm' ein Stück sich hin! Für ewige Tage
Mög' aus Bagdad fliehn Gesang und Freude!
Brecht entzwei die Flöten, und in Trümmer
Schlagt den schöngewölbten Bau der Laute!
Jeder Ton verstumme! Schweigende Nacht nur
Lehre mich, in's eigene Grab zu blicken!

So der Fürst. Und augenblicklich schickt er
Seinen Großwesir mit einem Heere
Nach Egypten, um zu retten, wäre
Rettung möglich, oder um zu strafen.

Doch Alasnam, der die schönste Beute
Trug von hinnen, fühlte tief im Busen
Größern Schmerz noch, als der Schmerz des Harun,
Halb von Reue, halb verzehrt von Liebe,
Durch des Mädchens holden Reiz. In Thränen
Schwamm der ehedem so heitere Jüngling.
Aber hoffend, daß der kluge Derwisch
Ihn und seine Braut beschützen werde,
Bringt den Raub er nach der Geisterinsel.
Knieend fleht den Greis er an, die Holde
Nicht zu weihn dem unterirdischen Dämon,
Gern verzichtend auf das letzte Kleinod.
Ihm versetzte drauf der alte Derwisch:
Was du wolltest, ist geschehn. Am zweiten
Morgen wirst du jenes siebente Bildniß

Tief im Schlund der Pyramide finden.
Uebergieb indeß die Tochter Haruns
Ihrem Schicksal; denn du hast geschworen!

Sechster Gesang.

Auf der Magierstadt indessen schwebte
Manch Verhängniß, einem Sturm vergleichbar.
Schehriar ergrimmte gegen Assads
Holde Gattin. Lebenslanger Kerker
Sei der Lohn des Hochverrats, beschließt er.

Außerhalb der Stadt besaß ein altes,
Festes Schloß er zwischen rauhen Bergen:
Himmelhohe Mauerthürme schützten
Im Geviert es, und es wand ein Strom sich
Um den inselhaften Bau der Veste.
Kahle Hügel ragten menschenfeindlich,
Nie bebaut umher, und lehmige Schluchten,
Ausgehöhlt von wilden Regengüssen,
Fielen jählings ab und wellenförmig
Ausgezackt. Der immergrünen Eiche
Dunkle Schattendächer bloß verhüllten
Dort und hier die totenstille Wildniß.

Dieses Schloß zum Aufenthalt bestimmte
Schehriar der schönen Diwisade:
Eine Schaar Eunuchen, ihr zu Wächtern
Beigesellt, und wenige Frau'n umgaben
Dort der Fürstin frühbegrabene Jugend.
Auf den Zinnen stand sie oft und blickte

Ueber's öde Gefild und bis zur Salzflut:
Holder Assad, fing sie an zu klagen,
Sohn des Harun Alraschid in Bagdad,
Sprich, wo weilst du? Zeigt ein liebender Traum dir
Meinen Kerker nicht, und ziehst du niemals
Mit dem Jagdspieß dieses Thal hinunter?
Daß ich riefe dich und sähe. Deine
Schlanke Form war wie des Walds Cypresse;
Stolz und Liebe mischten sich in deines
Auges Blick, und diese schöne Mischung
Ueberwand das Herz und hob die Seele,
Wie das Anschau'n eines höhern Wesens.
Schließt die Magierstadt in ihre Mauern
Meinen Gatten? Oder wiegt das Meer dich
Unbekannt in unbekannte Buchten?

Also klagt die Tochter Abdorrachman's.
Schehriar indeß bereitet Alles
Für des Neumonds nächstes Jubelfest vor:
Ausgerüstet wird ein großes Fahrzeug,
Welches Behram selbst befehligen sollte,
Um das Opfer nach dem Feuereiland
Abzuführen. Aus dem Burggefängniß
Ward befreit der jüngste Sohn des Harun.
Schwebenden Schritts, die Hände vor den Augen,
Durch das Licht geblendet, wandelt Assur:
Seine kerkermüde Seele strebte
Baldigem Untergang voraus, und jeder
Lebensmut verließ den holden Jüngling.
Schweigend stieg er auf's Verdeck des Fahrzeugs,
Kaum die Stadt und kaum das Meer betrachtend;
Aber Behram ließ die Anker lichten.

Glücklich war die Fahrt; am zweiten Morgen
Blies der Wind jedoch gewaltsam westwärts,

Und zu Behram sprach der kluge Meister,
Der das Steuer lenkte: Sohn des Königs!
Allzuwidrig ist der Gegenwind uns;
Nicht zu fördern ist für jetzt die Reise,
Besser scheint's in einem sichern Haven
Uns zu bergen. Nahe liegt die schöne
Palmenstadt der Königin Selmira:
Dort erwarten laß die günstige Luft uns.

Ihm versetzte drauf der finstre Behram:
Jeden sonstigen Ort beträt' ich lieber,
Als die Palmenstadt; denn allzufeind ist
Jene Königin dem Magierglauben.
Wenn den Haven auch sie nicht verschließt uns,
Wird sie doch durch Hinterlist und Argwohn
Quälen uns und, wie sie kann, bedrücken!
Doch das Leben lieb' ich mehr, als eines
Weibes Grimm ich fürchte; laß dem Wind uns
Folgen, Freund, und steure klug das Fahrzeug!

Dem gehorcht der Steuermann; es stiegen
Bald empor des Strandes Vorgebirge.
Wie ein zugespitzter Keil, in's Meer sich
Streckend, lag die Stadt, und tausend Palmen
Ragten mächtig über stolze Bauten
Und Moscheen empor. Die Häuser waren
Abgeplattet, und von einem schritt man
Leicht zum andern; denn zu Straßen dienten
Diesem Volk die Dächer. Alle waren
Durch Orangenlauben vor der Sonne,
Wenn sie wandelt im Gestirn des Löwen,
Wohl geschützt. Das Schiff indessen wand sich
Zwischen kleinem, ringsverstreuten Inseln,
Die zum Sommeraufenthalt dem reichen
Bürger dienten, durch und fuhr der Stadt zu.

Eingezogen wurden schnell die Segel,
Dann, mit Ruderhülfe, ward das Steuer
Nach dem Strand, der Kiel in's Meer gewendet,
Emsiglich. Die Königin Selmira,
Kaum vernehmend, daß ein Magierfahrzeug
Angekommen, sendet augenblicklich
Eine Schaar Trabanten aus, die Mannschaft
Alsogleich vor ihren Thron zu führen.

Unter einem Säulendach von schlanken
Marmorschäften, die dem Stamm des Palmbaums
Nachgebildet schienen, stand der goldne
Baldachin der Königin Selmira.
Blendendschön, im vollsten Glanz der Jugend,
Saß die Fürstin. Reigerbüsche wehten
Hoch vom Turban ihr, Rubine blitzten
Um den Gürtel, wie gesäte Sterne.

Als sie Behram mit den Seinigen wahrnahm,
Ward verdüstert ihre Stirn; da fiel ihr
Blick zuvörderst auf den Abbassiden,
Und ein ungewohnter Schauer schlich sich
Ihr in's Herz. Die Wohlgestalt des Jünglings,
Seines Auges melancholische Tiefe,
Seine Jugend, sein getrübtes Aussehn
Schmolz der Königin bewegten Busen.
Ueberrascht vergaß sie eine Zeitlang
Wort und Rede; doch zuletzt begann sie
Gegen Behram hingewendet also:

Was begehrt ihr, schnöde Götzendiener,
Hier im Vaterland des wahren Glaubens?
Welch Geschäft trieb euch an meine Küsten?
Oder war's die ungeduldige Windsbraut,
Die den Auswurf aller Völker auswarf?

Steuert ihr zur Feuerinsel etwa,
Eurem lästerlichen Brauch zu fröhnen,
Um den Holzstoß euren falschen Göttern
Aufzurichten über Naphtaquellen,
Ja, des Menschenopfers blutige Gräuel,
Die der Herr und sein Prophet verabscheut,
Gotteslästerlich entmenscht zu feiern?
Aber Allah — Hier begegnete wieder
Ihren Blicken Assurs Blick, sie stockte,
Und im Weibe ging die Herrin unter.

Ihr versetzte drauf der listige Behram:
Hohe Königin! Von deiner Weisheit
Ist die Erde voll, und nicht allein hier,
Wo du herrschest, werde, nein — im fernen
Magierland gepriesen deine Milde!
Kurze Freistatt nur für wenige Stunden
Oder wenige Tage sei vergönnt uns
Hier im Haven, den des Windes Ungunst
Aufzusuchen voll Vertrau'n genötigt.
Nicht zum Opfer eilen wir; ein Kaufmann
Bin ich selbst, und Diese sind Matrosen:
Einzutauschen Spezerei'n in Indien
Fuhr ich aus. Was unsere Waarenfässer
Auch enthalten, Alles werde willig
Dir gewidmet; aber laß die Heimat
Wiedersehn uns, Aeltern und Geschwister,
Weib und Söhne wiedergrüßen laß uns!

Wie den starren Reif der heiße Südwind
Leicht bewältigt und in Tropfenform ihn
Strömen läßt von überfrornen Dächern:
Alsoleicht bezwang der Fürstin Busen
Menschlichkeit, und mit der Hand dem Behram

Winkend, schon entläßt sie ihn. Da kehrte,
Während Alle sich entfernten, Assur's
Thränenvolles Auge noch einmal sich
Nach der schönen Königin Selmira.
Tief erschüttert saß die stolze Fürstin,
Und dem Mitleid mußte zugestehn sie,
Was sie zugestanden nicht der Liebe.
Gegen Scham in ihrem Herzen kämpfte
Mitgefühl; sie rief den eiligen Behram
Noch einmal zurück und sprach die Worte:
Zeuch in Frieden sammt den Deinen! Wähne
Nicht, als könnt' ich deiner schwererworbenen
Güter dich berauben; doch verkünde
Noch das Eine! Jener sanfte Jüngling,
Der so schwermutsvoll den Blick hinabsenkt,
Dessen Gang und Tracht und edle Haltung
Keines Ruderknechts Geschlecht verraten,
Wer es ist, verkünde mir und gehe!

Ihr versetzte drauf der listige Behram:
Deine Huld, o Königin, ergießt sich
Gnadespendend über Alles! Dieser
Knabe, den du deiner Frage wert hältst,
Meines Oheims jüngstes Söhnchen ist er,
Dient als Schreiber uns im Schiff. Geschieden
Aus dem Arm der hochbesorgten Mutter,
Peinigt Heimweh sein Gemüt, in diesem
Zarten Alter ein gewohntes Uebel!
Aber länger hält sich nicht der Jüngling;
Mächtig tritt er aus dem Kreis des schnöden
Schiffervolks, die Schüchternheit bezwingend.
Würdigen Schritts und königlicher Miene
Naht er schnell dem Thron, und vor der Fürstin
Beugt ein Knie er voll bescheidener Anmut.

Edle Herrscherin! das Netz der Lüge,
So beginnt er, spinnt um deines Auges
Ewige Klarheit ihre falschen Schleier!
Kenne Diese, kenne mich! Verräter
Lockten einst in dieses Volks Gewalt mich;
Als ein Opfer ward ich auserlesen,
Das sie jährlich nach dem Feuereiland,
Ihrem Götzendienst zu fröhnen, schleppen.
Diesen nicht gehör' ich an, ich rühme
Mich des Glaubens aller Mosleminen:
Assur ist mein Name, meines Vaters
Name Harun Alraschid, Beherrscher
Aller Gläubigen, aller Völker Sultan!

Rasch vom Thron herunter stieg Selmira,
Und der silberstoffene Mantel rauschte
Hinter ihr. Dem knieenden Sohn des Harun
Reicht sie dar die lilienweiße Rechte:
Stehet auf, erlauchter Fürst, begann sie,
Dieser Thron ist euer, mir geziemt es,
Eure Sklavin hier zu knien im Staube!
Gegen Behram aber hingewendet,
Fuhr sie fort: Verdank' es meiner Milde,
Wenn ich nicht dein eigen Haubt und deiner
Fahrtgenossen ihre durch den Henker
Augenblicks auf meines Schlosses Zinne
Heften lasse! Fleuch, und nie betrete
Mehr die Palmenstadt! Der Tod bezahle
Für des Windes Laune, wenn sie jemals
Dich zurück an diese Küsten trüge!
Meine Langmut gönnt die heutige Nacht dir;
Doch, sobald der Morgenstern im Osten
Flimmert, ehe dein verhaßtes Fahrzeug
Meinen Strand verlassen, wehe, dreimal
Wehe dir und deiner ganzen Schaar dann!

So die Königin. Es neigte Behram
Mit den Seinen sich und schlich von dannen.
Assur aber nahm das Wort und sagte:
Nimm das Leben, das du selbst gerettet,
Edle Fürstin, als ein Weihgeschenk an!
Deinem Dienste widm' ich jede Stunde
Dieses Daseins. Ihm versetzt Selmira:
Sohn des Harun, der der Sohn Mohadi's:
Wenig thät' ich, wenn das Leben bloß, ich
Dir erhalten hätte; selbst den letzten
Aller Sklaven hätt' ich gegen Willkür,
Wo Gerechtigkeit es heischt, vertheidigt.
Nicht ja Schutz allein verleiht den Bürgern
Einer Stadt die hochgethürmte Mauer,
Aber Schatten auch an heißen Tagen:
Nimm das Dasein; aber nimm zugleich auch
Was es Liebliches uns gewährt, und Alles,
Was du siehst, als Eigenthum betracht' es!
Meine Länder, dieses Schloß und diese
Gärten, die der Ocean umbrandet,
Nenne dein und deines großen Vaters,
Welcher Bagdad als Kalif und alle
Welt befehligt, Eigenthum! Vergönne
Mir indessen, daß auf kurze Zeit ich
Mich entferne, diese tiefbewegte
Brust zu sammeln, und zugleich mit meinen
Frau'n und Sklaven dir ein Fest zu ordnen,
Würdig eines Abbassiden! — Also
Spricht Selmira, dann entfernt sie schnell sich
Sammt den Dienerinnen, ihres Herzens
Innere Glut verbergend. Assur sieht ihr
Lange nach, und aus dem Schlund der Hölle
Glaubt er plötzlich sich versetzt nach Eden.
Also mag sich ein Verdammter fühlen,
Der zum Richtplatz wird geführt, das Beil schon

Sieht geschliffen; aber plötzlich hört er
Gnade schrei'n, und ihn begrüßt das frohe
Tausendstimmige Lebehoch des Volkes.

Um der Seele vollen Drang zu stillen,
Sich am Glück zu sättigen, auszusprechen
Allen Lüften seine Lust und Liebe,
Eilt hinunter nach den Gärten Assur,
Die vom Meer bespült und weit verbreitet
Rings der Königin Pallast umgaben.

Eben sank der Sonnengott in seinen
Ocean, um schlafend, wie es alter
Völker Glaube war, in goldnem Kahne,
Längs der Erde morgenwärts zu schiffen.
Assurs Auge trank der letzten Stralen
Milde Glut, und durch des heiligen Lorbeers
Grüne Wände, durch der Myrtenbüsche
Wohlgeruch beflügelt seinen Gang er,
Rosen pflückend für den schönsten Busen,
Und dem jungen Abendstern die eigne
Seligkeit verkündend; nichts vermissend,
Als die Nähe seines Bruders Assad.
Immer aber wandte sein Gedanke
Nach der schönen Königin Selmira,
Wie die Blume nach dem Licht zurück sich.
Ein Gewässer hört er endlich rauschen,
Und gelangt an einen prächtigen Springquell,
Der mit silberklaren Fluten über
Blanke Marmorstaffeln niedertanzte:
Unten theilend sich in Doppelarme,
Links und rechts, war über niedre Mauern
Hingeführt er, welche, ganz bekleidet
Mit Jasmin, nur duftige Hecken schienen;
Schritt vor Schritt auf jener Mauer standen

Lange Reihn von schöngehenkelten Urnen,
Aus den Urnen aber stieg die Springflut
Rein empor, wie eine schlanke Lilje.
Allzulieblich schien die Stelle, sanftes
Murmeln scholl umher und Nachtigallen
Tauschten Wehmut. Auf den Wiesenteppich,
An den Rand des Brunnens streckt sich Assur,
Zwischen Müdigkeit und innerer Sehnsucht,
Halb in ruhigen, halb in ruhelosen
Traum geschaukelt. Und zuletzt entschläft er.

Unterdessen stand der finstre Behram
Auf dem Schiffsverdeck, den Zug der Wolken,
Samt dem Lauf der Sterne, wohl beachtend.
Endlich, als des Abendrotes letzte
Streifen unter'm Horizont verborgen
Lagen, hob sich sanft ein günstiger Fahrwind.
Schnell beruft an ihre Ruderbänke
Seine Schaar des Schehriars Erzeugter,
Und er sendet einen Theil der Mannschaft,
Einzuschöpfen süßes Wasser eilig,
Um das Ankertau sodann zu lösen,
Um die Palmenstadt vor Tagesanbruch
Hinter sich zu lassen, jenes Machtworts
Eingedenk der Königin Selmira.
Mit Gefäßen auf der Schulter wandeln
Jene Wasserträger fort. Doch scheu'n sie,
Nach dem Markt zu eilen, wo ein Brunnen
Stand und reichlich aus dem Mund der Sphinxe
Fluten warf in schöngehauene Tröge;
Aber jene scheu'n den Hohn der Bürger,
Und vermeiden drum die Stadt, sie wandeln
Längs der Gärten hin, und finden endlich
Angelehnt ein kleines Seitenpförtchen,
Das zum Park der Königin sie führte,

Nach dem Strande ging die Thüre, deren
Oft bediente sich die schöne Fürstin,
Wenn sie Abends oder früh des Morgens,
Kühlere Luft zu schöpfen, eine Seefahrt
Auf bemalter Gondel wagte. Dieses
Offene Pförtchen fand die Schaar des Behram.

In den Garten tretend, hören fern sie
Quellen rauschen, und der Schall geleitet
Bald sie nach dem Brunnen, wo entschlummert
Assur lag. Sie trauen kaum den eignen
Augen; Einer zeigt dem Andern flüsternd
Diesen Fund, der Kühnste giebt den Anschlag.
Vier von ihnen setzen ihre Krüge
Weg, und laden auf die starken Schultern
Ihn, den lang sich sträubenden Sohn des Harun,
Mit den Schärpen ihm den Mund verbindend.
Triumphirend durch das Pförtchen eilen,
Kräftigen Schrittes, jene vier Matrosen
Nach dem Ufer; schleunig folgen ihnen
Ihre Freunde mit gefüllten Krügen.
Tiefer sinkt die Nacht, am Borde stehn sie.
Einer löst das Seil, die Andern schreiten
Auf dem schwanken Brett in's Schiff hinüber,
Leichten Gangs. Der überraschte Behram
Sieht sich unverhofft am Ziel der Wünsche,
Und empfängt aus ihrer Hand ein Opfer,
Dem er knirschend schon entsagt. Es eilen
Nach den Ruderbänken Alle, seewärts
Wird das Schiff gedreht, und durch der Sterne
Widerschein, der aus den Wogen glänzte,
Gräbt der schneidende Kiel beschäumte Furchen.

Siebenter Gesang.

Unterdeß erwartete lang vergeblich
Ihren Freund die Königin Selmira:
Ordnen ließ sie ein verschwenderisch Gastmahl,
Um den Großen ihres Reichs den theuern
Sohn des Harun Alraschid zu zeigen;
Doch es fehlt der Gast. Selmira sendet
Frau'n und Diener aus mit Fackelbränden,
Die den Fremdling durch des weiten Gartens
Schattige Lauben und Terrassen suchten.
Endlich wurden jene Thongefäße,
Vom Matrosenvolk zurückgelassen,
Bei der Quelle wahrgenommen; offen
Stand die Seitenthür des Parks, und Behrams
Flüchtiges Fahrzeug war hinweggesegelt.
Daß er selbst verrätrisch eingeschlichen,
Daß er weggeschleppt den Abbassiden
Schien Gewißheit. Eilig ward der Fürstin
Diese Schreckenspost verkündet. Plötzlich
Ueberrascht von ihrem Schmerze, stand sie
Wie versteinert; doch die Herrscher kleidet
Selbstbewußter Sinn, und wo den armen,
Niedern Erdensohn ergreift Verzweiflung,
Ziemt's dem Mächtigen, seiner mächtigen Mittel
Eingedenk, Verhängtes abzuwehren:
So verstrickt im Netz ein Vogel leicht sich,
Das der Löwe leicht zerreißt. Selmira
Brach in solche Worte schnell gefaßt aus:
Auf! Im Nu verfolgt die Hochverräter!
Auf! und rüstet meine ganze Flotte!
Schleunig wandle durch die Stadt ein Herold,
Anzuflehn des Volkes ganze Jugend!
Was an Mannschaft auf der sandigen Rhede,

Was im sichern Haven weilt, besteige,
Eure Königin voran, die Schiffe!
Sprach's und vom Pallaste ging ein lautes
Rufen durch die Palmenstadt, die Schläfer
Fuhren aus dem Schlummer auf, von Fackeln
Leuchtete rings der Strand, das Volksgewimmel
Füllte tosend mit Geschrei den Steindamm.
Ohne Zaudern stieg die schöne Fürstin
Selbst hinunter, noch im Schmucke schimmernd,
Den sie angelegt, dem Fest zu Liebe:
Ein Juwelendiadem in ihren
Ueppigen schwarzen Locken, trat sie mutig
Als Beschleunigerin der trägen Arbeit
Auf's Verdeck des segelfertigen Schiffes.

Endlich zieht an Bord das ungeheure
Ankertau das junge Volk mit frohem
Wechselsang. Der Königin zum Lobe
Scholl der Hymnus und zum Trotz den Feinden.

Weiten Vorsprungs war das Magierfahrzeug
Auf der glatten Fläche hingesegelt;
Doch Selmira's mastenreiche Schiffe
Glitten schneller durch die Flut, und Behram,
Eh' in's Meer versank die nächste Sonne,
Sah verfolgt sich und gemach umzingelt.
Keine Rettung, rief er aus, erspäh' ich;
Aber doch ein Mittel bleibt. Den Jüngling
Bindet los, und vom Verdeck hinunter
Schleudert ihn in's dunkle Bad! Der Salzflut
Sei geweiht dieß Opfer; mög' ein andres
Sühnen einst die Majestät des Feuers!

So befahl er, seine Schaar gehorchte:
Assurs Bande lösend strebt das Schiffsvolk,

Ihn ergreifend, über Bord zu schleudern;
Doch verächtlich stößt der Abbasside
Seine Henker weg, und leichten Schwunges
Springt er selbst in's wallende Meer hinunter.
Jene steuern weiter; als der Jüngling
Wieder aufgetaucht, versucht er schwimmend
Nach dem Ufer sich zu retten, welches
Zwar entfernt, doch nicht zu sehr entfernt war;
Aber allgemach versagt die Kraft ihm.

Sieh, da ward die gute Fee Melinda
Des dem Assad einst gegebnen Wortes
Eingedenk, den Bruder ihm zu schützen,
Sollte je die höchste Not bedrohn ihn.
Einen Delphin sendet ihm Melinda,
Welcher lustig durch die Purpurwogen
Schien zu scherzen um den müden Jüngling.
Assur schlingt den Arm um ihn, der Delphin
Rauscht der Küste zu. Sobald die Brandung
Tosen hört der edle Sohn des Harun,
Läßt er los des Fisches riesigen Nacken,
Bis zum Uferkies gemächlich schwimmend.
Eine kleine Felsenbucht erreicht er,
Wo mit halbgestürzten Säulengängen
Stand ein Landhaus, dessen morsche Halle
Dürftigen Fischern nun zum Aufenthalte
Dienen muß. In's Meer hinaus gefahren
Waren diese, keine Menschenseele
Findet Assur. Sein Gewand an eine
Säule hängend, um 's zu trocknen, legt er
Schlafbedürftig in den nächsten Kahn sich,
Der, geknüpft an einen knotigen Oelbaum,
Ueberschattet war von dessen Zweigen.

Unterdessen, wie man oft im Norden
Schwanenhälsige Schlitten pfeilgeschwind sieht

Gleiten über's Schneegefild und lustig
Glöckchen wehn hört um den Hals der Pferde —
Zog heran in unaufhaltsam raschem
Zuge, mit Triumphgeschrei, mit wilder
Festmusik Selmira's rüstige Flotte.
Während Behrams Steuermann im Nacken
Schon zu fühlen wähnt der Feinde Bugspriet,
Ruft dem Sohne Schehriars die Fürstin
Vom Verdeck zu diese stolzen Worte:
Hochverräter, der du mein Vertrauen
Schnöd gemißbraucht, meiner Gnade Hohn sprichst!
Gieb heraus das Opfer, das du rücklings
Uns entführt, den jungen Abbassiden
Ueberliefere meiner Schaar, wofern dir
Samt den Deinen, theuer ist das Leben!

Ihr versetzte drauf der listige Behram:
Wär' es möglich, daß du solchen Argwohn
Gegen mich, o Königin, von dem du
Dank erwarten darfst und Hülfe, nährtest?
Auf! Herüber sende deine Krieger!
Findet sich auf meinem Schiff der Flüchtling,
Gern das Haubt dann biet' ich dar dem Henker;
Doch bewährt sich meiner Rede Wahrheit,
Ziehen laß uns dann in Frieden, halte
Dein gegebenes Wort, ich hielt das meine!

Augenblicks das Magierschiff besetzen
Läßt die Königin durch ihre Mannen:
Eifrig suchend steigen vom Verdeck sie
Mit den Fackeln bis zum untern Schiffsraum;
Doch sie finden keine Spur des Prinzen.
Wiederum durchspäht und immer wieder
Jeden Winkel ihre bange Sorgfalt,
Immer fruchtlos! Grimmig dann verlassen

Zwar das Schiff sie; doch von allen Seiten
Stecken sie's in Brand mit ihren Fackeln.
Prasselnd kracht es und die Flamme lodert,
Mast und Segelwerk verzehrend, hoch auf.
Schmerzbewegt erblickt von fern Selmira
Diesen Brand, und fühlt die schönste Hoffnung
Ihres Herzens auch zur Asche werden.
Aber bald besiegen Groll und Rache
Jedes sanftere Schmerzgefühl der Liebe;
Mächtig gegen ihre Schaar beginnt sie:
Mögen schuldlos am Verschwinden Assurs
Jene Bösewichter sein, so büßen
Nur mit Recht sie jede frühere Schandthat!
Doch des Menschenopfers blutige Gräuel,
Die der Herr und sein Prophet verabscheut,
Sollen länger nicht bestehn! O meine
Segler, jetzo gilt's zu segeln, jetzo
Gilt's mit Muth zu kämpfen, meine Kämpfer!
Auf! Es folge mir die ganze Flotte
Nach der Magierstadt, um auszurotten
Jenen schnöden Götzendienst auf ewig,
Um den Wütrich, der mit ehernem Zepter
Dort gebeut, zu stürzen! Auf! Es lebt noch
Abdorrachman's Tochter Diwisade,
Jenes angemaßten Thrones Erbin:
Wieder soll sie ihn besteigen, dankend
Mir, der Herrscherin, und euch, den Helden!

So die Fürstin unter lautem Beifall.
Schleunig wendet sich die ganze Flotte,
Wie im Herbst ein Schwalbenzug, gen Mittag.
Diesen Augenblick benützte Behram:
Aus dem brennenden Schiffe springt in's Boot er,
Samt den Seinen, die mit kräftigen Rudern
Emsig streben nach der nächsten Küste.

Diese wurde bald erreicht, sie steigen
Froh an's Land, und eine Fischerwohnung
Sehn sie lehnen sich an alte Mauern:
Jener nahn sie sich. Es war indessen
Nacht geworden, eine sichere Zuflucht
Sucht die Schaar; sie finden leer die Wohnung,
Doch sie schüren Feuer, einige Krüge
Weins entdeckt in einem Winkel Behram,
Und es zechen ohne Wirth die Gäste.
Aber nachbarlich und solche Nachbarn
Nicht vermutend, schlief Mohadi's Enkel,
Wenige Schritte nur entfernt, im Nachen.
Als er Lärm vernimmt, erwacht er; schleunig
Rafft er seine Kleider auf; ein gastlich
Licht gewahrt er aus der Hütte schimmern,
Dieses lockt ihn, pochend einzutreten.
Schon das Wort des Grußes auf der Lippe,
Steht er mitten unter Feinden plötzlich,
Denen kaum er wunderbar entronnen.

Wie ein Knabe, der im Meer die frischen
Glieder badet, wenn er unversehens
Auf der Seekastanie stets bewegte,
Spitzige Stachel tritt, im Nu zurückfährt,
Blaß vor Schrecken, also that es Assur.
Aber Behrams scharfes Auge hatte
Schon erspäht die unverhoffte Beute:
Sohn des Harun aus dem Stamm des Abbas,
Rief er aus, willkommen! Unsere Götter
Sind gewaltiger, als der Gott Muhammeds!
Ihnen, scheint es, sind Kalifensöhne
Zwar ein seltnes, doch gefälliges Opfer,
Dem sie nun und nimmermehr entsagen!
Komm, empfange meinen starken Handschlag!
Theil' als Gastfreund unser Fest, und deine

Rechte fest in meiner, mit der Linken
Nimm aus meiner Linken diesen Becher!
Dieses rufend, hält er ihn und reicht ihm
Dar den Wein; doch scheint die süße Labung
Gift dem Jüngling, welcher trinkt und zittert,
Halb noch ungewiß, ob Wirklichkeit ihn,
Oder ein böser Traum die Seele peinigt.
Während dessen kehrten heim die Fischer,
Zwei den Fang und zwei die Netze tragend.
Aber zögernd standen, offenen Mundes,
Auf der Schwelle da die Junggesellen,
Solcher Freunde nicht gewärtig. Behram
Rief entgegen ihnen: Heil der Mahlzeit,
Die den Hungrigen bringt zur rechten Frist ihr!
Fürchtet nichts, ihr Männer! Eure Hütte,
Räumt sie gastlich uns für diese Nacht ein,
Theilt mit uns, was euer Netz erobert:
Dann, sobald der nächste Morgen anbricht,
Werd' ein Führer uns der Kundigen Einer,
Um den Weg in's Magierland zu finden.
Reichlich, Freunde, werd' ich euch belohnen!

Spricht's, und willig drauf genehmigen Jene;
Assur aber ruft sie an: Geliebte,
Werte Männer! Mit Gewalt und Unrecht
Halten diese Räuber mich gefesselt.
Rettet mich! Und wenn zu schwach ihr selbst seid
Gegen diesen Haufen, eilt dem nächsten
Flecken zu, der nächsten Stadt, um Hülfe
Mir zu schaffen; Schirm verdient die Unschuld!

Aber schnell darauf versetzte Behram:
Hütet euch, Verbrechern euch zur Brustwehr
Aufzuwerfen! Schuldig ist der Jüngling,
Meuchelmords und alles Bösen schuldig.

Wolltet ihr ihn retten, was vermöchtet
Gegen uns ihr Wenigen? Bis zur Stadt ihr
Eure Botschaft brächtet, wären lange
Wir hinweggezogen: Nein! Bereitet
Uns ein Mahl, bereitet uns ein Lager,
Andere Sorgen überlaßt der Vorsicht!
Spricht's, und schweigend unterziehn die Fischer
Seinem Wort sich. Drauf, am nächsten Morgen,
Führt die ganze Schaar der Kundigen Einer
Durch's Gebirg, dem fernen Magierland zu.

Aber wenden wir den Blick zurück nun
Nach der Not, in der befand sich Assad,
Welcher schwimmend zwischen kantigen Klippen
Schwebte zwischen Tod und Leben. Jeden
Augenblick droht ihm der Fels Zerschmettrung,
Dessen schneidende, durch die Flut zerfress'ne,
Scharfe Spitzen hindern jede Landung.
Aber, droht der tückische Fels Gefahr ihm,
Mehr Gefahr noch droht das uferlose
Tiefe Bett des Oceans; die Beute
Doppelter Drangsal, wählt der hoffende Jüngling
Schmerzensvolleren, aber ungewissern
Untergang. So wählt ein wunder Krieger,
Statt des Todes, den Natur herbeiführt,
Oft Verstümmelung durch die Hand des Arztes,
Die vielleicht ein qualenvolleres Ende,
Doch der Rettung Möglichkeit zugleich beut.
Rings umschwimmt das kleine Felseneiland
Spähend Assad, und zuletzt entdeckt er
Ein Gestrüpp von immergrünen Eichen,
Dessen wehende Zweige nach der Flut sich
Senkten windbewegt. Mit raschem Sprunge
Faßt er einen starken Ast und schwingt sich
Auf den Fels. Der Insel flachen Gipfel

Bald erreicht er kletternd ihn und mühsam.
Aber ach! Wozu so vieler Arbeit
Schweiß und Kampf? Auf einer schmalen Klippe
Steht er hoffnungslos, er sieht das weite
Blaue Meer und hört es mächtig branden!
Doch er sieht kein Menschenschiff. Das Eiland
Bietet nichts, als wilde Myrten, nirgend
War ein Obdach, nirgend eine Quelle,
Während schonungslos die Sonnenpfeile
Seine Scheitel treffen, seine Fersen
Ihm der heiße Boden sengt, und dennoch
Schwellt noch Hoffnung seinen jungen Busen.
Sieh, da tritt, indem er sinnend wandelt,
Ihm in's Aug' ein hohes, kreidiges Felsstück;
Aber, als er näher tritt, erkennt er
Statt des Steins ein weißes, ungeheures
Ei, das Ei des Vogel Rocks. Verwundert
Staunt er's an, und will's zuletzt zerschlagen,
Nahrung d'raus zu saugen. Plötzlich aber
Fällt ein keckes Wagestück in seine
Stets erfinderische, wache Seele.
Horch, und kaum war sein Gedank' im Werden,
Als er über sich ein lautes Schwirren
Hört, und eine Wolke schien den Himmel
Einzuschleiern! doch der Vogel Rock war's,
Der die mächtigen Riesenfittige senkte.
Assad wirft zu Boden sich, der Vogel
Setzt sich brütend auf das Ei. Bedächtig
Kriecht heran der athemlose Jüngling:
Mit dem seidenen Gürtel knüpft er fest sich
An die Klau'n des Flügelungeheuers.
Dieses hebt sich über eine Weile
Leicht empor und schneidet durch den Aether:
Eine lustige Reise für den Vogel,
Eine bange für den Sohn des Harun

Ueber's Meer und über Länderstrecken.
Endlich schwebt das Ungetüm in langen
Kreisen über einer Schlucht, es neigt sich
Allgemach, und dann berührt's den Boden.
Mit der letzten Kraft ermannt sich Assad,
Leise lösend seine seidne Binde.
Doch der Vogel hascht sich eine Beute,
Die er ausgespäht von oben; wieder
Schwingt er hoch sich dann und war verschwunden.

Seiner kaum bewußt und totenähnlich
Lag der Jüngling, bis ein tiefer Schlaf ihn
Ueberfällt, der ihn erquickt und rettet.
Doch der Ort, wohin der Vogel trug ihn,
War das tiefe Thal der Diamanten,
Durch der Felsenwände jähsten Abfall
Unzugänglich jedem Erdensohne.
Nur mit List beraubt der Mensch und spärlich
Diese Thalschlucht ihrer Schätze. Große
Klumpen Fleisches wälzen vom Gebirge
Jährlich nieder in's Gethal die Hirten:
Diese Beute lockt das Raubgevögel,
Die empor sie fischen; doch am Fleische
Bleiben einzelne Diamanten kleben:
Lärmend jagen dann die Junggesellen
Jenen Thieren ihren reichen Fang ab.

Dieß das Thal, in dem erwachend Assad
Um sich blickt; er sieht die wundervollen,
Prächtigen Steine, deren Werts er kundig.
Mit den schönsten füllt er froh die beiden
Aermel an; doch abermals erkennt er
Einer fruchtlos angestrebten Rettung
Wahnversuch. Die schroffen Wände bilden
Einen Kerker um den Sohn des Harun.

Nahrung spendet ein Johannisbrodbaum
Kärglich ihm, der aus dem Felsen aufsproß;
Hülfe sieht er nirgend. Traurig setzt er
Unter'n Schatten sich, und fährt verzweifelnd
Mit der Rechten nach der Stirn; da blitzet
Ihm in's Aug' der schöne Ring Melinda's.
Konnt' ich dich, so ruft er aus, vergessen,
Mächtiger Talisman der holden Göttin?
Ewige Kurzsicht ist das Loos des Menschen!
Während hier ich nach Juwelen suchte,
Trug den schönsten ich am eignen Finger,
Der allein mich retten kann! Zu sparen
Bis zum Augenblick der höchsten Not ihn,
So befahl die Geberin des Ringes,
Und ich that's; jetzt aber schlägt die Stunde
Seiner Kraft und Wirksamkeit! — Er sprach es,
Während mächtig Diwisadens Bildniß
Ihm erwacht und seines Bruders Assur.
Um den Zeigefinger dreht den Ring er:
Möcht' ich rasch und augenblicks, so ruft er,
Stehn am Thor der Magierstadt! Er hatte
Kaum vollendet, als er stand am Thore.

Achter Gesang.

Welch ein Anblick ward dem guten Assad,
Als er rund umher den Blick versandte!
Seinen Bruder sieht zum Thor er einziehn,
Doch gefesselt, einem Sklaven ähnlich;
Ihn bewacht ein bärtiger Söldnerhaufen,
Einem Führer folgend, roh von Ansehn.

Schehriars Erzeugter war's, und eben
Bracht' er heim zur Magierstadt den Assur,
Triumphirend, freudigen Ganges. Wütend
Stürzt sich Assad auf den Führer, reißt ihm
Pfeilgeschwind den Säbel aus der Scheide,
Und im Nu sinkt schwergetroffen Behram
Durch das eigene Schwert, entseelt zur Erde.
Seine Mannen aber dringen, Jeder
Mit entblößter Waffe gegen Assad
Vor; ein Paar nur hütet seinen Bruder,
Der in Ketten dieses blutige Schauspiel,
Ueberrascht von Schmerz und Freude, müßig
Sich entfalten sieht, und keine Hülfe
Dem verleihn kann, der so sehr bedarf sie,
Den er liebt, wie seines Wesens Hälfte:
Allzugroß ist, ruft er aus, der Schergen
Uebermacht, geliebter Bruder! Fliehe,
Rette dich, vielleicht vermagst dereinst du
Mich zu retten, den die schnöden Magier
Auserseh'n zum Menschenopfer. Fliehe!

Lange kämpft mit jenem Haufen Assad,
Sieben streckt er nieder; aber endlich
Uebermannt ihn ihre Zahl, ein neuer
Schwarm gesellt sich aus der Stadt zu ihnen.
Jetzt gedenkt er, statt des schartigen Säbels
Seiner Füße Schnelligkeit zu prüfen.
Nah' am Thore zog ein schmaler Bergpfad
Steil empor sich, diesen wählt der Jüngling:
Jene folgen, wie dem Wild die Hunde.
Durch die Schergen ward indessen Assur
Nach der Stadt geführt in jenen Kerker,
Den er einst verlassen, als die Magier
Ihn zum Opfer auf der Feuerinsel

Auserſehn. Mit einem Strahl von Hoffnung
Steigt er niederwärts die lange Treppe,
Wiſſend, daß der Bruder ſeines Schickſals
Härte kennt. Es flüchtete Dieſer keuchend
Durch unwegſam rauhe, ſteinige Pfade,
Auf den Ferſen ſtets die Knechte Behrams.
Plötzlich ſieht er einen Steg, geleitet
Ueber'n Bach, der durch die waldige Bergſchlucht
Hell und ſtahlgrün ſich ergoß und rauſchend.
Allzuhaſtig will der Sohn des Harun
Ueberſpringen jene ſchmale Brücke;
Doch er ſtrauchelt, und ein eiliger Fehltritt
Stürzt hinunter ihn; es führt der Bach ihn
Raſch hinweg mit angeſchwollnen Waſſern.
Als die Häſcher ihn hinabgeſtürzt ſehn,
Jubeln laut ſie auf, der Vordere ruft es
Seinem Hintermann, und alle kehren
Nach der Stadt zurück, geſtillt die Rache.
Doch das Schickſal wollte nicht den frühen
Untergang des mutigen Abbaſſiden.
Lang beſinnungslos im Wellenſtrudel
Fortgewälzt, erwacht zuletzt der Jüngling,
Und geneſ't von ſeinem Traum. Was ſieht er
Als das Aug' er halb im Taumel aufſchlägt?
Nicht das Waldgebirg erkennt er wieder,
Das er kaum verlaſſen, nein — verwundert
Sieht er mitten in einem großen Saal ſich,
Alterthümlich ausgeſchmückt. Das Rätſel
Löſ't ſich endlich. Eine Badehalle
War's, geziert mit einem Marmorbecken:
In das Becken goß von außenher ſich
Jener Bach durch eine Maueröffnung,
Stets mit friſcher Flut die ſchöne Muſchel
Füllend, während durch die Gegenwand er
Wieder plätſchernd und gediegen abfloß.

Kaum gewahrte dieß Mohadi's Enkel,
Als sich aufthut eine Thür des Saales;
Auf die Schwelle tritt ein halb verschleiert
Blühend Weib von königlichem Wuchse.
Wär's Melinda, denkt im Geist der Jüngling,
Die vielleicht in ihren Feenpallast mich
Hergezaubert? Nicht Melinda war es,
Nein — es war die schöne Diwisade!
Ihres Gatten Angesicht mit einem
Lauten Ach erkennet Abdorrachman's
Holde Tochter, ihr entgegen stürzt sich
Athemlos und freudetrunken Assad.

Als des Willkomms erster Drang gestillt war,
Ruft die Fürstin ihren Frau'n und Wächtern,
Deren Schweigen Gold verbürgt; die Tafel
Wird bereitet im Gemach, Gewänder
Läßt sie reichen, ja, mit eignen Händen
Schmückt sie selbst den langentbehrten Liebling.
Füllt dem Freund den langentbehrten Becher.
Welch ein Zauber, ruft der Abbasside,
Hat sich hier begeben? Welches Wunder
Führt hieher dich, vielgeliebte Gattin?
Ihm erwiedert Diwisade: Welches
Wunder, Assad, muß zuerst ich fragen,
Führte dich hieher? Du weilst in einem
Festen Schlosse Schehriars, wohin mich
Jener Mörder meines Stamms verbannte.

Nun erzählt ihr auch der Sohn des Harun
Seiner Abenteuer lange Kette:
Doch, beschließt er, selbst an deinem Busen
Darf ich jetzt nicht ruh'n, o Diwisade!
Denn vor Allem gilt es, meinen Bruder
Aus den Klau'n des Wüterichs zu retten.

Angstbekümmert (dieß versetzt die Holde)
Lass' ich ziehn dich; doch entgegenstellen
Darf ich nichts, du folgst dem reinsten Triebe!
Hör' indessen meinen Rat! Die Schätze,
Die du aus dem Thal der Diamanten
Mitgeführt, erheben dich zum reichsten
Mann der Erde. Dir gelingen möcht' es,
Schnell ein Heer zu werben, um die Herrschaft
Schehriars im Waffendrang zu stürzen;
Doch bedenke, daß indessen Assur
Leicht ein Opfer fallen kann dem Wütrich!
Lieber schlage drum des Friedens Weg ein:
Um zu bluten auf der Feuerinsel
Ward erlesen dein gefangener Bruder;
Doch den König hat er nie beleidigt,
Keinen Groll hegt gegen ihn der König.
Wenn du Diesem, wär' es nur ein Drittheil
Deiner Diamanten beutst, so wird er
Statt des Lösegelds ein solches Kleinod
Gern empfangen für den Abbassiden.

So die Fürstin. Ihr gehorcht der Jüngling;
Dieser Weg erscheint auch ihm der klügste.
Unbekannt war's Diwisaden, wie es
Unbekannt geblieben war dem Assad,
Daß der Führer jenes Zugs am Stadtthor,
Den im Kampf er niederstreckte, Behram
War gewesen, Schehriars Erzeugter,
Ja, der eigene Nebenbuhler Assads.

Drauf in Kaufmannstracht am nächsten Morgen
Eilt der Jüngling nach der Stadt. In kurzer
Tage Frist gelingt bei Schehriar ihm
Offener Zutritt. Sich zur Erde beugend,
Reicht er fünf der größten Diamanten

Als Geschenke dar dem gierigen Herrscher.
Solch unschätzbar hohen Schatz betrachtend
Staunet lange Schehriar: O Fremdling,
Spricht er endlich, jede königliche
Gnade sei für dieß Geschenk gewährt dir!
Ihm erwiedert Assad: Nichts erbitt' ich,
Nichts, als Eines deiner Sklaven Freiheit,
Eines Jünglings, der dem Feuerdienste
Ward bestimmt zum Opfer. Drauf der König:
Nichts, fürwahr, für solchen Schatz erflehst du!
Nimm der Sklaven Wen du willst, es finden
Meine Priester leicht ein neues Opfer;
Ja, gefällt dir's, nimm die Knaben alle,
Die zur Zeit in meinem Kerker schmachten,
Wär' es selbst der kaum zurückgeführte
Sohn des Harun Alraschid in Bagdad!

Dieß gesagt, entläßt er ihn. Mit frohem
Schlag des Herzens eilt von dannen Assad;
Aber, auf der Schwelle schon, gewahrt ihn
Jener Schergen Einer, die dem Behram
Nach dem Schiff gefolgt; in's Auge faßt er
Scharf den Jüngling, starret immer wieder
Ihm in's Aug' und ruft zuletzt, die Thür ihm
Weigernd, gegen Schehriar die Worte:
Dieß, o Herr, ist deines Sohnes Mörder!

Racheschnaubend springt empor der König,
Seines Hofs Trabanten übergiebt er,
Wut im Blick, den edlen Abbassiden.
Diese schleppen ihn gefesselt mit sich
In's Gefängniß. Finstere Plane brütet
Schehriar und überlegt Vergeltung.

Doch wir wenden nach Amin zurück uns,
Welcher weit indeß umhergepilgert,

Stets umsonst der schönen Heliodora
Spur verfolgend und die Spur des Räubers.
Endlich langt er an im Lande Kaschmir:
Dort, gesellend einem Wandersmann sich,
Kündet dieser ihm verbürgte Sage:
Eine Jungfrau sei im Reich erschienen,
Wundervoll, auf einem Flügelpferde.
Sie begrüßt, empfangen habe Kaschmirs
Greiser Sultan; doch in Lieb' entzündet,
Seine Hand geboten ihr und Krone;
Doch sie habe stets sich ihm geweigert,
Ja, sie sei zuletzt in tiefe Schwermut,
Die dem Wahnsinn ähnlich war, versunken,
Sei's Verstellung oder wahre Krankheit.
Seine klügsten Aerzte habe Kaschmirs
Greiser Sultan aufgefordert, keinem
Sei gelungen jenes Uebels Heilung.
Hohe Preise habe dann der Sultan
Dem gesetzt, durch dessen Kunst der Jungfrau
Gram genese. Dieß erzählt dem Prinzen
Jener Pilger. Mächtig fühlt Amin sich
Aufgeregt im Geist; er eilt zur Hauptstadt.
Sinnend, wie er seine Heliodora
Mög' erlösen aus tyrannischer Willkür,
Schwillt das bange Herz so sorgenvoll ihm:
Gleich dem Dichter, der ein hohes Werk sich
Ausgedacht in seinem Geist, und welchem,
Bis vollendet er's in That und Worten,
Füllt erhabene Bangigkeit die Seele.

Vor den Sultan läßt der Abbasside
Sich geleiten, dann gebückt beginnt er:
Ein arabischer Arzt, gewaltiger Herrscher!
Steht vor dir; ich hörte dein erlauchtes
Aufgebot, und biete meine Kenntniß,

Meine Dienste gern dir an. Zur Fürstin
Führe mich, und sei gewiß der Heilung!
Gnädig neigt sich ihm der greise Sultan,
Dann befiehlt er seinen Sklaven, Zutritt
Ihm zu gönnen bei der edlen Jungfrau.
Aber ehe noch Amin zu ihr eilt,
Sendet erst er einen Brief, erflehend
Ihr Vertrau'n vor Allem, baldige Rettung
Ihr verheißend und zugleich betheurend,
Bei'm Verrat des tückischen Mohren jedes
Fernen Antheils frei zu sein und schuldlos.
Drauf begleiten ihn zur holden Fürstin
Jene Sklaven, die sich rasch entfernen.
Welch ein Wiedersehn, o Heliodora,
Ruft er aus, ich wähnte dich zu retten,
Ach, und stürzte tief dich in's Verderben!
Land und Länder hab' ich durchgewandert,
Deinen Aufenthalt umsonst erforschend.
Doch getrost! Mit kluger List gedenk' ich
Dich zu entreißen dieser Haft und ewig
Bleib' ich dein und deinem Dienst gewidmet!

Ihm versetzt die schöne Heliodora:
Wohl erscheinst du mir ein guter Engel,
Sohn des Harun Alraschid, und Keinem
Möcht' ich williger danken meine Freiheit.
Doch Gefangenschaft und bittere Leiden
Führten manches Bild an mir vorüber,
Dessen streng Gepräge tiefer Ernst ist.
Dein gedacht' ich; was ich dachte, laß es
Ohne Hehl mich, ohne Scheu verkünden!
Alles trennt uns! Nicht der Menschen Urtheil
Ist's allein und nicht die Form des Betens,
Nein, des Geistes innere, tiefste Hoffnung.
Soll ich auch des Vaterlands erwähnen,

Soll erwähnen, wie das Schwert Muhammeds
Stets verderblich war dem Stamm der Meinen?
Ja, wie Harun einst in frühster Jugend
Schon bekriegt die Kaiserin Irene?
Doch du fühlst es selbst, daß unsre Trennung
Unabweisbar ist, Amin, und ewig!
Nicht Besitz ist Alles, auch Entsagen
Schwellt das Herz mit einem edlen Hochmut.
Rasch von hinnen flieht der Tag des Menschen,
Eine kurze Spanne; dem vergeht er,
Der geschwelgt in eitler Lust, wie Jenem,
Der entsagt. Der Tod erwartet Alle. —
Auf des Libanons erhabnem Gipfel
Liegt ein Kloster, das für heilige Jungfrau'n
Einst ein Cäsar Griechenlands gegründet.
Wenn, o Freund, es dir gelingt, aus dieser
Haft zu führen mich, so leite dorthin
Meinen Gang! Dieß bittet Heliodora.

Ihr versetzt Amin: Ich ehre jedes
Wort von dir wie ein Gebot des Himmels.
Nicht geringer will ich scheinen, als es
Dein Vertrau'n erheischt, und jede Zähre,
Die an meiner Wimper hängt, verläugn' ich.
Was von dir mich scheidet (mich bekennen
Laß es offen), nicht begründet fühl' ich's
Durch die wahre Wesenheit der Dinge;
Aber Formen schmieden solche Ketten
Oft zusammen, daß des Menschen Vorwitz
Ungestraft sie nicht zerreißt. — Vor Allem
Werde meine Sorge, dich zu retten!

So enteilt er. Tiefe Qual im Busen,
Doch Besonnenheit in seine Seele
Durch des Geistes Kraft erzwingend, tritt er

Vor den Sultan: Nicht ein leiblich Uebel,
Hebt er an, o Herr, bedrängt die Jungfrau,
Nein — Bezaubrung ist es, die sie peinigt.
Jener Flügelrappe, der sie hertrug,
Ist das Werkstück eines Hexenmeisters:
Durch das Pferd nur kann es uns gelingen,
Sie vom Bann zu lösen, der sie fesselt.
Laß in deinen Hof sogleich den Rappen
Führen, laß besteigen ihn die Jungfrau;
Dann versprech' ich, durch Magie den Zauber
Ueberwindend aufzulösen. — Schleunig
Läßt das Pferd in's Freie ziehn der Sultan,
Heliodora wird herbeigerufen,
Und es hebt Amin sie auf den Sattel.
Nun vergönne, ruft er aus, o Sultan,
Daß ich meine Wunderkunst erprobe,
Magische Räucherung beschwörend streue!

Augenblicklich auf ein Kohlenbecken,
Das er hält in Händen, wirft er Weihrauch;
Rings umgeht er so das Pferd, und als es
Völlig unsichtbar verhüllt in Dampf war,
Springt er auf die Gruppe, giebt das Zeichen,
Und es fliegt in alle Höhn der Rappe.
Offenen Mundes starrt der greise Sultan;
Aber Jene waren längst verschwunden.

Erst am Libanon und zwischen alte
Cedernhaine, wo das Frauenkloster
Friedlich ragte, senkt den Gaul der Jüngling.
Nach dem Vorhof führt er Heliodoren,
Klopft, und fleht die Pförtnerin, des Klosters
Abbatissin ihm hervorzurufen.
Zwar erschrickt die Nonne vor dem hohen
Saracenen; doch gehorcht sie. Wartet,

Hebt sie an, in diesem Hof indessen;
Wann die Vesper ausgesungen, werd' ich
Euern Wunsch der Abbatissin melden.

Dieß gesagt, enteilt die Nonne. Bebend
Steht Amin und bebend Heliodora,
Ganz die Seele voll vom Schmerz des Abschieds.
Eine Kette nimmt vom Hals die Jungfrau,
Die ein Goldschmied aus Byzanz mit edlem,
Reichen Bildwerk schön verziert, und diese
Reicht sie dar dem würdigen Freunde, schweigend,
Keines Wortes mächtig; Jener flicht sie,
Feuchten Blicks, um seinen prächtigen Turban.
Dann beginnt er: Nicht ein bloß Geschenk sei
Diese Kette, nein — sie werd' ein Pfand mir!
Wenn in Bagdad meiner Väter Sitz ich
Einst besteige, mahne mich an meine
Schönste Pflicht dieß Unterpfand; ich führe
Dich zurück auf deinen Thron, entsagend
Jedem Lohn, du gabst den Lohn voraus mir!
Ja, und wenn du diese stille Freistatt
Lieber solltest, als Byzanz, bewohnen,
Deines Rechtes seist du nicht verlustig,
Nicht als Flüchtige sollst du hier genannt sein! —
Nun zum letzten Mal, o Heliodora,
Lebe wohl! — So spricht Mohadi's Enkel.

Lebe wohl, versetzte Heliodora.
Seine dargebotene Hand mit leisem
Druck berührend, trat sie scheidend rückwärts.
Auf der Schwelle stand der Abbatissin
Strenge Form; sie winkte. Beide Frauen
Waren bald verschwunden. Auf den Rappen
Steigt Amin, und jener schwingt empor sich.

Neunter Gesang.

Durch die Magierstadt indessen wälzte
Sich Tumult und nach dem Haven drängt sich
Alles Volk. Man sieht mit ausgespannten,
Vollen Segeln nahn sich eine Flotte.
Bald an's Land in einer leichten Barke
Steigt ein Herold; dieser heischt, dem König
Vorgeführt zu sein, und augenblicklich
Vor den König führen ihn Trabanten.
Drauf zu Schehriar beginnt der Fremdling:
Mächtiger Herrscher, der du diese Reiche
Durch Gewalt erobert, dir entbietet
Ihren Gruß die Königin Selmira,
Die sich gürtet mit dem Schwert Muhammeds.
Dir gebeut sie, dieses Land vom schnöden
Feuergötzendienste rein zu waschen,
Wieder aufzubau'n Moscheen und Thürme,
Und die Gläubigen zum Gebete fünfmal
Jeden Tag zu rufen. Deiner Krone
Dir nur angemaßten Reif bestelt sie
Auf das Haubt der Tochter Abdorrachman's,
Deren Eigenthum er ist, zu setzen.
Doch vor Allem dieses Eine heischt sie:
Wenn vielleicht in dieser Stadt, von deiner
Bösen List umgarnt, verweilt der jüngste
Sohn des Harun, der der Sohn Mohadi's,
Sollst du sonder Zögerung den Jüngling
Meinen Händen übergeben. Gnade
Mag dir dann vielleicht ein Wink verheißen;
Doch, versagst du dich gerechter Fodrung,
Wird sie dich zerstören, ihre Pflugschar
Führen über diese Stadt, und ackern
Auf den Trümmern deiner falschen Herrschaft!

Nicht vergeblich droht sie dir: an's Fenster
Komm, es weht in diesen Wimpeln allen
Dir der Zorn der Königin entgegen!
Hier beschützen dich allein Trabanten,
Feige Söldner, denn es haßt das Volk dich;
Dieß bedenk' und weigere nicht Gehorsam!

Stolzen Blicks erwidert Schehriar ihm,
Rasch den Säbel aus der Scheide reißend:
Melde deiner Königin, wie glänzend
Diese Waffe sei, wie frei von Rost noch.
Mag sie landen, wenn es ihr gelüstet;
Aber nie mehr wird sie dann im Schatten
Ihrer Palmenhaine weichlich wandeln!
Nicht Moscheen und Thürme, Gräber wollen
Bau'n wir ihr und allen ihren Sklaven.

So der König, der den Feind entlassend
Rasch zu Pferd steigt. Mit verhängtem Zügel
Jagt er durch die Stadt, um seine Söldner
Einzusammeln. Auf des eignen Pallasts
Flaches Dach indessen läßt die beiden
Abbassiden wohlbewacht er führen,
Wohlgefesselt: Sollten je, gedenkt er,
Sieg erfechten hier die Mosleminen,
Möge Harun Alraschid in Bagdad
Durch der eignen Söhne schmählich Ende
Seines gläubigen Volks Triumph bezahlen!

Unterdessen wehte hoch und stattlich
Längs der Rhede schon Selmira's Flagge:
Durch den günstigen Wind getrieben, drängte
Schiff an Schiff sich, folgend eins dem andern,
Um die Wette steuernd. Also folgen
Auf der Rennbahn oft sich edle Rosse

Pfeilgerade, wenn sie losgelassen
Nebenbuhlerisch den Preis erjagen.

Kaum der Landung widersetzt das Volk sich,
Schehriar, der seine Mannen anführt,
Reiht sie außerhalb des Thors in Ordnung;
Doch den Schiffen fort und fort entsteigen
Immer neue Krieger, nach der Stadt zu
Drängt das Heer der Königin den König.
Wie die See, wenn sturmbewegt sie brandet,
Stets mit schäumiger Flut die Felsengrotten
Füllt am Ufer, aber immer wieder
Weichend abfließt; so mit stetem Andrang
Führte Schehriar voran die Seinen;
Aber immer ward zurückgestoßen
Seine Schaar, und selbst die Mauern schützen
Länger nicht ihn, hinter die zuletzt er
Sich verbirgt. Es dringt der Feind gewaltig
Durch das Thor ihm nach. In allen Gassen
Wütet bald der laute Kampf. Selmira
Zieht den Ihrigen selbst voran, und eine
Tapfere Jünglingsschaar umgibt sie, schwenkend
Ueber'm Haubt ihr wehende bunte Fahnen.
Als der König bis zum eignen Pallast
Sich zurückgetrieben sieht, besetzt er
Alle Thore mit dem Rest der Seinen;
Doch er selbst besteigt das Dach, wo Assad
Bei dem Bruder stand. Von schweren Ketten
Waren beide zwar belastet; dennoch
Voll von Hoffnung folgten ihre Blicke,
Nach der Stadt hinabgewandt, dem Ausgang
Jenes Kampfs. Doch Schehriar, mit bitterm
Hohn im Angesicht, erscheint vor ihnen:
Junge Thoren, ruft er aus, bejubelt
Nicht zu zeitig meine Niederlage,

Die beschleuniget euren Tod wie meinen.
Freudig unterwerf' ich mich dem Schicksal,
Wenn ich denke, daß der Freund Selmira's,
Daß der Mörder meines Sohns zugleich fällt.

Drauf zum Rand des Daches, das mit schönem
Steingeländer war umgeben, tritt er:
Blick' empor, o Königin der Palmen,
Laß die Banner über deinem Haubte
Sich zertheilen, um das prächtige Schauspiel
Nicht zu missen, das ich vorbereite!
Schehriar, dein überwundener Feind, will
Deinen Sieg mit seinem Tod besiegeln;
Aber ehe dieser Speer (du siehst ihn)
Meinen Busen spaltet, erst erproben
Seine Schärfe will ich hier an beiden
Söhnen Harun Alraschid's, Beherrschers
Aller Gläubigen aus dem Stamm des Abbas.
Doch getrost, o Königin! Sobald ich
Ihre Leichen dir hinabgeworfen,
Stoß' ich selbst in meine Brust die Lanze.

So der finstere Schehriar. Verzweiflung
Faßt das Herz der Königin Selmira:
Lebewohl zurufen sich die Brüder.
Aber als die gute Fee Melinda
Schon das edle Paar anheimgefallen
Sieht dem sichern Untergang, erbarmt sich
Ihre milde Seele. Schleunig läßt sie
Einen Falken fliegen. Dieser Falke
Richtet nach dem Libanon den raschen
Zauberflug, wo eben Prinz Amin sich
Durch den Aether wiegte. Mit dem Schnabel
Raubt der Vogel ihm den prächtigen Turban,
Den er weit entführt in Blitzeseile;

Doch es folgt in gleicher Hast der Jüngling
Angstbekümmert auf dem Flügelrappen,
Denn der schönen Heliodora goldne
Kette war gewunden um den Turban.
Nach der Magierstadt enteilt der Vogel,
Auf dem Dach von Schehriars Pallaste
Läßt er fallen seinen Raub, wie eben
Schon den Spieß erhub der greise König,
Nach der Brust der Abbassiden zielend.
Mit Entsetzen sieht Amin gebunden
Seine Brüder stehn, er sieht den Wütrich
Im Begriff des Mords. Ein Stein, geworfen
Durch die Schleuder eines Knaben, donnert
Nicht so schnell zu Boden, als herunter
Fährt Amin auf seinem Flügelrosse.
Drauf, mit Einem Hieb zerhaut des Königs
Schädel zornentbrannt der mutige Jüngling.

Schon entfliehen Schehriars Trabanten,
Eingeschüchtert durch ein solches Wunder,
Lauter Beifall schon ertönt von unten
Aus dem Heer der Königin, die Brüder
Halten schon frohlockend sich umschlungen.
Doch sie steigen schnell herab, in Ehrfurcht
Ihre Kniee vor Selmira beugend,
Welche friedlich nun die stolzen Fahnen
Senken läßt. — Im feierlichen Zuge
Nach dem Schloß, wo Diwisade haus'te,
Ziehn des Magiervolkes Abgesandte,
Ihr des Herrscherthums Symbol, die Krone,
Darzubieten. Prinz Amin geleitet
Selbst den Zug; vor ihnen schwang sich Assad
Auf das Flügelroß, der theuern Gattin
Diese Botschaft anzukündigen. Assur
Und Selmira weilen unterdessen

Im Pallast, Gespräche süßen Inhalts
Fröhlich wechselnd. Mehr als Einmal dank' ich
Dir das Leben, ruft der Sohn des Harun,
Möcht' ich einst dir jenes Glück verdanken,
Ohne welches selbst das reichste Dasein
Leer und drückend uns erscheint, und spurlos
Geht vorüber. Schelten möchte Harun
Meine jugendliche Flucht, wofern ich
Nichts gewann, als lange Schmach und Leiden.
Preisen wird er meinen Bruder Assad,
Der am Arm der schönen Königstochter
Wieder heimkehrt an's Gestad' des Tigris!

Ihm versetzt die Königin Selmira:
Nicht verdankst du mir das Leben, meinem
Willen weigerte stets Erfolg das Schicksal;
Aber gerne würde dich als Gastfreund
Noch einmal die Palmenstadt begrüßen,
Selbst als König — wenn du willst — und soll ich
Wählen einen Vater mir, so sei es
Harun Alraschid, Kalif in Bagdad!

Dankend sinkt zu ihren Füßen Assur;
Bald erscheinen seine Brüder, ihnen
Folgt die königliche Diwisade,
Auf dem Haubt ein Diadem. Es grüßen
Beide Frau'n sich liebevoll, und Assur
Zeigt dem Volk als seine Braut Selmira.

Doch Amin beginnt: O theure Brüder!
Mögt genießen ihr des Glücks der Liebe;
Morgen aber laßt der Kindespflicht uns
Weih'n den Tag! Wiewohl zu Drei'n, es wird uns
Tragen leicht der Hippogryph nach Bagdad.
Uns im feierlichen Zuge mögen
Dann die Frau'n gemach in Sänften folgen.

So geschah's. — Und als der Abend thaute,
Sehn die Brüder sich am Thore Bagdads,
Steigen ab und wandeln längs des Flusses
Zum Pallast. Ihr Auge ward indessen
Angezogen durch ein heiteres Schauspiel:
Auf dem Tigris schwamm, mit seidnen Wimpeln,
Schön vergoldet eine prächtige Gondel;
Perlgestickte, reiche Teppiche hingen
Vom Verdeck herab, und tausend Fackeln
Wurden rings von Sklavenhand geschwungen:
Zimbeln tönten und Gesang im Innern.
Vorn am Kiele stand ein bunter Herold,
Dieser rief: Ihr Gläubigen, beugt die Kniee
Vor'm Kalifen aller Welt und Bagdads!

Froh vernehmen dieß die Söhne Haruns,
Einen Fischerkahn sogleich besteigend,
Der sie nach der Gondel führt. Sie werden
Eingelassen: aber welch Erstaunen
Faßt die Fürsten, die anstatt des Vaters
Einen Fremden sehn! Ein schlanker Jüngling,
Als Kalif mit allen Würdezeichen,
Tritt gelassen ihrem Gruß entgegen:
Prinz Alasnam war's, der Sohn Abdalla's.

Doch vernehmt indessen, welches Schicksal
Ihm zu Theil ward, seit dem alten Derwisch
Uebergab er seine Braut Amine:
Nicht die Habsucht, nein — es treibt Verzweiflung
Ihn hinunter in der Pyramide
Tiefen Schlund, sobald der zweite Morgen
Stieg empor. Das ihm verheißene Kleinod
Sucht er nicht, er sucht den Tod: Begraben,
Ruft er schmerzlich, mag der Geisterkönig
Meine Leiche hier mit ihrer Leiche!

Dieß gesagt, betritt den großen Saal er,
Dessen Spiegelwände mächtig leuchten.
Dort, auf einem Fußgestell von Marmor,
Sieht er stehn das ihm geweihte Bildniß,
Dessen Reichthum allen Erdenreichthum
Ueberbieten soll an Wert. In einen
Flor verhüllt war's: O wie dürftig scheinen
Jetzt die Güter dieser eitlen Welt mir,
Ruft er aus; so wandelbar'm Metall nach
Durfte geizen meines Sinns Verblendung?
Zürnend reißt den Schleier weg der Jüngling;
Doch, o Himmel! Was erblickt er? Lächelnd
Steht vor ihm in ihrer seligen Unschuld
Aller Schätze holder Schatz Amine.
Freundlich reicht ihm ihre Hand das Mädchen,
Die er wonnetrunken faßt, von Wahnsinn
Fast ergriffen, zwischen Schmerz und Jubel.

Drauf an's Tageslicht die Braut geleitend,
Sinkt in Staub er vor dem klugen Derwisch.
Dieser spricht zu ihm: O Sohn Abdalla's,
Sei beglückt und kehre heim! Das eine
Wort, vernimm es noch: Der Geisterkönig
Lebt im Mund des Volks allein, die Schätze
Waren deines Vaters, jener Spiegel
Ist die Schöpfung meiner Kunst; ich wollte
Lehren dich des Lebens beste Güter!

Dankend eilt mit seiner schönen Hälfte
Prinz Alasnam nach dem alten Cairo;
Aber bald vernimmt er, daß von Bagdad
Seinen Großwesir mit einem Heere
Gegen ihn gesandt der Fürst des Glaubens.
Mehr, als Alles, galt es nun, den Vater
Auszusöhnen. Selbst Aminens Rettung

Möchte kaum beschwichtigen billigen Unmut.
Eine List drum sinnt er aus, in Bagdad
Ungehindert und zugleich im Schutze
Seiner Mannen einzudringen. Reichlich
Nimmt er Gold mit sich und einen Haufen
Rüstiger Sklaven; doch vor Allem seine
Holde Gattin. Am Gestad' des Tigris
Läßt er schmücken jenes Schiff, in Bagdad
Selbst bereiten einen prächtigen Pallast,
Dort ein Fest zu feiern, um die Neugier
Harun Alraschids dahinzulocken,
Unter dessen Namen ihm die Einfahrt
Nach der Stadt gelingt. Und also fanden
Ihn die Fürsten. Bald erklärt sich Alles,
Und die Schwester übernimmt Vermittlung.

Wolltet ihr, o Freunde, spricht Alasnam,
Nur für wenige Stunden eures Vaters
Wiedersehn verschieben, wolltet ihr mich
Nach dem Pallast ungesäumt begleiten,
Dann, fürwahr, befürcht' ich nichts; es wird mir,
Bring' ich wieder ihm die langentbehrten,
Ihm zurück die vielgeliebten Kinder,
Gern verzeih'n der milde Sohn Mohadi's:
Solche Pfänder sind die höchste Bürgschaft!

So geschah's; sie landen am Pallaste,
Wo sie hoch im Saal Musik bewillkommt,
Während tausend Candelaber brannten.
Lieblich wanden blühende Tänzerinnen
Ihren Reigen zwischen schöne Knaben
Hand in Hand hindurch mit seltner Anmut.

Doch der nächsten Prunkgemächer eines
Schließt Alasnam auf, wohin er selbst sich

Hinbegiebt, mit ihm die theuern Lieben;
Denn er wußte, daß um diese Stunde
Jeden Abend, sammt dem greisen Mesrur,
Harun Alraschid vorüberginge.
Wenige Zeit verstrich, da wandelte wirklich,
Wie gewohnt er war, der Fürst des Glaubens,
Samt dem greisen Freunde längs des Tigris.
Als das schön erleuchtete Haus er wahrnimmt,
Fragt er, wer ein solches Fest bereite?
Ihm versetzt die Menge: Dieses Fest wird
Vom Kalifen, der in prächtiger Gondel
Eben angelandet ist, gefeiert.

Voll Erstaunen tritt der Sohn Mohadi's
Einen Schritt zurück. Sodann beschließt er,
Nach dem Saal emporzusteigen. Eben
Ließ ein üppiger Chor von Sängerinnen
Dieses Lied zur Laute hold ertönen:
Heil der Schönheit, die dem Erdenbürger
Ganz allein versüßt das flüchtige Dasein!
Alles Andere täuscht das Herz mit eitlen
Leeren Bildern. Ruhm und Gold und Würde
Haben keinen noch beglückt in Wahrheit.
Nur die Schönheit lehrt den Erdenbürger,
Daß das Glück kein bloßer Wunsch und Traum ist,
Nein, zu fassen ist mit beiden Armen!

So das Lied. Es horchte wohlgefällig
Harun Alraschid, und dann beginnt er:
Holde Mädchen! Wer vermag zu sagen,
Wo des Hauses gütiger Wirth verweilet?

Spricht's, und plötzlich zeigt sich ihm Alasnam.
Schaudernd wendet sich der Fürst des Glaubens,
Seine Hand am Schwert. Für Augenblicke

Nur bezähme deinen Zorn, o Harun,
Spricht Alasnam, bis ich Die gefunden,
Deren Fürwort dich vielleicht besänftigt!

Sagt's und öffnet schnell die Thür. An ihres
Zärtlichen Vaters Busen sinkt Amine,
Sinkt Amin und neben Assur Assad.
Ueberwältiget vom Gefühl der Wehmut,
Lange sprachlos, drückt die holden Kinder
Fest an's Herz der überraschte Harun.
Arm in Arm, Erzeuger, Söhne, Tochter,
Weinten laut die edeln Abbassiden;
Dann beginnt zuletzt der Fürst des Glaubens:

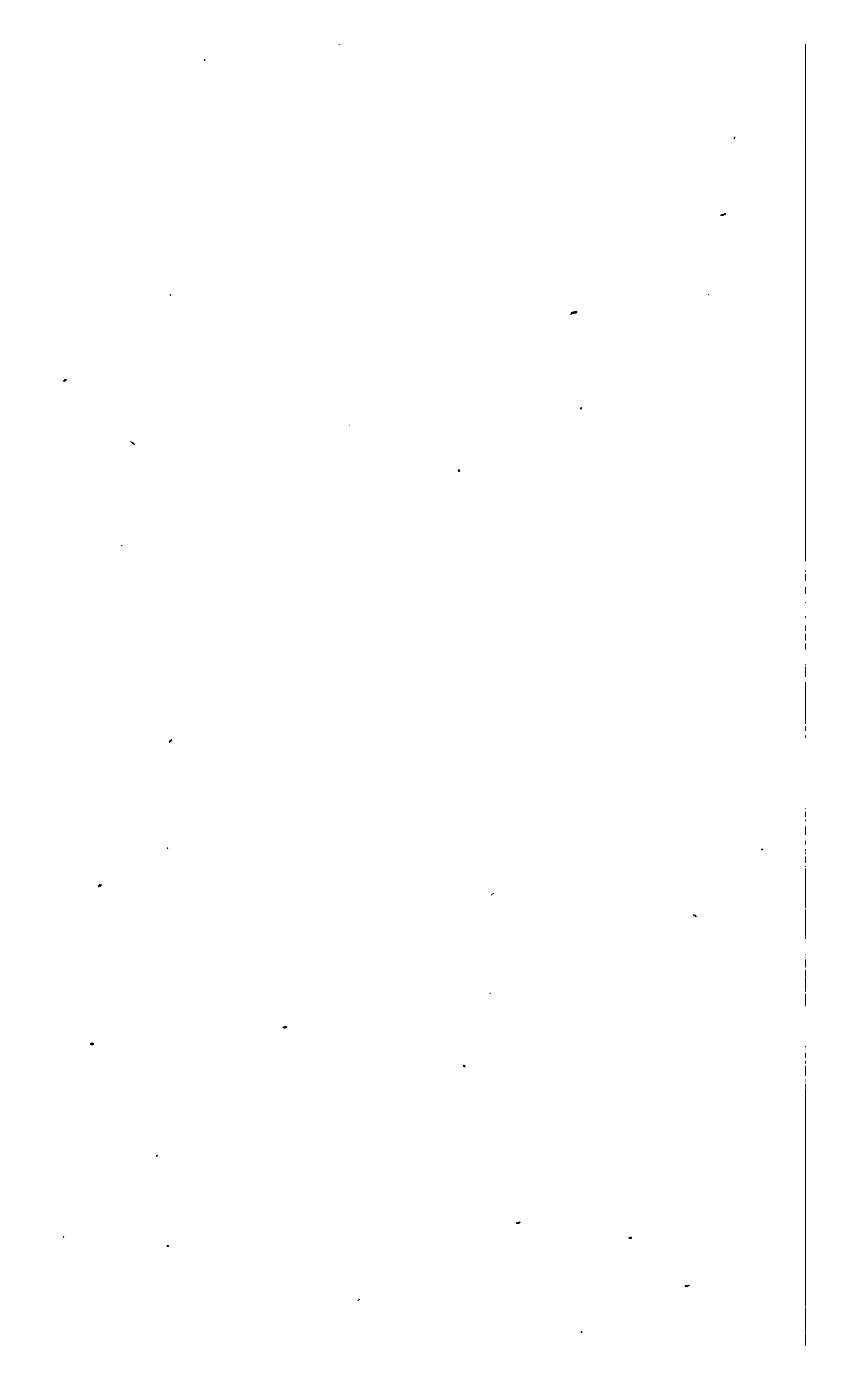
Sohn Abdalla's, meines Busenfreundes!
Mit dem Geber solcher Gaben darf ich
Nicht zu rechten mich erkühnen! Was auch
Leichter Sinn und Unbedacht verbrochen,
Sei bedeckt vom Schleier zarter Liebe!
Hin und her bewegt vom Sturm des Schicksals,
Zeigt der Mensch uns bald die schönere Seite,
Bald die schlimmere, wie die Malereien
Auf dem Wimpel eines Schiffs. Im Leben
Ist Vergessen nicht die letzte Tugend.

So der Abbasside. Freudig drängen
Seine Söhne sich um ihn, erzählend
Wechselseits der allzulangen Irrfahrt
Mißgeschick und ihr vergnügtes Ende. —
Wenn ein Fürst hienieden je beglückt war,
War es Harun Alraschid in Bagdad.

Rosensohn.

Märchen.

1813.



Erstes Kapitel.

Das Königreich Talmyris beherrschte einmal ein gar weiser und trefflicher König, Pherias mit Namen, welcher sich bald nach seiner Thronbesteigung mit dem schönsten Fräulein im Lande vermälte. Aber die schöne Gyrmantis, so hieß die Königin, verlor allzufrüh ihren Gemal und ihr neugeborenes Söhnlein. Sie übergab daher die Regierung des Landes ihrem Bruder, und entzog sich allen Freuden der Welt, indem sie sich auf ein einsames Schloß begab, das in einem dichten Walde lag, um dort ihren Gatten würdig zu betrauern. Sie war noch nicht lang auf dieser Burg angelangt, als sie eines Abends an ihrer Thüre klopfen hörte, und als sie „herein" rief, da kam ein Zwerglein auf sie zu, im blauen Gewand, und machte ihr gar freundlich seinen Knix. Es bat sie, nicht vor ihm zu erschrecken, und ihm ein Nachtlager in ihrem Hause zu vergönnen, da es sich verspätet hätte, und nicht mehr zu seiner Hütte gelangen könnte. Gyrmantis gewährte es ihm gern, und des andern Morgens zog das Zwerglein wieder weiter, nachdem es der Königin seinen Dank in gar zierlichen Worten gesagt hatte. Nach dieser Zeit kam der Zwerg öfters wieder, und brachte ihr manchmal Blumen, manchmal schöne Erdbeeren mit, die er im Walde gesammelt hatte. Zuweilen sang er ihr ein Lied aus der alten Zeit, und mit Vergnügen hing sie an seinen Lippen. Sie erfreute sich auch, Jemand gefunden zu haben, mit dem sie von ihrem Gemal reden konnte, denn das Zwerglein hörte ihr aufmerksam

zu, und ward gerührt von ihrer Treue gegen den König, den es, seiner Aussage nach, wohl gekannt hatte. „Ach,“ sagte die Königin öfters, „wie gerne wollt' ich es verschmerzen, wenn mein Gemal in meinen Armen gestorben wäre; aber so ist er plötzlich verschwunden, und Niemand weiß wohin? Aber da er nie wieder kam, wird ihn wohl ein Unfall betroffen haben.“ Das Zwerglein sprach ihr Trost ein, und meinte, ihr Gemal könnte doch vielleicht noch am Leben sein, und wieder zu ihr zurückkehren. Gyrmantis malte sich diese Hoffnung in einsamen Stunden weit aus, das Zwerglein aber gewann sie täglich lieber, so häßlich es auch war, weil es ihre Lieblingsträume zu unterhalten wußte. So oft es wegging, gab sie ihm ihre Hand, die es gar zierlich an seinen Mund führte, und dann mit einem Knix davon trippelte. So setzte es sich bald in ihrer Gunst fest.

Zweites Kapitel.

Einstmals hatte die Königin den ganzen Tag auf ihren kleinen Gesellschafter gewartet, als er spät Abends plötzlich hereinstürzte, eine Rosenknospe in der Hand, die er, trotz seiner Eile, sehr sorgfältig zu tragen schien. „Hier nehmt, schöne Frau,“ sagte er, indem er ihr die Knospe überreichte, „wahrt sie gut, gebt ihr täglich zweimal frisches Wasser, sie wird der Trost eures Alters sein. Lebt wohl! Meine Feinde verfolgen mich. Laßt euch ja die Rose nicht abnehmen. Wenn sie verwelkt ist, aber nicht eher, öffnet diesen Brief, den ich euch hier gebe. Lebt wohl!“

Darauf stürzte er eilig fort, und ließ die Königin ganz erstaunt in ihrem Gemache zurück. Sie hielt die Knospe noch betrachtend in der Hand, als eine ganze Schaar von Zwergen hereinkam, wovon Einer fragte: „Habt ihr nicht einen miß-

gestalteten Zwerg hier gesehen, der seit lange schon in diesem Walde herumspukt." „Jetzt seh' ich ihrer wohl zwanzig!" erwiederte die Fürstin, ganz entrüstet über die dreisten Figuren. „Ei, seht doch," sagte ein anderer, „da hält sie ja die Rosenknospe in der Hand, um derentwillen wir ausgeschickt sind. Gebt sie her, schöne Frau, es soll euch kein Leid geschehen, es ist für unsre mächtige Gebieterin." „Diese Rose ist aus meinem eigenen Garten," antwortete Gyrmantis, „und ihr sollt sie nimmermehr erhalten. Was aber eure Gebieterin betrifft, so will ich nichts mit ihr zu schaffen haben."

Da drangen denn die Zwerge auf sie ein, um ihr mit Gewalt wegzunehmen, was sie nicht gutwillig lassen wollte; sie aber nahm ihren Fächer, und schlug sie damit so derb auf die Köpfe, daß einer nach dem andern sich ganz höflich zur Thüre hinaus begab. Die Königin war hoch erfreut, sie los zu sein. Am Brünnlein aber schöpfte sie Wasser in einem Krystallbecher, und setzte die Knospe hinein, die nach und nach sich zu entfalten anfing. Da trat eines Abends eine Alte herein, grüßte, und da sie das halbgeöffnete Röslein sah, sagte sie: „O gebt mir doch das züchtige Röslein dort im Winkel, meine Enkelin hält morgen Hochzeit, und da muß ich ihr doch eine Rose in den Kranz flechten. Sie sind in allen Gärten schon abgeblüht; diese ist die einzige, die noch übrig ist. Wollt ihr sie mir geben? Seht, diesen Beutel eitel Gold sollt ihr dafür bekommen." Die Königin aber ließ sie kaum gewähren, und erwiederte: „Ihr macht es gar zu plump, Alte, als daß ihr etwas erhalten solltet. Geht nur wieder, woher ihr gekommen seid. Wenn aber eure Enkelin ohne Rose nicht Hochzeit machen kann, so soll sie warten bis zum nächsten Frühling, wo sie einen ganzen Kranz von Rosen flechten mag." Aus den Augen der Alten aber funkelte der Zorn, und heftig drohend und scheltend verließ sie die Stube.

Drittes Kapitel.

Gyrmantis sah täglich die Rose sich mehr entfalten; als sie aber eines Morgens aufstand, war sie ganz offen, und wie sie näher hinzutrat, siehe, da lag ein holdseliges Knäblein in der Mitte. Wie sie es aber herausnahm, und auf ihren Armen wiegte, da war es fast schon größer, als ein neugebornes Kind. Die Blätter aber der Rose fielen schnell ab, und nur der Stengel blieb im Wasser stehn. Da gedachte sie des Briefes, den ihr der Zwerg gegeben hatte; sie legte den Knaben auf's Bett, und las: „Den Knaben, der aus dieser Rose entstehen wird, den ziehet groß, und wahret ihn wohl. Wenn er aber achtzehn Jahre zurückgelegt hat, dann laßt ihn die Rüstung anziehn, die in euerm Garten unter der großen Linde vergraben ist; sie wird ihn durch ihre Wunderkraft zu einem tapfern Ritter machen. Dann laßt ihn ausziehn, um sich die Braut zu suchen, die ihm bestimmt ist. Damit er aber erkenne, welche ihm bestimmt sei, so höret, was ihr zu thun habt. Wenn ihr ihn wegziehn heißt aus eurer Wohnung, so gebt ihm den abgedorrten Stengel der Rose mit, aus der er entsprossen ist. Er soll ihn wohl bewahren, denn er wird ihm behülflich sein in allerlei Notfall. So er aber diejenige nun sieht, die er lieb hat, und die ihm ihre holdselige Hand will geben, so mög' er ihr den Stengel überreichen. Wenn sie ihn berührt hat, und es sproßt eine Rose aus ihm hervor, so ist es die Jungfrau, die er ehelichen soll. Geht aber damit keine Veränderung vor sich, so soll er fliehen, und niemals wiedersehen die Geliebte seines Herzens. Diesen Knaben aber möget ihr Rosensohn nennen, denn dieser Name ziemt ihm mit Recht. Lebet wohl, schöne Frau, und gedenket meiner, den ihr vielleicht nie mehr sehen werdet."

Gyrmantis aber erstaunte nicht wenig, als sie diesen Brief gelesen hatte. Das Zwerglein kam nicht mehr zu ihr, wie es gesagt. Den Knaben aber zog sie groß, und er ward ein schöner Jüngling mit blonden Locken und blauen Augen, gar stattlich

und schlank, wie die Ceder des Waldes. Und als er nun achtzehn Jahre alt war, da gab sie ihm den Brief, und er grub sich die Rüstung aus, und that sie an. Da glaubte Gyrmantis ihren Gemal wieder zu sehen, so stattlich war er. Und er nahm gar zärtlichen Abschied von ihr, und ging mutig seiner Bestimmung entgegen.

Viertes Kapitel.

Nach einer Stunde kam er endlich an das Ende des Waldes, in welchem das Schloß der Gyrmantis gelegen war. Da sah er einen hohen Thurm, der ihm der Aufenthalt von Gefangenen zu sein schien. Bald hörte er auch die Stimme eines Mannes, die ein Klaglied anhub in gar schmerzlichen Tönen.

Da blieb er stehn, und rief: „Wer bist du? Wie lange wohnst du in diesem Kerker?“ „Ich bin unglücklich,“ hörte er erwiedern, „und schon achtzehn Jahre harre ich auf meinen Erlöser!“ „Kann ich dich befreien?“ fragte Rosensohn. „Nein,“ sagte die Stimme, „ein Zauber hält mich hier fest. Aber wer bist du denn, junger Fremdling, der sich meiner so gütig annimmt?“ „Rosensohn nannte mich die Pflegerin meiner Jugend!“ „O sei mir dreimal gesegnet,“ erhielt er zur Antwort, „du bist aus fürstlichem Geblüte, eine Königin hat dich geboren!“ „Ja, die Königin der Blumen!“ erwiederte der Zögling der Gyrmantis: „Eine Rose ist meine Mutter, und ein geheimnißvoller Brief mein ganzes Erbtheil. Er befiehlt mir, eine Braut zu suchen, aber ich bin einsam, im Walde erzogen, und kenne Niemand. Möchtest du mir nicht ein edles Fräulein nennen, das holdselig ist, und auch gut, zu deren Vater ich gehn kann und werben, und erproben ob sie mir bestimmt sei?“

Ohne sich zu besinnen, antwortete der Gefangene: „Wohl kann ich dir ein edles Fräulein nennen, das holdselig ist und

auch gut, und um das du werben kannst, und sehen, ob es dir bestimmt ist. Wandle nur geraden Weges weiter, bis du kommen wirst an die Gränze der Kereolen. Dort laß dir aber den Weg nach der Haubtstadt zeigen, denn der König hat eine Tochter, Lilla genannt, die die schönste ist von allen Prinzessinnen der Erde."

Rosensohn dankte dem Unbekannten, und ging munter vorwärts. Da hörte er den Gesang tönen aus dem Thurme:

O freudenlose
Zaubergewalt!
O Sohn der Rose,
O kehre bald!
Doch wahre den Stengel,
Des Glücks Symbol;
Erlösender Engel,
O lebe wohl!

Fünftes Kapitel.

Da ging er denn weiter geraden Weges, und noch in der Ferne hörte er die Worte:

O Sohn der Rose,
O kehre bald!

Und als er an die Gränze der Kereolen kam, erfragte er den Weg nach der Haubtstadt. Den ganzen Tag ging er fort, und des Nachts schlief er unter einem Olivenbaume. Im Traum aber sah er die Prinzessin Lilla, gar schön anzuschauen, herrlich und voll Liebreiz. Durch ihre Locken war eine Krone geflochten, der Schleier war zurückgeschlagen. Ihre Hand hielt einen Kranz, und ihr Mund lächelte mit unaussprechlicher Anmut. Da raffte sich Rosensohn vom Schlaf auf, voll Sehnsucht, und in der siebenten Stunde des Morgens stand er vor dem Thore der Stadt. Als er aber einen großen Zusammenlauf von Leuten

sah, fragte er nach der Ursache. Und Einer erzählte ihm denn, daß eine Menge Prinzen und Ritter versammelt wären, um um den Besitz der Prinzessin Lilla zu streiten. Da trieb ihn der Mut, auch hinzugehen, und wie er auf den Kampfplatz kam, saß die Prinzessin Lilla auf einem Balkone, gar schön anzuschaun und voll Liebreiz. Durch ihre Locken war eine Krone geflochten, der Schleier war zurückgeschlagen. Ihre Hand hielt einen Kranz, und ihr Mund lächelte mit unaussprechlicher Anmut. Sie war ganz so, wie er sie im Traume gesehen. Bescheidentlich trat er denn auch in die Schranken, und besiegte alle Prinzen und Ritter, und das Auge der Prinzessin ruhte gar züchtiglich auf seiner Gestalt. Und der König sagte zu ihm: „Ihr habt meine Tochter als Ritter erkämpft, ich kann sie euch nicht verweigern, aber geht erst hinauf zu ihr, und fragt sie um ihre Beistimmung.“ Da ging er denn mit klopfendem Herzen hinauf, und als er in den Saal trat, kam ihm die Prinzessin Lilla entgegen, und setzte ihm den Kranz auf. Er aber warf sich zu ihren Füßen, und faßte ihre Lilienhand, die er inbrünstig mit seinen Lippen berührte. Sie hob ihn huldreich auf, und nachdem sie ihre Frauen hatte abtreten lassen, so begann sie mit gar verschämtem Angesicht folgendermaßen:

„Durch die rauhen Waffen des Krieges habt ihr meine Hand gewonnen, und — warum soll ich's verläugnen? — durch die zarten Waffen der Liebe mein Herz. Dennoch darf ich euch noch nicht als Bräutigam begrüßen. Höret, was es damit für eine Bewandtniß hat. Meine Pate ist eine mächtige Fee, die Freundin meiner Mutter. Sie gab mir zum Angebinde eine Stecknadel, die untere Hälfte von Stahl, die obere von Silber, der Knopf aber eitel Gold. Diese Nadel, sagte sie, sei ein kostbarer Talisman, der Wunderkräfte in sich schlösse. Meine Mutter bewahrte sie mir auf; als sie aber eine heftige Krankheit überfiel, und sie ihren Tod herannahen sah, da ließ sie mich vor ihr Bett kommen, und sagte: Hier übergebe ich dir das Kleinod, auf welches die gütige Fee einen so großen Wert legte. Trag es immer bei dir, aber wahre es wohl, und lass' es dir nicht

entreißen. An deinem Hochzeitstage stecke die Nadel an dein Brautkleid, das, sagte die Fee, wird die beste Ehe bewirken. Daher verspreche mir, meine Tochter, nicht Hochzeit zu machen, ohne die Nadel an dein stattliches Brautkleid zu heften. Ich versprach es, und sie starb.

„Ihr seht nun, mein Prinz, wie unmöglich mir es ist, euch meine Hand zu reichen, denn daß ich die Nadel verloren, wird euch der Verfolg meiner Geschichte lehren. Ich meines Theils bildete mir nicht wenig auf das Kleinod ein, von dessen Gebrauch ich noch keinen Begriff hatte. — Ich ließ es nie von mir, und zeigte es Jedermann, gar hochmütig, daß ich es von einer Fee bekommen hatte. — Einstmal geschah es, daß ich im Garten meines Vaters spazieren ging, da kam eine alte Frau auf mich zu, häßlichen Gesichtes. Und da sie mich lange angesehen hatte, und die Nadel bemerkte, rief sie aus: Ei, schönes Fräulein! was muß denn das für eine Nadel sein, die ihr da anhabt? Je nun, laßt sie mich doch einmal recht betrachten, und meine Augen ergötzen an dem holden Schein. Ich gab sie ihr mit einem hingeworfenen Blicke, gleichsam, als wenn so eine Nadel etwas Kleines für mich wäre, und als wenn ich deren mehrere hätte. Sie aber nahm sie in die Hand, schüttelte den Kopf voll Verwunderung hin und her, indem sie sagte: Ei, ei, ei, welch eine schmucke Nadel ist das. Unten Stahl, oben Silber und der Knopf eitel Gold, gar glänzend anzusehen. Nun, ich danke euch, schönes Fräulein, für das köstliche Kleinod, das ihr mir verehrt habt. Nein, fiel ich ihr rasch in's Wort, so war's nicht gemeint; gebe sie mir die Nadel nur wieder, es hat damit eine ganz andere Bewandtniß? Es hat die Bewandtniß, daß ihr sie mir geschenkt habt, erwiederte die Alte ganz keck, und stemmte die Arme in die Seiten, ich will sehen, wer sie mir wieder abnimmt. Hiermit kehrte sie mir den Rücken, und hinkte fort. Ich aber, ganz entrüstet und in Verzweiflung, meine Nadel verloren zu haben, lief ihr nach, um sie fest zu halten; wie ich aber auf sie zu kam, verschwand sie plötzlich, und ließ mich im traurigsten Zustande zurück."

Sechstes Kapitel.

„Ich hatte mich eben auf eine Gartenbank niedergelassen," fuhr die schöne Lilla in ihrer etwas weitschweifigen Erzählung fort, „um mir über meine Unvorsichtigkeit nutzlose Vorwürfe zu machen, als ein Bedienter kam, und mir meldete, daß mein Vater mich zu sehen wünschte. Ich hielt mich jetzt zu einer Unterredung völlig unfähig, und sagte dem Boten, er möchte mich bei'm König entschuldigen, indem ich unpäßlich wäre. Das wird nicht wohl angehen, erwiederte er mir, indem die Fee Pflasterhold (so hieß nämlich meine Pate) angekommen wäre, und mich recht sehnlich zu sehen wünschte. Ich war mehr tot als lebendig, da er diese Worte sprach, und der Schreck fuhr mir in alle Glieder. Nach einer Pause, die ziemlich lange gedauert haben mag, antwortete ich endlich, ich würde erscheinen, man möchte mir noch einige Zeit vergönnen, mich umzukleiden. Der Bediente ging und überließ mich einer gränzenlosen Angst. Ach, rief ich aus, mußte denn meine Pate schon heut' eintreffen, oder vielmehr erst heute, sie hätte uns ja gestern mit ihrem Besuche beehren können. Ach, wie wird es mir ergehen, wenn sie erfährt, was ich ihr doch nicht verbergen kann. O, wenn doch nur die Alte noch da wäre, ich wollte ihr die Nadel gern morgen überlassen, wenn sie sie mir nur für diesen Abend noch borgen wollte. Aber nun ist sie fort, und Pflasterhold verlangt mich recht sehnlich zu sprechen! So geht es den Hochmütigen! Hätt' ich die Nadel versteckt bescheidenlich in eine Falte meines Gewandes, so hätt' ich alles Unheil verhüten können! Auf diese Weise zankte ich noch lange mit mir selbst, bis es mir endlich einfiel, daß es Zeit sein möchte, mich anzuziehen. Ich ging daher auf mein Zimmer, und ließ mich ankleiden, wo ich der Kammerfrau dieß Geschäft unendlich erschwerte und in die Länge zog. Endlich mußte ich mich denn doch fortbegeben. Die Zimmer, die ich zu durchgehen hatte, um zu meinem Vater zu gelangen, durchwandelte ich in abgemessenen Schritten, und betrachtete

jedes Gemälde gar aufmerksam, bis ich endlich doch vor die rechte Thüre gelangte. Meine Furcht vor der Fee Pflasterhold war unüberwindlich, weil mir meine Mutter so viel von ihrer Strenge erzählt hatte. Ich getraute mir daher nicht, das Schloß zu öffnen, ich blieb unbeweglich vor der Thüre stehen, und betrachtete lange jede ihrer kleinsten Verzierungen. Aber plötzlich, ohne daß ich das Geringste vermutet hatte, riß mein Vater die Thüre auf, wahrscheinlich um selbst nach meinem Zimmer zu gehen, da ich so lange auf mich warten ließ. „Ach," sagte er, „da ist sie ja!" Ich aber stieß einen lauten Schrei aus, und es fehlte nicht viel, daß ich zu Boden gefallen wäre."

Siebentes Kapitel.

„Als mich aber die Fee ansichtig wurde, stund sie gar sittsam auf, indem sie mir einen tiefen und langsamen Knix machte. Ich machte ihr den meinigen eben so tief und langsam, aber mein Herz pochte desto schneller. Hierauf ging ich auf sie zu, und küßte ihr, mit demütiger Miene, die Hand. „Ei, stehe da," hub sie an, indem sie mich auf die Wangen klopfte, „wie sie demütig geworden ist, das arme Kind! Sie hat das muntre Wesen ihrer früheren Jahre ganz abgelegt." „Ich wüßte nicht," sagte mein Vater, „sie scheint mir nur erschrocken." „Das arme Kind!" wiederholte die Fee, indem sie mich mitleidig ansah. Ich aber hatte mich sittsamlich auf einen Stuhl begeben, oder vielmehr auf den Rand eines Stuhles, wo ich von einem Eck auf das andere rückte, und jeden Augenblick das Wort erwartete, das mich zerschmettern sollte. Sie redete aber viel mit meinem Vater, und nach und nach war mir alle Furcht verschwunden, als sie auf einmal anfing: „Daß ich's nicht vergesse, schönes

Kind, zeigt mir doch das Nädelchen, so ich euch geschenkt habe zum Angebinde. Es ist gar köstlich anzuschauen; unten Stahl, oben Silber, und eitel Gold der Knopf. Möcht' ihr mir's doch herbringen, es ist zu mancherlei Dingen nütz."

„Ohne zu wissen, was ich that, ging ich hinaus. Aber jetzt fragte sich's, was ich thun sollte? Plötzlich kam mir in den Sinn, daß die Alte, die mir die Nadel abgenommen, wohl die Fee Pflasterhold selber müsse gewesen sein, die diese Gestalt angenommen hätte, um meine Sorgfalt in Versuchung zu führen. In diesem Gedanken immer mehr bestärkt, trat ich ganz schüchtern hinein, warf mich der Pflasterhold zu Füßen, und begann fast weinerlich: „O beste Pate! verzeiht meinen Fehltritt, für den ich allbereits bestraft bin. Möchtet ihr mir wiedergeben, was ihr genommen habt! Die Reue, die ich fühle, ist innerlich, möchtet ihr gnädig mit mir verfahren!" Aus ihren erstaunten Mienen sah ich aber wohl, daß sie von nichts unterrichtet sei. Ich erzählte ihr daher Alles. Da ich aber zu Ende war, stand sie ganz zornmütig auf, und sagte: „Ungehorsames Kind! Ich will euch nicht mehr strafen, als ihr durch den Verlust eures Kleinods gestraft seid, das ich euch nicht mehr ersetzen kann. Jedoch die, die es euch genommen hat, muß eine Fee gewesen sein, da sie die geheimen Kräfte der Dinge erkannte. Möchtet ihr aber wissen, was ihr verloren habt!"

Achtes Kapitel.

„Hierauf erzählte sie mir," fuhr die Prinzessin etwas beschämt fort, „von den Wunderkräften, welche diese Nadel in sich geschlossen hätte. Sie hat die Kraft denjenigen, der sie bei sich trägt, auf sein Verlangen unsichtbar zu machen, was die alte

Diebin wohl benutzt hat. Wenn man einen andern mit dem Knopf dieser Nadel berührt, so bleibt er so lange unbeweglich auf der Stelle stehen, bis man ihm mit der Berührung der Spitze wieder Leben gegeben hat. Ferner sprengt sie durch bloße Berührung alle Schlösser und Riegel; und verleiht Wohlsein und Glück im Ehestande. Nachdem die Fee mir dieß umständlich vorgehalten, reiste sie unverzüglich wieder ab, ohne daß sie mir verziehen hatte.

Als ich das Alter erreichte, wo mein Vater wünschte, daß ich mir einen Ehegemal auswählen sollte, da schickte er zur Fee Pflasterhold und ließ sie um Rat fragen. Die Fee aber sandte mir einen Brief zurück, in dem geschrieben stand:

Kommt einst ein Mann, der zweimal ward geboren,
Der seine Aeltern kennt, die ihm doch unbekannt,
Der euch die Nadel bringt, die ihr verloren,
So gebt als Gattin ihm die Hand!

Mein Vater war sehr verdrüßlich über diese geheimnißvollen Worte, und beschloß, sich gar nicht daran zu kehren. Er ließ daher das Kampfspiel anordnen, von dem ihr wißt, und in dem ihr den Sieg davon trugt. Wenn ihr mich nun zu besitzen wünscht, so möget ihr ausziehen, das Kleinod zu erobern, das ich verloren gehen ließ. An den widersprechenden Sinn der pflasterholdischen Weissagung stoßt euch aber nicht; denn wenn ihr auch nicht zweimal geboren worden seid, und eure Aeltern kennt und nicht kennt, so erfüllt nur die dritte Bedingung, und erbeutet die Nadel, denn sie allein bringt ja Glück im Ehestande. Aber nun saget auch mir etwas von eurer Abkunft und Leben, von eurem Glücks- und Unstern, denn mit den Gestirnen ist der Sterblichen Schicksal verknüpft."

Da erzählte er ihr denn Alles, und sie lächelte holdselig, als er ihr sagte, wie er geboren ward. Kaum hatte er geendigt, so ertönte das Glöcklein zur Tafel. Sie sagte ihm noch, indem sie gingen: „Möchtet ihr ein bequemeres Kleid anziehen, und uns in den Saal folgen, wo getafelt wird." Da warf er denn ein leichteres Kleid um, und folgte ihr. Aber Jedermann

erstaunte als er eintrat, über die blonden Locken und die schlanke Gestalt. Oft wurde die Gesundheit des Brautpaars getrunken. Mit dem Frühesten aber zog er fort. Als er schon sehr weit vom Schloß war, da wandte er sich noch einmal um, und Lilla stand auf dem Balkon und grüßte ihn noch mit der Lilienhand, da neigte er sich denn mit dem Kopfe, und wehmütig ward es ihm und wohl.

Neuntes Kapitel.

Als er aber nachdachte, was er zu thun hätte, wurde er überaus traurig, denn wo sollte er hingehen, um die Nadel zu finden? Zwei Tage streifte er fruchtlos umher, und kam endlich an den Wald, wo er erzogen worden. Als er hineintrat, dachte er der Gyrmantis, und konnte nicht widerstehen, die schönlockige Pflegerin seiner Jugend zu sehen. Er suchte das Haus, wo sie wohnte. Als er aber herankam, sah sie ihn von der Ferne, und trat ihm entgegen, gar freudig in ihrem Herzen. „Lieber," sagte sie, „hast du gefunden, was du suchtest?" „Ach nein, ich finde sie nicht, ich suche vergebens!" gab er zur Antwort. „Wie?" entgegnete sie, „du hättest kein Fräulein gefunden, das holdselig wäre und gut, um das du werben könntest, und erproben, ob sie dir bestimmt sei?" „Ach," sagte er, „das Fräulein hab' ich gefunden, aber ihr Glück hängt an einer Stecknadel, wie mein Glück an ihr." Und nun erzählte er Alles der schönlockigen Pflegerin seiner Jugend, und dann sprach er also: „Nun, da ihr Alles gehört habt, könntet ihr mir nicht sagen, wo die Hexe sich aufhält, die meine Prinzessin bestohlen hat?" Da begann Gyrmantis zu sprechen, und sagte: „Nach Allem, was du erzählt hast von dieser Alten, möchte ich fast glauben, es sei dieselbe, die mich einst besucht hat. Damals

kannte ich sie noch nicht, nun aber weiß ich, daß sie eine Fee ist, Pfefferlüsch genannt, gar bös und zornmütig, ohne allen Liebreiz. Mögest du denn bei ihr dein Glück versuchen! Sie wohnt in diesem Walde in einer strohbedeckten Hütte." Und die Königin zeigte ihrem Pflegesohn den Weg nach der Hütte, und nahm gar rührend Abschied, indem sie versprach, zu seiner Hochzeit zu kommen.

Bald kam Rosensohn vor die Wohnung der Alten, und klopfte an. „Herein!" erscholl eine krächzende Stimme. Er trat hinein, und sah die Fee Pfefferlüsch bei einer Flasche Wein, an ihrem Halstüchlein aber erblickte er die Nadel, unten von Stahl, oben von Silber, der Knopf aber von eitel Gold. „Nun was wollt ihr denn, schöner Herr," sagte sie, „womit kann ich dienen?" Aber Rosensohn gegenredete ganz kurzbündig: „Hier ist von keinen Diensten die Rede, bei denen es auf euer Wollen ankömmt. Die Nadel sollt ihr wieder herausgeben, die ihr der schönen Lilla genommen habt." „Gut, daß ihr kommt," sagte sie, „da mögt ihr sie hinnehmen." Hiermit zog sie sie aus dem Tüchlein. Aber Rosensohn merkte ihre Absicht, daß sie ihn berühren und festbannen wollte am Boden. Da kam er ihr schnell zuvor, und schlug sie so derb auf die Finger, daß sie die Nadel fallen ließ, die er rasch aufhob. Aber kaum war dieß geschehen, so drehte sie einen kostbaren Zauberring, den sie an der Hand hatte, und unter seinen Füßen that sich der Boden auf, und er versank in eine finstre Kluft, in welche kein Tageslicht hineinschien.

Zehntes Kapitel.

Lange saß er in sprachloser Betäubung auf der feuchten Erde seines Kerkers, so sehr hatte es ihn ergriffen, von der Höhe seines Glücks in diesen Aufenthalt herabgestürzt zu sein. Aber sobald er wieder zu Besinnung gekommen war, dachte er an die Wunderkräfte der Nadel, die er in Händen hielt, und daß alle Schlösser und Riegel bei ihrer Berührung aufspringen. Da suchte er denn rings an den Wänden die Thür auf, und als er sie gefunden, berührte er das Schloß mit der Wundernadel, und siehe da, es sprang auf, und er stand plötzlich im Freien.

Kaum aber war er einige hundert Schritte gegangen, da kam eine Krämerin auf ihn zu, mit einer Schachtel voll allerlei Raritäten. „Wollt ihr nichts kaufen, schöner Ritter?“ sagte sie; „wenn ihr eine Braut habt, hier ist manches, was sie ergötzen mag: Spangen, Ohrgehänge, Ringe, Nähkissen, Spindeln und Nadelbüchslein.“ „Ihr kommt wie gerufen,“ sagte Rosensohn, in seiner Freude nichts Arges denkend; „ein Nadelbüchslein mögt ihr mir geben, ich habe hier eine Nadel, die ich immer in Händen tragen muß, da ich sie nirgend anheften kann.“ Und sie gab ihm ein Büchslein; er steckte die Wundernadel hinein. Aber da schien's ihm, als wäre das Büchslein schon voll, und wie er es in der Hand umstürzte, da sah er bei tausend Nadeln, und immer mehr und mehr, je mehr er schüttelte. Aber alle waren wie seine, unten von Stahl, oben von Silber, und von eitel Gold der Knopf. „Nun mögt ihr herausfinden, was euer ist,“ sagte die Krämerin höhnisch, und er erkannte, daß es Pfefferlüsch sei. Sie wollte mit dieser neuen List abermals Zeit gewinnen, um ihn desto gewisser zu berücken.

Rosensohn wandelte traurig fort, ohne Rat, was er thun sollte. Er würde in Jahren nicht geendet haben, hätte er alle jene Nadeln erproben wollen, die sich immer vermehrten. Bald gelangte er zum Thurm am Ende des Waldes. „Der Sohn der Rose ist da!“ rief er, „aber noch kann er euch nicht helfen.“

Und er erzählte dem Gefangenen die List der Fee. Jener aber antwortete: „Habt ihr den Rosenstengel noch, den ihr bewahren solltet?“ „Wohl,“ sagte der Ritter, „ich hab' ihn.“ „Nun denn,“ erwiederte die Stimme aus dem Thurme, „so öffnet euer Büchslein, und greift hinein mit dem Rosenstengel, da wird die Nadel daran hängen bleiben, die der schönen Lilla gehört.“ Und Rosensohn öffnete das Büchslein, senkte den Stengel hinein, und als er ihn wieder herauszog, siehe, da hing die Nadel daran. „O, möchte es die rechte sein!“ rief er aus. Er nahm sie und berührte die Thüre des Thurms. Und sie sprang auf und ein Zwerglein trat heraus, häßlichen, aber nicht widrigen Angesichtes. „Ich kenne euch,“ sprach der Ritter, „ihr habt die Rose zu der schönlockigen Pflegerin meiner Jugend gebracht. Sie hat mir euch oft beschrieben, oder ist's nicht so?“ „Ich bin's,“ gegenredete der Zwerg; „aber nun verlieret keine Zeit, und sucht die Krämerin einzuholen, sie mit gleicher List zu verderben. Eilet, ich meines Theils, werde euch in der Ferne nachfolgen.“

Kaum war aber der Pflegesohn der Gyrmantis einige Schritte gegangen, so begegnete ihm schon die hämische Pfefferlüsch, und sagte ganz spöttisch: „Nun, ist eure Wahl schon getroffen, schöner Herr?“ Rosensohn nahm aber eine traurige Miene an, und sagte: „Ach, Mütterchen, ich bin in Verzweiflung; da möget ihr alle Nadeln wieder nehmen, und selber suchen, welches die beste sei, ich kann nicht damit fertig werden.“ Hierauf übergab er ihr das Büchslein mit den übrigen Nadeln, durch die sie ihn zu täuschen gesucht hatte. Die Alte aber feierte schon einen stillen Triumph, indem sie das wundersame Kleinod auch in der Büchse wähnte. Da sie sich aber wendete, ihre Wege zu gehen, berührte sie Rosensohn mit dem Nadelknopf, und plötzlich stand sie unbeweglich an den Boden gewurzelt.

Elftes Kapitel.

Indem trat auch das Zwerglein hinter einem Gebüsche hervor, und da dieser den kostbaren Zauberring noch an der Hand der Pfefferlüsch bemerkte, nahm er ihn ihr ab, und steckte ihn an seinen eigenen Finger. Aber wie erstaunte Rosensohn, als er auf einmal, statt des leidigen Zwerges, einen schönen Mann von mittlerem Alter vor sich stehen sah, der ihn umarmte, indem er ausrief: „Sieh in mir deinen Vater! Aber jetzt verlange keinen weitern Aufschluß; geh' deiner schönen Bestimmung entgegen; an deinem Hochzeitstage soll dir Alles erklärt werden." Hiermit verließ er ihn, und Rosensohn stand lange, eh' er sich von seiner Verwunderung erholen konnte. Doch der Gedanke an Lilla brachte ihn bald von jedem andern Gedanken ab, und er setzte seinen Weg unter gar süßen Hoffnungen fort. Am frühen Morgen des andern Tags langte er in der Haubtstadt der Kereolen an. Wie erstaunte Lilla, da sie ihn so plötzlich zurückkommen sah! Er sank zu ihren Füßen und übergab ihr die Wundernadel, die sie gar sorgfältig in eine Falte ihres Kleides verbarg. Als sie ihn aber von der Erde aufhob, überreichte er ihr zitternd den Stengel der verblühten Blume. Sie, die wohl mit der Bedeutung dieses Geschenkes bekannt war, empfing es mit klopfendem Herzen. Aber kaum hatte sie es berührt, so entfaltete sich die schönste, die vollste Rose aus dem abgedorrten Stengel.

Der König aber bestimmte den folgenden Tag für den Hochzeitstag. Noch am Abend vorher traf die Fee Pflasterhold ein. Sie war versöhnt und freute sich des holden Brautpaars. Des andern Morgens früh meldete ein Laufer die Ankunft des Königs von Talmyris mit seiner Gemahlin, welche der Hochzeit beizuwohnen gedächten. Als aber die Saalthüren aufgingen, da sah Rosensohn denselben Mann, den er aus dem Thurme befreit hatte, welcher sich seinen Vater nannte; ihm zur Seite aber erblickte er die Pflegerin seiner Jugend, die schönlockige Gyrmantis.

Letztere ging auf ihn zu, und sagte, ihn umarmend: „Erkenne nun in der, die dich erzog, deine wirkliche Mutter, und in diesem meinen Gemal, den ich so lange betrauerte. Es ist Pherias, dein Vater!“ Rosensohn stand freudig erstaunt, ohne das Wort dieses Rätsels zu finden. Aber die holdselige Lilla lächelte überaus freundlich, und sagte: „Möget ihr mir nun das glückliche Wunder begreiflich machen, das mich zu eurer Tochter macht, wenn ihr anders euerm Sohne meine Hand nicht abratet.“ Da ergriff der König von Talmyris das Wort, und sagte: „Das sei fern von uns, daß wir ihn abhalten sollten von einem Schritte, der sein Glück gründen wird, von einer Braut, die überaus holdselig ist und gut, und die ihm das Schicksal bestimmt hat. Das sei fern von uns. — Aber nun mögt ihr zuhören, und meine Geschichte vernehmen, auf daß euch nichts mehr dunkel bleibe, was ihr zu wissen wünschet.“

Zwölftes Kapitel.

„Mein Vater,“ so fing der König seine Erzählung an, „raubte einstmals der Fee Pfefferlüsch, die wir Alle zur Genüge kennen, und die ihm manchen Streich gespielt hatte, einen Zauberring von wunderbaren Kräften, den nämlichen, den ihr hier an meinem Finger seht. Sie aber trachtete auf alle Weise, diesen Ring, in dem ihre ganze Zauberkraft gelegen war, wieder zu erbeuten. Aber mein Vater verwahrte ihn so gut, daß jede List an seiner Sorgfalt scheiterte. Als mein Vater starb, erbte ich sein Reich mit diesem Ringe. Nun ließ sie mir feierlichst ihre Hand anbieten, wenn ich ihr den geraubten Ring als Bräutigam verehren wollte. Ihr mögt leicht denken, daß ich diesen Antrag verwarf. Bald darauf vermälte ich mich mit dieser meiner schönen Gyrmantis. Lange Zeit wandte Pfefferlüsch Alles vergebens an, mich

zu täuschen. Als aber die Königin von einem Knäblein entbunden ward, da bot sie sich als Amme an, ohne daß ich, noch sonst Jemand vom Hofgesinde sie gekannt hätte. Es war damals gerade Sommer, und wir wohnten auf einem Lustschlosse, nicht weit von jenem Walde gelegen, in welchem meine Gemalin nachher so lange gelebt hat. Als sich nun Pfefferlüsch eines Tages mit dem jungen Prinzen auf dem Arm unbemerkt glaubte, entsprang sie durch eine Hintertreppe in die Gärten, um von da aus ihren Raub nach ihrer Waldhütte zu tragen. Ich aber sah sie vom Fenster aus, ahnte Verrat, und als wenn ich Flügel gehabt hätte, stand ich im Garten, und eilte ihr nach. Aber leider war sie schon zu weit voraus; sie erreichte die Hütte, und schloß hinter sich zu. Ich merkte nun, daß es Pfefferlüsch sei, und geriet in Verzweiflung. Da rief sie mir heraus und sagte: „Euern Knaben mögt ihr gleich wieder haben, wenn ihr mir den bewußten Ring gebt.“ Froh, einen Preis gefunden zu haben, um den ich mein Kind erkaufen konnte, schob ich ihr den Ring durch eine Spalte. Sie nahm ihn, ohne herauszukommen, und mir meinen Sohn zurückzugeben. Ich wartete bis Abends, indem ich ihr ununterbrochen zurief. Sie aber hörte nicht. Da übermannte mich der Zorn, und ich dachte nicht mehr an die Macht, die ihr durch den Ring verliehen war. Ich trat an ein Fenster, und da ein Rosenstock davor stand, so nahm ich ihn, und durchwarf damit die Scheiben, um in die Stube zu gelangen. Die Rosen wurden alle zerknickt, ein einziges Knöspchen blieb unversehrt. Und indem ich mir durch's Fenster Platz machte, rief sie: „Wenn euch der Tod eures Kindes nicht lieber ist, als daß ich es euch zurückgebe, so steigt wieder hinunter!“ Ich aber, der ich mich ganz in ihrer Gewalt sah, gehorchte dem Befehle. Darauf sagte sie: „Erst laßt mich diesen Schaden wieder gut machen.“ Hiermit hob sie den Rosenstock auf, löste die zerknickten Rosen davon ab, nahm einen Scherben mit Erde, und pflanzte die Wurzel mit dem Stengel hinein, auf dem noch das Knösplein übrig war. Nachdem sie dieß gethan, drehte sie ihren Ring herum, und sprach unter mancherlei Geberden: „Möge diese

Knospe sich öffnen, und dieß Knäblein in sich verschließen!“ Was sie wünschte, geschah in einer flüchtigen Sekunde. Ich stand lange betäubt über das Wunder, das ich sah, ohne es zu begreifen. Endlich aber faßte mich die Verzweiflung. Ich stieß mit dem Fuß gegen die Hüttenthüre, daß sie aufsprang. Da drehte sie aber den Ring herum, und ich sah mich in der Zwergengestalt, in der mich meine Gemahlin erblickt hat. „Wollt ihr, begann die Alte, daß ich dieser Rose schone, und euch die Freiheit lasse, so versprecht mir, nie die Gränzen des Waldes zu überschreiten, so lang ihr in dieser Gestalt lebt, nie zu entdecken, wer ihr seid, und diese Knospe hier nie abzupflücken.“ Ich mußte es versprechen, um das Leben meines Kindes zu behüten. Aber da ich es selbst nicht durfte, so beredete ich ein Zwerglein aus dem Gefolge der Fee, mir jene Knospe zu brechen, und es gelang mir, meinen Sohn der Pflege seiner Mutter zu übergeben. Als jedoch Pfefferlüsch den Raub wahrnahm, ließ sie mich durch ihre Zwerge einholen, und sperrte mich in jenen Thurm, aus dem mich die Kraft der Zaubernadel befreit hat.“

Hier endigte Pherias seine Erzählung, und die Fee Pflasterhold nahm das Wort und sprach: „Nun seht, schöne Lilla, daß ich Recht hatte. Euer Bräutigam ward zweimal an das Licht der Welt geboren, und er kannte seine Aeltern, die ihm doch völlig unbekannt waren.“ Die holde Lilla aber küßte stillschweigend die Hand der gütigen Fee, und das Hochzeitsfest ward begangen mit großem Pompe und Frohsinn. Die Mädchen sangen zur Harfe die Geschichte des Sohns der Rose und der reizenden Lilla.

Die Nadel aber bewirkte Glück im Ehestande, und Lilla gebar ihrem Gemal einen Sohn, der später beide Königreiche beherrschte, und seinen Ruhm darin suchte, seine Völker zu beglücken.

Aber noch heutigen Tags steht die Fee Pfefferlüsch am Wege, und die Wanderer fürchten sich noch jetzt, und weichen ihr aus, wenn ihre Straße sie vorbeiführt. —



Gesammelte Werke

des Grafen

August von Platen

in fünf Bänden.

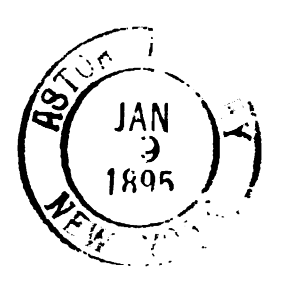
Fünfter Band.



Stuttgart und Tübingen.

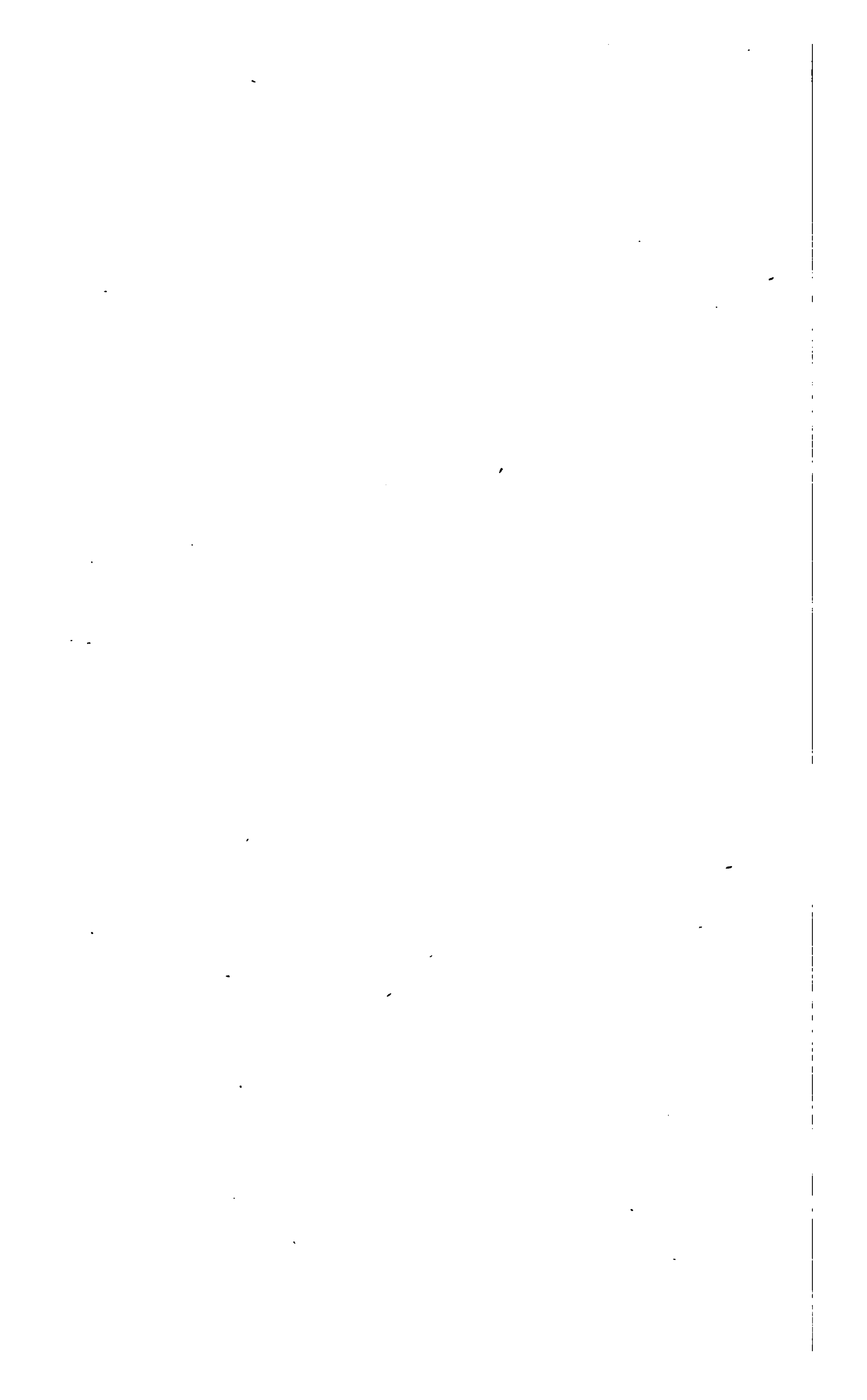
J. G. Cotta'scher Verlag.

1847.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.



Das Theater als ein Nationalinstitut.

1825.

Jedes Volk besitzt ein vierfaches Dasein, in religiöser, politischer, wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung. Ihr höchster Ausdruck ist das lebendige Wort, wodurch diese Beziehungen allein gedeihen können. Wer wird läugnen wollen, daß das griechische Volksleben in allen am vollendetsten erscheint, theils weil seine Organisation wirklich glücklicher als die der übrigen Nationen gewesen sein mag, theils auch, weil wir es durch unsre ideale Anschauung verherrlichen? Aber als Muster den übrigen Völkern vorgestellt zu werden, reicht es gleichwohl nicht hin; denn auf der einen Seite ist die neuere Weltansicht weit größer und umfassender, als die der Griechen sein konnte, und auf der andern ist jedes Volk sich selbst eine eigenthümliche Entwicklung aus sich selbst schuldig, so daß der Einfluß des Fremdartigen nur beiläufig in Anschlag kommt. Deßhalb ist Nachahmung der Griechen weder in poetischer noch anderweitiger Hinsicht besonders ratsam, wiewohl dadurch honetten Schulexercitien das Handwerk nicht gelegt werden soll.

Ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich bei einer Betrachtung, wie diese, vom Ei der Leda anfange, und erst nach einer kurzen Uebersicht der übrigen öffentlichen Volksverhältnisse das Theater selbst berühre. Indem ich aber hierin der Notwendigkeit, die sich mir aufdringt, nachgebe, bin ich weit entfernt, sie für eine Befugniß zu halten, über Dinge, denen ich nicht unmittelbar gewachsen bin, ein andres als flüchtiges Urtheil fällen zu wollen.

In Bezug auf die religiösen Verhältnisse der modernen

Völker, scheint mir durch das Lutherthum ein großer Schritt vorwärts gethan worden zu sein. Um nicht gehässig zu werden, untersuche ich nicht, in wie fern der Katholicismus das lebendige Wort bewahrt oder aufgegeben hat; genug daß es bei den Protestanten als das Höchste geachtet und beständig ausgeübt wird. Wobei gleichgültig bleibt, ob die Kanzelberedsamkeit in unserer Zeit gerade ihre höchste Periode hat, oder nicht, und ob nicht hier und da das Sprüchwort eintritt, daß ein Comödiant der Lehrmeister eines Pfarrers werden könne. Ich glaube wenigstens nicht, daß es dem Volke verargt werden kann, wenn es ein gutes Schauspiel einer langweiligen Predigt vorzieht. Und so hat das Theater zuweilen Repressalien gegen Diejenigen ausgeübt, die es als ein gotteslästerliches Institut brandmarken zu wollen den vergeblichen Versuch wagten.

Man hat mit Recht die Franzosen und Engländer als Muster in der politischen Kunst betrachtet, in so weit diese als lebendige Rede sich selbst den höchsten Ausdruck zu verleihen sucht. Ohne sie nachzuäffen, hat man in Deutschland die landständischen Einrichtungen nicht eingeführt, sondern vielmehr nur wieder erweckt, da man sie als eine ächt germanische Sitte der ältesten Zeiten anerkannte. So ging es, und zwar zur selben Zeit, mit der Wiederbelebung unsrer großen epischen Dichter, deren Sprache und kunstreiche Form bis jetzt nur Wenige verstehen, und deren hohe Bedeutung noch von Wenigen völlig erkannt wird. Ich stehe nicht dafür, ob es nicht jetzt noch Lehrstühle giebt, wo man, auf eine höchst komische und für die Nation herabwürdigende Weise, die Geschichte der deutschen Poesie mit Opitz und dem von Besser beginnt, wie es lange genug Sitte gewesen ist. Gleichwohl sind wir schon so weit vorgerückt, daß die Nibelungen häufiger gelesen werden, als die Messiade und ähnliche nach den Regeln entworfene, aber in einer Zeit entstandene Verfertigungen, die keinen Tropfen episches Blut in sich hatte. [1]

[1] Daß übrigens die Messiade und andere Arbeiten desselben Meisters, dem die deutsche Sprache mehr verdankt, als die deutsche Poesie, schon zu

Was lebendigen Vortrag der Wissenschaft anbelangt, so dürfen vielleicht die deutschen Universitäten, wenigstens der Idee nach, den übrigen europäischen Nationen als Muster gelten. Großen Dank sind wir auch hierin den Brüdern Schlegel schuldig, welche mehrere ihrer Werke zuerst als Vorlesungen bekannt machten, und ihnen dadurch von vorn herein den Reiz des lebendigen Wortes verliehen, den sie durch den Druck nicht wieder verlieren konnten. Allen wissenschaftlichen Werken würde ein ähnliches Verfahren zum größten Vortheil gereichen, besonders aber den historischen. Es wird so häufig über den schleppenden Styl und die langweilige Darstellung der neuern Geschichtswerke, in Vergleich mit den Alten, geklagt; der öffentliche Vortrag vor Bekanntmachung des Buchs durch den Druck würde dem Historiker zum Maßstabe seiner Darstellungsgabe dienen können, und hat wohl auch Manchem dazu gedient.

Nach diesen kurzen Bemerkungen, die bloß als Parallele des Folgenden einen Wert haben können, gehen wir zur Poesie, als dem Gipfel der Kunst, über. Es wird nötig sein, das Allgemeinste vorauszuschicken, etwas über Epos und Lyrik zu sagen, um endlich zum Drama selbst zu gelangen, als zu dem schönsten Ausdruck des lebendigen Wortes im Volk.

Da ich nicht die mindeste Anlage zum Philosophen oder Theoretiker besitze, so habe ich Alles, was ich weiß, auf praktischem und historischem Wege gelernt; der erstere gehört nicht hierher, der letztere wird mir zum Leitfaden meiner Darstellung dienen.

Bei allen Nationen erscheint die Poesie in einer dreifachen Gestaltung, als Epos, Lyrik und Drama, nur daß bei dem einen und andern, das eine mehr, das andere weniger zur vollkommenen Entwicklung gediehen ist. Bei einigen, z. B. bei den

ihrer Zeit (einige der Oden abgerechnet) sehr wenig im Umlauf waren, beweist folgendes gleichzeitige Epigramm von Lessing:

> Wer wird nicht unsern Klopstock loben,
> Doch wird ihn Jeder lesen? Nein!
> Wir wollen weniger erhoben,
> Und fleißiger gelesen sein.

Franzosen, ist das Epos, wenigstens im Vergleich mit andern Völkern, nur in einer verkümmerten Erscheinung an's Licht getreten,[1] andern scheint das lyrische Talent nur spärlich zugemessen worden zu sein, wie z. B. den Engländern, wieder andre, wie die Araber und Perser, haben es nie bis zum Drama gebracht. Bei andern ist das Drama, wenn auch entstanden, doch zu keiner vollkommenen Ausbildung gelangt. Die Portugiesen gehören in diese Klasse. Die Griechen dürfen sich rühmen, eine vollständige poetische Literatur zu besitzen, unter den neueren Völkern die Spanier, wenn man, wie billig ist, die Zusammenstellung ihrer alten Romanzen als etwas dem Epos Ebenbürtiges betrachten will. Im Lyrischen und Dramatischen ist ihr Reichthum bekannt. Sie haben diese nationelle Entwicklung nicht bloß dem abgesonderten Dasein auf ihrer Halbinsel zu danken, ein Vortheil, den die Engländer in höherem Grade genossen; als vielmehr der gänzlichen Abgeneigtheit, die Alten nachzuahmen, wodurch die Literatur anderer Nationen so oft auf das bunteste verwirrt worden ist. Was die Deutschen und Italiener betrifft, so wird ihnen Niemand das epische und lyrische Element der Poesie absprechen können. Ob diese beiden Völker auch ein Drama, das heißt eine selbstständige und reichhaltige dramatische Literatur besitzen werden, wird die Zeit lehren. Man ist so weit gegangen, zu behaubten, bei den neuern Völkern fände gar keine naturgemäße Entwicklung der drei Grundformen der Poesie statt. Als Beweis hat man unter Anderm das gänzliche Unbekanntwerden der Nibelungen, die man aus dem Staube der Bibliotheken erst wieder hervorsuchen müssen, so wie den gänzlichen Verfall der deutschen Poesie nach dem dreizehnten Jahrhundert angeführt, welche Periode mit unserer heutigen Literatur in gar keinem Zusammenhang stünde. Dieß sei bei den Griechen nicht der Fall gewesen. Gesetzt auch, daß die griechische Entwicklung weit glücklicher war, was ich

[1] Wiewohl ich mir ein näheres Urtheil der französischen Trouveurs, als den eigentlichen französischen Epikern, auf eine nähere und gründlichere Bekanntschaft mit denselben verspare.

nicht in Abrede stellen will, so stund doch keineswegs das homerische Zeitalter mit dem des Perikles in einem unmittelbaren Zusammenhange. Vielmehr trat auch bei den Griechen nach dem Erlöschen des epischen Zeitalters eine höchst prosaische Nichtigkeit und Mittelmäßigkeit ein, aus welcher Periode Hesiodus und Andere uns noch übrig geblieben sind. Ihn für einen Zeitgenossen des Homer zu halten, ist ungereimt, und eben so ungereimt ist es, zu glauben, daß in der Zeit, in der die hesiodische Poesie blühte, die homerische sich wirklich noch eines lebendigen Verkehrs erfreut haben könnte. Folglich mußte auch Homer wieder hervorgesucht werden, als die neue Poesieperiode anfing und die Nation wieder empfänglich für ihn geworden war.

Wenn wir nun den Gang der Natur beobachten, ohne auf willkürliche Machwerke Rücksicht zu nehmen, so zeigt sich, daß überall das Epos vorangeht und durch die Lyrik der Uebergang zum Drama gegeben ist, wodurch der Cyclus der Poesie als vollkommen abgeschlossen erscheint. Denn der dramatische Dichter, durch das lyrische Element hindurchgegangen, concentrirt in sich als Individuum die Poesie, deren Stoff er durch Epos und Historie vom Volk empfangen hat, und die er nun, vom Theater herab, dem Volke wieder zurückgiebt. So ist also, um mich eines bildlichen Ausdrucks zu bedienen, das Drama nichts Andres, als das wiedergewonnene Paradies der Dichtkunst, welches der Nation durch das Absterben des epischen Zeitalters verloren gegangen war, dessen Erinnerung jedoch, wie eine heilige Glut, in Einzelnen noch fortglimmte, bis es dem dramatischen Dichter gelingt, die verirrten Stralen wieder in Einen Brennpunkt zu sammeln. Er ist berufen, ein vollendetes, geschlossenes, abgerundetes Ganzes in einem Sinne zu bilden, wie es den epischen Dichtern noch nicht möglich war, [1] und die

[1] Das Lied der Nibelungen erscheint hierin wundervoll, indem es schon als Epos ein dramatisches Ganzes im höchsten Sinne bildet. Es hat mich auf den Gedanken gebracht, daß die Dichtkunst, so wie sie bei einzelnen Völkern den Gang vom Epos zum Drama geht, so auch in Bezug auf ihre allgemeine Weltentwicklung denselben Weg verfolgt, so daß zwar die

Gesammelte Werke

des Grafen

August von Platen

in fünf Bänden.

5

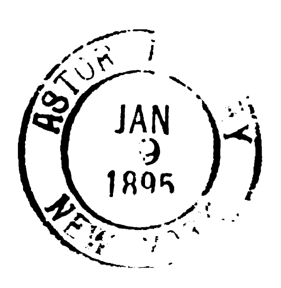
Fünfter Band.



Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1847.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Das Theater als ein Nationalinstitut.

1825.

länger verweilte, so geschah es, weil ich das Verkannte nicht gern verkannt sehe.

Unter den Neuern hat Shakespeare das nationellste Drama hervorgebracht. Es wäre überflüssig, etwas zu seinem Lobe sagen zu wollen. Seinem Lustspiele hat er romantische Novellen oder Märchen zu Grund gelegt, weil sie seinem Genie den weitesten Spielraum verschafften. Ohne in die Pedanterie Moliere's verfallen zu sein, der mit unpoetischer Absichtlichkeit einzelne Charaktere ausmalt, steht gleichwohl seine Charakteristik unendlich über der Moliere'schen oder irgend einer andern. Auch für die Tragödie wählte er nur den würdigsten Stoff, meist aus der Geschichte seiner eigenen Nation,[1] zum Theil auch, wie Hamlet, aus den tiefsinnigen Sagen anderer Völker, denen er das ganze Feuer seines unsterblichen Geistes einzuhauchen wußte. Er war unbekannt mit der rhetorischen Manier, deren sich die Franzosen auf der Bühne bedienen, vielmehr ist er durch und durch anschaulich, das heißt durch und durch Künstler. Die Franzosen haben ihm viele Fehler vorgeworfen, von denen aber nur diejenigen gegründet sind, die sich auf die Einzelheiten des Styls beziehen, während hingegen das französische Theater in seiner Ganzheit auf einem Fehler beruht. Was das Bedeutende des Gegenstandes, das Kunstvolle des Plans, die Schärfe der Umrisse, den Reichthum der Darstellung anlangt, ist er unerreicht geblieben. An Umfang und Tiefe des Geistes übertrifft er die Griechen, in der Form konnte er sie nicht erreichen. Er gehörte einer Nation an, die keine bildende Kunst besitzt.

Man hat ihn für gänzlich unbesorgt um seinen Nachruhm

[1] Gleichwohl würde neueren Dramatikern bei der Wahl historischer Stoffe bloß die Alternative bleiben, entweder halbepische, weitschweifige Dramen zu bilden, die nicht einmal für die jetzige Bühne taugten, oder vollkommene Trauerspiele zu schreiben, aber die Geschichte zu verdrehen oder nach ihren Zwecken zuzustutzen, wie so viele gethan haben. Shakespeare ist in den erstgenannten Fehler verfallen, da ihm die Geschichte heilig war; seine deutsche Nachahmer jedoch in alle beide. Sie tischen historische Lügen in der ungeschicktesten Form auf.

gehalten, weil er seine Stücke nicht selbst herausgegeben. Viele sind jedoch, während er noch lebte, gedruckt worden. Er selbst ist, wie es scheint, plötzlich gestorben, und es kommt darauf an, ob er seine Schauspiele nicht gänzlich an die Theater verkauft hat, oder vielmehr den Druck als Nebensache geachtet, und die Bühne, wie billig, als die eigentliche Fortpflanzerin eines dramatischen Kunstwerks. Die dem Theater feindlichen Religionsunruhen, die bald nach seinem Tode ausbrachen, konnte er nicht voraussehen. Es versteht sich von selbst, daß in seinen Schauspielen nicht von seinem Nachruhm die Rede ist; in seinen lyrischen Gedichten verspricht er sich wiederholt die Unsterblichkeit.[1] Da er und seine Zeitgenossen durch das Drama die Poesieperiode abgeschlossen, so mußte man, wenn man noch etwas leisten wollte, wieder ab ovo anfangen, was freilich schwer war. Gleichwohl kam unmittelbar nach ihm der epische Milton, dessen Gedicht aber trotz außerordentlicher Vorzüge, nicht als ursprünglich betrachtet werden kann.

Ich gehe zu einer andern Nation über, der vorigen fast ganz entgegengesetzt.

Die französische Sprache, für den geschichtlichen Styl geeignet, für die Conversation und Rednerbühne unübertrefflich, ist beschränkt und nüchtern in Bezug auf das Poetische. Schon hieraus geht hervor, daß das, was von epischer Anlage im Volk lag, höchstens in einer Zeit gedeihen konnte, in welcher die Sprache noch eine ganz andere Gestalt hatte, und daß auch die Lyrik nie einen hohen Schwung nehmen konnte. Weit mehr Anlage war zum Drama in der Sprache vorhanden. Leider bildete sich die Bühne bloß als ein Hoftheater Ludwig des Vierzehnten aus. Die Nation in ihrem Könige auf die Bühne zu

[1] Statt vieler Stellen nur Eine, Sonnet CVII:

> Now with the drops of this most balmy time,
> My love looks fresh, and Death to me subscribes,
> Since spite of him I'll live in this poor rhyme,
> While he insults o'er dull and speechless tribes,
> And thou in this shalt find thy monument,
> When tyrants' crests and tombs of brass are spent.

bringen, würde als Majestätsverbrechen gegolten haben; ja man dachte nicht einmal daran, wiewohl die französische Geschichte sehr dramatisch ist. Die griechische Mythologie war von den poetischen Schneidermeistern der Zeit, zum allgemeinen Verbrauch, ziemlich zugeschnitten. Die Kritiker weisen mit Macht darauf hin. Boileau bedauert Denjenigen, der sich einen Chilperik zum Helden wählen könne, da der Name Agamemnon doch weit wohllautender sei. Corneille's besserer Geist sträubte sich lange; Racine, der die Sache schon eingeleitet vorfand, wußte sich in das vorgeschriebene System zu finden. Späterhin konnte sich Voltaire von der alten Manier nicht völlig losmachen, weil er zu eitel war, um auch nur auf kurze Zeit von der Nation oder vielmehr von den Kritikern verkannt werden zu wollen.

Die Griechen, die man längst übertroffen zu haben glaubte, wurden gleichwohl als Muster aufgestellt. Die Nachahmung ging aber einigermaßen ungeschickt von Statten. Den Chor, die Grundlage des griechischen Drama's, setzte man ab, wie billig; denn man hätte auch nicht lyrisches Talent genug besessen, um ihn beizubehalten. An seine Stelle traten die Vertrauten. In der That bleibt es unbegreiflich, wie eine geistreiche Nation diese nichtssagenden Figuren, denen die Langeweile angeboren ist, auf den Brettern ertragen konnte. Eine neue Grille kam durch den Machtspruch eines Ministers hinzu, die drei Einheiten.

Es ist viel dagegen geschrieben worden, das Treffendste von Goethe in seinem Jugendaufsatz über Shakespeare. Viele, welche die Einheit der Zeit und des Orts verwarfen, statuirten wenigstens die Einheit der Handlung. Es giebt nur Eine Einheit (wie es das Wort schon mit sich bringt): die Einheit des ganzen Drama's mit sich selbst. In Shakespeare's Macbeth kommen eine Menge von Handlungen vor, Dunkan's Ermordung, die Flucht der Prinzen, Macbeth's Thronbesteigung, Banquo's Tod, das Treiben der Zauberschwestern, bis herunter zu den letzten Schicksalen des Helden selbst; allein sie sind Alle

so meisterhaft zu einem Ganzen verflochten, daß nur der beschränkteste Kritiker dieser Tragödie die dramatische Einheit absprechen könnte.

Indem nun die Franzosen den andern Nationen vorwarfen, daß ihr Drama auf einer bloßen Grille (caprice) beruhe, sind wir genötigt, ihnen diesen Vorwurf im vollsten Sinn des Worts zurückzugeben. Das französische Theater ist es, das auf der Grille der sogenannten difficulté vaincue beruht, die nicht den mindesten poetischen Wert hat. Auch von den Franzosen wird angenommen, daß Racine's Athalie das vorzüglichste Trauerspiel sei, das sie besitzen. Sie ist es nicht bloß durch das charakteristische Element, das darin vorwaltet, sondern auch dadurch, daß der Gegenstand, aus der Bibel genommen, dem Volke weit näher liegt, als die Andromache oder eine anderweitige Wittwe dieser Art. Aber die Athalie und ihre Entstehung ist zugleich das beißendste Pasquill auf das französische Theater selbst. Racine schrieb dieses Stück, als er sich, aus Gewissensskrupeln, von dem Theater ganz zurückgezogen hatte, und so verdanken die Franzosen ihre beste Tragödie einer poetischen Verirrung des Dichters.

Auch hierin ist die Athalie musterhaft, daß das lyrische Element wieder in sie aufgenommen ist, das Racine früherhin, aus Liebe zu einer toten Regelmäßigkeit, verwarf, wiewohl es im Corneille noch hie und da vorkommt.

Bewundernswürdig sind die Franzosen in der consequenten Durchführung ihres einseitigen Systems;[1] die Form ist äußerst eintönig, aber meisterhaft, wenn man sie nur aus sich selbst beurtheilt.

So große Fehler nun aber auch das französische Theater

[1] Wiewohl auch hierin viel Wunderliches mit unterläuft. Denn wenn man sich z. B., um die Einheit des Orts aufrecht zu erhalten, erlaubt, bei einer Verschwörung die Verschworenen ihre Zusammenkünfte in der Wohnung desjenigen halten zu lassen, gegen den man sich verschwört, so hat man sich die Sache eben so leicht gemacht, als dem Publikum lächerlich. Bei allen Gelegenheiten kommt das Kindische der drei Einheiten, die nun einmal dem modernen Theater fremd sind, zum Vorschein.

haben mag, so ist es doch das einzige Nationaltheater in Europa: weniger durch sich selbst, als durch den Willen, oder wenn man will, durch die Eitelkeit der Nation. Selbst die Engländer führen nur wenige Stücke von Shakespeare auf, zum Theil wegen Veraltung der Sprache und Veränderung des Theaterwesens, zum Theil vielleicht auch, weil sie kleiner als Shakespeare sind.

Ganz das Gegentheil bei den Franzosen, die ihren Dichtern überlegen erscheinen. Aber eben deßwegen ist der Umsturz des bisherigen Systems unvermeidlich, und die Kritiker sträuben sich umsonst dagegen. Sie verhindern dadurch jüngere Talente, eine kräftigere Richtung zu nehmen, weil diese fürchten müssen, zum Lohn ihrer Mühe ausgepfiffen zu werden. Zu bedauern sind Diejenigen, die dem alten System noch einzelne Kunststücke nachliefern, wodurch sie selbst als bloße Lückenbüßer erscheinen, und einem augenblicklichen Beifall ihren Nachruhm aufopfern. Wie sollte es einer Nation, wie einem einzelnen Dichter schädlich sein, sich ewig zu verjüngen? Der Racinische Achill kann den Besiegern Europa's nicht mehr imponiren. Ja die Unzufriedenheit mit sich selbst geht bei den Franzosen so weit, daß Einige die Poesie bloß noch als einen Luxusartikel betrachten, wie die meisten der deutschen Theaterdirektoren, was nicht mehr der Fall sein würde, wenn man nationelle Gegenstände auf die Bühne brächte. Die alte Kunst würde durch eine neue kaum vernichtet werden, wiewohl sie vom Theater selbst verschwinden müßte.

In Italien, oder vielmehr in Venedig, haben Goldoni und Gozzi die nationellen Sitten im Lustspiel dargestellt, der erste auf eine gewöhnliche Weise, Gozzi, der den Beifall des Publikums ganz auf seiner Seite hatte, indem er sie mit phantastischen Märchen zusammenstellte, die er ebenfalls aus dem Munde des Volks schöpfte. Er verschmolz die verschiedenartigsten Elemente mit Glück, und sicherte ihnen dadurch wechselseitig einen Gehalt zu. In der Sprache wäre ihm eine schönere Ausbildung zu wünschen. Dem Volke würde er wohl noch eben so sehr gefallen, wie ehemals, wenn er dargestellt würde. Die gebildeten Venetianer jedoch schämen sich dieses großen Dichters, weil man

ihnen von Mailand aus, dem Sitz der klassischen Pedanterie, in den Kopf gesetzt hat, das Märchen könne kein Stoff für das Lustspiel sein.

Außer Venedig ist kaum ein nationelles Theater in Italien entstanden.[1]

In Spanien existirte gegen Ende des sechzehnten und im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts ein reichhaltiges, ächt nationelles Theater, welches den Spaniern noch immer theuer sein würde, wenn sie, von der französischen Kritik absehend, die Kunst als Kunst zu schätzen wüßten.

Die Stücke von Cervantes sind nicht mehr aufführbar, und Lope de Vega erinnert zuweilen noch sehr an die erste Kindheit des Theaters. In Calderon erscheint eine vollkommene Herrschaft über die Sprache sowohl, als über das angenommene System. Wie bei den Griechen zeigt sich meist eine nationell religiöse Grundlage, wie bei den Griechen ist die Form durchaus vollendet, aber auch wie bei den Griechen ist das Charakteristische nie bis zu einer Shakespear'schen Meisterschaft gesteigert, wiewohl Calderon auch hierin viel vermochte, wenn es ihm darum zu thun war.

Auch an dramatischer Fruchtbarkeit sind die Spanier den attischen Dramatikern an die Seite zu setzen. So sind sie denn den Griechen am nächsten gekommen, während sie kaum von ihnen wußten, während sie, was Stoff und Schreibart betrifft, sich am meisten von ihnen entfernten und nur ihrer eigenen Entwicklung nachgingen. Aber weder uns, noch den Franzosen, noch den nordischen Völkern können sie zum Muster dienen, da wir auf das Charakteristische angewiesen sind, und bloß durch das Charakteristische befriedigt werden können.

Es bleibt uns wenig mehr zu betrachten übrig. Mehrere Nationen haben noch kein eigentliches Theater bei sich ausgebildet.

[1] Erst einige Jahre später lernte der Verfasser das wahrhaft nationelle Theater San Carlino in Neapel kennen, das er als solches schätzte. Von Poesie und Literatur kann dabei freilich nicht die Rede sein.

überhaubt ganz fremd war. Egmont scheint sich diesen Werken am meisten anzuschließen. Aber der Schluß des Drama's und das Verhältniß Egmonts zu Clärchen verraten den Lyriker, denn das Lyrische liegt nicht in einzelnen eingestreuten Partien, die im Gegentheil dem Drama zu wünschen sind, sondern in der Anlage selbst muß sich offenbaren, ob das Drama sich zum Lyrischen neigt oder nicht. Die Liebe zu Clärchen ist so meisterhaft dargestellt, als irgend etwas von Goethe Dargestelltes; aber es ist der Geschichte zuwider, und Egmont würde mehr Haltung gewonnen haben, wenn er als Gatte und Vater dastünde. Das eheliche Verhältniß ist unpoetisch und unbrauchbar für den lyrischen Dichter, für den dramatischen keineswegs. Dieser stellt alle Lebensverhältnisse dar, und erfreut sich an der Darstellung aller.

Faust und Tasso scheinen mir am wenigsten für das Theater geeignet, wiewohl ich deßwegen den letzteren keineswegs davon entfernen möchte. Aber es ist ein gewagter Versuch, einen Dichter zum Helden eines Drama's zu machen, da seine Größe allzusehr innerlich ist. Ein Maler taugt nicht viel besser dazu, wiewohl Oehlenschlägers Correggio ein so schöner Irrthum ist, daß man ihn um alles nicht unbegangen wünschte. Auch besitzt diese Sage einen dramatischen Gehalt, der aber doch sehr an's Lyrische und Symbolische gränzt.

Jene beiden herrlichen Schauspiele haben aber eine Unzahl von Nachahmungen hervorgebracht, und jeder Meßkatalog bringt wieder ein Paar arme Maler oder Dichter, die von dramatischen Stümpern gerädert werden.

Der Faust hatte ursprünglich, indem seine erste Entstehung in die Zeit des Götz von Berlichingen fällt, einen raschen dramatischen Gang, der aber immer mehr gehemmt wurde. Der Schluß des sogenannten Fragments, welches mit Gretchens Ohnmacht in der Kirche endigt, könnte zwar auf den ersten Anblick als unbefriedigend erscheinen, allein er ist wenigstens klar, und die Wirkung dieser Scene würde so furchtbar sein, daß das Publikum das Theater mit einem Gemisch von Schauder und Bewunderung

verlassen würde. Der Schluß der sogenannten Tragödie ist nicht klar genug, um auf dem Theater zu befriedigen, und die Brockenscene fällt aus dem Ton und satyrisirt die deutsche Literatur, die freilich, als Masse betrachtet, dem Blocksberg ähnlich sehen mag.

Die natürliche Tochter und Pandora sind wegen ihrer Kunstvollendung bewundernswert, besonders die erste ist ein Werk, dessen Lektüre immer von Neuem erfreut; allein als Muster für ein deutsches Drama kann ich sie nicht betrachten. Gerade das Individuelle und Sinnvolle, das sie auszeichnet, diese moralische Allgemeinheit der Charaktere, die bis zur Durchsichtigkeit gesteigert ist, dieses sich leidend Verhalten der durch Verhältnisse eingezwängten Persönlichkeiten, hat nur geringe Wirkung auf dem Theater, wo man entschiedene Charaktere, einen sichtbaren Fortschritt der Handlung und einen raschen schlagenden Dialog will.

Noch einmal, die Goethe'schen Dramen haben keine eigentliche Tendenz zum Theater; allein sie haben so viel Gehalt, daß wir sie immer auf dem Theater wünschen müssen. Es giebt Menschen, die sich in den Kopf gesetzt haben, Goethe zum einzigen deutschen Dichter zu machen, wodurch sie den Deutschen und ihm selbst ein schlechtes Compliment gemacht haben. Denn was müßte das für eine Nation sein, die nur Einen Dichter aufzuweisen hätte, und wie kümmerlich müßte dieser Dichter ausfallen! Einige haben die Sache so gedacht: Weil Goethe kein dramatischer Dichter sei, so habe die Nation kein dramatisches Talent. Dieser Beweis ist unvergleichlich. Eine Nation, die sich einer eben so reichhaltigen epischen als lyrischen Literatur zu rühmen hat, darf kein dramatisches Talent besitzen, darf kein Drama aus sich entwickeln. Es ist gut, daß die Kritiker nicht um Rat gefragt werden, was eine Nation darf und nicht darf. Es ist nichts so leicht, aber es rächt sich auch nichts so schwer, als etwas a priori zu vernichten. So hat man früherhin den Deutschen den Humor abgesprochen, und nun besitzen sie schon lange einen humoristischen Schriftsteller, der alle andre überbietet.

Diejenigen, die sich auf das Drama verstehen, wissen wohl, daß **Schiller** ein dramatischer Dichter im eigentlichen Sinne des Worts ist; und die es nicht wissen, kommen einem eben so vor, wie z. B. **Frau von Staël**, wo sie mit der größten Unbefangenheit ihre Landsleute versichert, die Deutschen hätten eben so wenig ein Nationalepos als die Franzosen.

Ich habe schon früher erwähnt, daß man sonst an die Schiller'schen Dramen die ungereimte Forderung machte, es solle sich in ihnen ein lyrischer Grundgedanke auffinden lassen, und da sich dieser nicht fand, so hat nicht viel gefehlt, daß man den äußerst geistvollen Mann für gedankenlos ausgegeben hätte. Gleichsam als hätte **Schiller** z. B. im Wallenstein etwas Andres darstellen wollen, als eben den Wallenstein selbst, und als wäre die Geschichte nicht der hinlängliche und größte Stoff für den dramatischen Dichter.

Ein ähnlicher Kritikus, oder derselbe, sucht die Schiller'schen Tragödien auch dadurch herabzuwürdigen, daß er in ihnen ein revolutionäres Princip, ein beständiges Auflehnen gegen alles Bestehende aufschnoppert. Dieser Spürhund würde wahrscheinlich den großen Mann, wenn er noch lebte, als Demagogen denuncirt haben. Allerdings hat Schiller immer die bewegtesten Momente, wie sich von selbst versteht, aufgegriffen. Wehe der kleinen nüchternen Seele, die in den großen Epochen der Geschichte nichts als ein Auflehnen gegen das Bestehende zu erblicken weiß, und wehe allen Denen, die, der neuen Zeit uneingedenk, auf den Trümmern der alten faulen!

Nach **Schiller** trat eine große Ebbe ein, oder vielmehr eine Flut von Armseligkeiten, aus der nur wenig Treffliches auftauchte. Mehrere gute Dramen, z. B. die Renata von **Heyden**, hat man, so viel ich weiß, niemals aufgeführt. Hier und da befand man sich mit der Mittelmäßigkeit au niveau, und verabscheute das Ueberlegene.

Trotz dem, daß sich unser Theater noch in seinen Anfängen befindet, so könnte doch schon jetzt aller Plunder von den Brettern ausgeschlossen und das Publikum an das Poetische und

Charakteristische mehr gewöhnt werden. Wenn man, wie man hie und da ohnedem thut, Uebersetzungen aus dem Englischen, Spanischen, Französischen, Dänischen zu Hülfe nähme, so ließe sich ein reichhaltiges Repertoire herstellen, ohne seine Zuflucht zu Kotzebue's Trivialitäten zu nehmen, oder vollends zu seinen Nachfolgern, die noch viel schlechter sind als er, da er doch wenigstens das Mechanische in seiner Gewalt hatte, und ein Drama so zuzuschneiden wußte, daß es Anfang, Mittel und Ende hatte. Von seinen Stücken würde ich seine eigentlichen Possen in Schutz nehmen. Hier paßt das Costüm zum Ganzen. In komischen Situationen war er sehr erfinderisch, und Charakter wird Niemand von solchen Produktionen verlangen.

Einigen neueren Dichtern hat die Natur, bei sonstigen Vorzügen, das eigentlich schöpferische und charakteristische Talent gänzlich versagt. Sie haben sich daher, wie Kotzebue, auf die Situationen geworfen und, und um den Mangel an Charakter zu verstecken, eine Menge der unnatürlichsten Gräuel auf das Haubt ihrer Helden gehäuft, und sogar den gemeinen sinnlichen Trieb als charakteristisch eingeführt. Dadurch mußte natürlich ein Effect entstehen, der ihnen um so mehr zu gönnen ist, da er wegen seiner zweideutigen Natur kaum auf die Nachwelt übergehen wird. Da man die vielen Nachahmungen, die Werner's Vierundzwanzigster Februar nach sich gezogen hat, so häufig auf unsern Bühnen sieht, so ist zu verwundern, daß dieses Stück selbst so selten dargestellt wird, da es keineswegs die Fehler der erwähnten Nachahmungen an sich trägt. Denn Werner, so barbarisch und mystisch er sein mag, ist keineswegs charakterlos.

Dramatischer Stoff ist in der Nation hinlänglich vorhanden, gesetzt auch, wir wollten uns ganz auf das Nationelle in Sage und Geschichte beschränken. Was die Sage betrifft, so ist behaubtet worden, daß die modernen Mythen, in Vergleich mit den antiken, überaus viel Absurdes enthielten, ja die ganze moderne Poesie wäre gleichsam eine Mischung des Absurden und Erhabenen. Ich kann mich in diese Behaubtung nicht finden, und glaube vielmehr, daß der deutsche Dramatiker noch

manchen Schatz in den uns zum Theil von epischen Dichtern mitgetheilten, als auch anderweitig aufbewahrten Mythen zu heben hat.

Die Kunst bedarf einer gewissen Beschränkung, wenn sie sich wahrhaft concentriren soll, worauf zuletzt Alles ankommt. Auch im Drama müßte poetische Form als wesentlich festgesetzt werden. Es kann dem Genie kein größerer Dienst erzeigt werden, als es zur höchsten Vollendung anzureizen. Die höchste Vollendung der Form ist Schönheit selbst, und fällt mit der Seele der Kunst in Eins zusammen.

Ich bin weit entfernt, dieser kleinen Schrift einen absoluten Wert beizulegen, doch glaube ich, daß sie von einigem Nutzen sein kann. Unsre Jugend, die sich so gern mit Theorien beschäftigt, wird sie vielleicht daran erinnern, daß man das, worüber man theoretisirt, erst erfahren haben muß, und daß dann die Dinge von selbst in ihr gehöriges Licht treten. Denjenigen, die mit den Gegenständen, die sie berührt, vertraut sind, wird sie keine Langeweile machen.

Betrachte man sie übrigens als fragmentarische Mittheilungen eines jungen Mannes, dem zwar Einzelne mit ziemlich kecker Stirn, geradezu den Geist abzusprechen für gut fanden, dem aber nicht sonderlich dafür bange ist, daß die Nation und die Besten der Nation diesem Urtheile beizutreten jemals Gelegenheit finden werden. Ohne frevelhaften Hochmut, aber auch ohne kriechende Bescheidenheit tritt er da, wo ihn Talent und Schicksal hinstellten, auf, im Bewußtsein mancher vergangener und ohne Zweifel mancher noch bestehender Irrthümer, aber auch im Bewußtsein, das Edle zu wollen und das Schöne zu können.

Ueber verschiedene Gegenstände

der

Dichtkunst und Sprache.

1829.

Epos.

Die Vorzüge der homerischen Dichtung sind nicht die Vorzüge unserer Zeit; dafür aber andere, von denen sich Homer nichts hat träumen lassen. Da schon dem Virgil das größte Unrecht geschieht, wenn man ihm den homerischen Maßstab anpaßt, um wie viel mehr einem neueren Dichter! Die größten und vollendetsten Dichter der neueren Zeit, Dante und Ariost, haben den Virgil gekannt und geliebt, sind aber nicht in die mindeste Versuchung geraten, ihre eigenthümlichen epischen Schöpfungen seiner Musterhaftigkeit aufzuopfern. Ein Aehnliches gilt von Milton, wiewohl die urzeitliche Einfachheit seines Gegenstandes ihn den Alten annäherte. Wenn Tasso zu schwach war, um auf eigenen Füßen zu stehn, wenn selbst Camoens, der das Größte wollte, sich virgilianische Ketten anlegte, so ist es desto schlimmer für sie.

Rhythmus der Nibelungen.

Der Rhythmus des ältesten deutschen Gedichtes wird häufig von denen, die ihn nicht kennen, für roh und ungebildet ausgeschrieen, ungefähr so, wie Einer die Form des Homer für

ungebildet ausgeben würde, der den Hexameter nicht zu lesen verstünde, oder das Griechische nach den Accenten lesen wollte. Nicht die Form der Nibelungen ist roh, sondern unsre deutsche Metrik ist es, da wir, an das monotone Geklapper von Jamben und Trochäen gewöhnt, beinahe den Sinn für eigentlichen Rhythmus verloren haben. Hierdurch ist es so weit gekommen, daß wir, was den Reim betrifft, alle unsre spondäischen und antibacchischen Reime, die in den Nibelungen oft von der schönsten Wirkung sind, d. h. fast ein Drittel unsres Sprachschatzes, vom Reim selbst ausgeschlossen haben, und daß wir, was die Prosodie anlangt, für unsre anapästischen, daktylischen, spondäischen und antibacchischen Worte und Wortzusammensetzungen beinahe gar keinen Platz mehr haben, da sich unsre ganze Metrik in einem beständigen Lang-kurz oder Kurz-lang auf das Eintönigste fortbewegt.

Alles, was wir aus der Fremde entlehnt haben, der Hexameter, die Stanze, die Terzine, mag als vortrefflich für kleinere, dem Idyllischen oder Lyrischen sich nähernde Gedichte anerkannt werden, für umfangsreiche sind sie vollkommen untauglich. Die italiänischen Maße, wie auch der französische Alexandriner erfreuen sich einer großen Mannigfaltigkeit in der Ursprache; vermöge unsrer Prosodie hingegen werden sie eintönig und matt, wie es auch unser fünffüßiger Jambus ist, ein barbarischer und armseliger Vers, der hoffentlich bald aus der Sprache verschwinden wird. Wenn der Verfasser es für ratsam hielt, in seinen dramatischen Werken den Trimeter statt des fünffüßigen Jambus anzuwenden, so kann er auf Treue und Glauben versichern, daß er es nicht den Griechen zu Liebe gethan, sondern daß ihn gerade das Studium des Nibelungenverses darauf geführt hat. Denn dieser sowohl als der Hexameter, die überhaubt verwandt sind, lösen sich rhetorisch in den Trimeter auf.

Von jener Monotonie, die im Epos vollkommen unerträglich sein würde, weiß das Lied der Nibelungen nichts, wiewohl es eine große Regelmäßigkeit mit der höchstmöglichen Varietät

vereinigt, was die höchste Aufgabe eines epischen Versmaßes ist, und auch vom Hexameter gelöst wird.

Das Gesetz des Nibelungenmaßes ist folgendes: Ein Vers von sechs Betonungen wird durch die Cäsur dergestalt geschieden, daß drei Betonungen vor, und drei hinter dieselbe fallen. Die unbetonten Sylben sind gleichgültig, der Dichter mag deren so viele oder so wenige einmischen, als die Sprache und der Wohlklang erlauben. Ist der Halbvers jambisch, so kann er mit einem Spondäus anfangen, von welchem bloß die letzte Sylbe betont wird, wie gleich der erste Halbvers der Nibelungen:

1 2 3
— — ◡ — ◡ — ◡
Uns ist in alten maeren,

so daß die erste Sylbe allerdings lang ist, aber vermöge der Natur des Verses nicht betont werden kann. Keineswegs kann aber der Ton auf an sich selbst kurze Sylben fallen, und folgender Vers:

Das Volk der Frömmelnden mit albernem Gefasel

wäre gar keiner, wohl aber wenn es hieße:

Das Volk der Pietisten blokirt Berlin und Basel.

Ein an sich verschiedenes aber doch verwandtes Gesetz herrscht im Trimeter vor, wo der jedesmalige erste Fuß der drei Versglieder den Spondäus gestattet, ohne den Rhythmus zu stören, wiewohl der Spondäus aus vier, der Jambus aus drei Kürzen besteht. Der Trimeter weicht hierin vom Hexameter gänzlich ab, wo jede Länge zwei Kürzen gilt, und nähert sich der Struktur des modernen Versbaues.

Zu den Licenzen des Nibelungendichters gehört, daß er häufig (wenn es nicht spätere Bearbeiter thaten) den letzten Halbvers einer Strophe zu vier Betonungen ausdehnt, wiewohl die erste derselben gewöhnlich sehr schwach ist.

Durch diesen ganzen Bau des Verses entsteht nun eine reiche Mannigfaltigkeit, und für den, der ihn zu lesen versteht, die größte Harmonie.

Oft gewinnt er daher, wenn es der Gegenstand mit sich bringt, einen sanften, hüpfenden Gang, wie folgender:

Da entschwepte er an den betten viel manegen sorgenden man.
◡◡ — ◡◡ — ◡◡ — ◡ | ◡ — ◡◡ — ◡◡ —

Zuweilen wird, anders geordnet, dieser daktylische Sprung auch ernsten Gegenständen angepaßt, wie z. B. der letzte Vers des drei und dreißigsten Gesangs:

Diu swert von hauden legeten die chunen rechen gemeit.
◡ — ◡ — ◡ — ◡◡ | ◡ — ◡ — ◡◡ —

Eine prachtvolle, oder auch schauerliche Wirkung entsteht, wenn im Gegentheile die unbetonten Sylben fast ganz herausfallen, wie z. B. im letzten Halbvers folgender Zeilen, die zugleich als Muster dienen können, wie schön die antibacchischen Reime sich ausnehmen:

Wie gerne ich dir wäre gut mit meinem schilde,
torst' ich dir'n bieten vor Chriemhilde!
◡ — ◡ — ◡ — ◡ | — ◡ — ◡ — ◡
— ◡ — — ◡ | — — — ◡

Diese Versart wird auch zuweilen gebraucht, um eine malerische Wirkung hervorzubringen, z. B.

Gegen Mutaren die Tunowe nider.
— ◡ — — ◡ | ◡ — — ◡ — ◡

Reine Jamben und Trochäen sind nicht selten, doch hat der Dichter Sorge getragen, daß sie nie eine ganze Strophe ausfüllen. So sind z. B. in folgender Strophe die ersten Halbverse der ersten und zweiten Zeile jambisch, die sich ihnen anschließenden trochäisch, bis der Jambus, der sich nicht abweisen läßt, das Uebergewicht gewinnt, und die beiden Verse ganz jambisch gebildet sind:

Do sucht er nach dem vergen	wider unde dan,
er horte wazzer giezen,	losen er began:
in einem schönen Brunnen	daz taten wisiu wip,
diu wolden sich da chülen	und badeten ir lip.

Zum Schluß erlaube man mir noch eine besonders kunstvoll

gebildete Stanze mit ihrer metrischen Eintheilung anzuführen, da sie fast alle Tonarten des Liedes in sich vereinigt:

Do rief der herre Giselher	Wolfharten an:
„owe, daz ich so grimmen	vient ie gewan!
edel ritter chüne,	nu wendet gegen in;
ich wil'z helfen enden,	ez en—mag nicht lenger gesîn"
◡ — ◡ — ◡ — ◡◡	— — ◡ —
◡ — ◡ — ◡ — ◡	— — ◡ —
— ◡ — ◡ — ◡	◡ — ◡ — ◡ —
◡ — — ◡ — ◡	◡◡ — ◡ — ◡◡ —

Um den Nibelungenvers immer richtig zu lesen, bedarf es allerdings auch einer nähern Kenntniß der alten Sprache, die, wie die homerische, sich noch in manchen schwankenden Formen bewegt. Hierher sind besonders die Eigennamen zu zählen, deren Prosodie meist schwankend ist. So wird z. B. Gunther — ◡ und — — accentuirt, Rüdiger — ◡ ◡ und — ◡ —. Hierher gehört auch das Participium Präsentis, das bei uns schon immer daktylisch ist, bei den Alten aber noch häufig antibacchisch, z. B.

Allez howende die Guntheres man.
— ◡ — — ◡ | ◡ — — — ◡ —

Rechtschreibung.

Unsere Altvordern erfreuten sich einer richtigen und der deutschen Aussprache vollkommen angemessenen Rechtschreibung. Wir haben uns in barbarischen Jahrhunderten eine Last von Verkehrtheiten aufgebürdet, die sich freilich nicht mit einem Male abschütteln lassen, wenn dem Auge nicht zu viel Gewalt angethan werden soll. Schwerlich aber kann einem Schriftsteller die Befugniß abgesprochen werden, vollkommenen Unsinn auszumärzen.

Wir schreiben todt, als ob das o kurz, und wie das a in Stadt ausgesprochen würde; es ist aber im Gegentheile gedehnt, und reimt auf bot u. s. w. Es muß also tot, wie im Altdeutschen geschrieben werden.

Wie das p in das Wort Haupt gekommen, ist auch nicht abzusehen, da es in der alten Sprache Haubet heißt, und auch in allen verwandten Dialekten, wie in Hoved, Hafoad und dergleichen, keine Spur von einem p ist. Der Verfasser schreibt also Haubt und reimt es auf raubt, belaubt u. s. w. Das y ist kein eigenthümlicher deutscher Buchstabe, und kann bloß in den griechischen Worten gebraucht werden. Es könnte höchstens als verlängertes i, als kalligraphischer Schnörkel am Ende der Wörter gelten. Man könnte allenfalls frey, sey u. s. w. schreiben; aber zu beyde, Freyer u. s. w. ist nicht der geringste etymologische Grund vorhanden.

Ich komme nun zu einem Buchstaben, der so oft und fast immer vergeblich in der Mitte der Worte vorkommt, unsern Druck entstellt und für das Auge so häßlich macht, zum h. Natürlich ist nicht von den Fällen die Rede, wo das h ausgesprochen wird, oder doch als etymologisches Ueberbleibsel dasteht. Aber es soll, sagen die Grammatiker, zum Dehnungszeichen dienen. Dann müßte es aber wenigstens mit Consequenz gebraucht werden. Das o in schonen ist eben so lang als in wohnen, warum muß gerade in wohnen ein h stehen? Vermöge des Grundgesetzes der deutschen Aussprache ist nicht die geringste Besorgniß vorhanden, daß Jemand wohnen wie Wonnen ausspräche, wenn es auch wirklich ohne h geschrieben würde. Um nicht durch Neuerung aufzufallen, hat man das Dehnungs-h stehen lassen; wo es aber nicht einmal als Dehnungszeichen gelten kann, und wie in dem Worte Noth ganz ohne Not steht, ist es weggeblieben, und der Verfasser fürchtet nicht, daß man es deßwegen so geschärft wie Gott aussprechen möchte, obwohl es die Pfuscher mitsammt dem h auf unsern Herrgott reimen. So hatten auch die Alten Recht, wenn sie hastu, bistu u. s. w. schrieben, weil es wirklich so ausgesprochen wird, sobald das

Du nicht besonders betont ist. Denn was für eine Zunge gehörte dazu, um ein st und d in der schnellsten Folge hinter einander herauszuquirlen.

Reim.

Alle gebildete Sprachen, vorzüglich die griechische und italiänische, haben ihren Dichtern von jeher, zum Behufe des Metrums oder des Reims, gewisse Freiheiten erlaubt, vermöge deren sie eine oder die andere Schreib- und Sprachform zu ihrem jedesmaligen Zwecke wählen konnten. Unser Dichter hat in bekannten Fällen, wo ein Wort zwei Formen hat, bald diese, bald jene nach seinem Bedürfnisse des Reims gewählt.

Der nationelle Vorzug des Nibelungenverses zeigt sich auch darin, daß es fast keine Worte giebt, die nicht in demselben gereimt werden können, da selbst spondäische Reime, wenn beide Sylben betont sind, sogar eine schöne Wirkung hervorbringen, und noch eine schönere diejenigen, die aus einem Spondäus und einer kurzen Sylbe bestehen, wie auftreten, Worte, die in keinem der monotonen jambischen oder trochäischen Versmaße für den Reim gebraucht werden können.

Man wird dem Dichter eine Freiheit, die er mäßig gebraucht, um so mehr gestatten, wenn er in seinen Werken immer die strengste Reinheit des Reims beobachtet, weßhalb es auch künftig kein wirklicher Dichter mehr wagen wird, die verschiedensten Töne, ä auf ö, i auf ü u. dergl. zu reimen, eine Barbarei, wovon in den alten Helden- und Minneliedern keine Spur ist, und die wir den Meistersängern und dem, in den ästhetischen Handbüchern an die Spitze unserer Literatur erhobenen Opitz, der sich wahrscheinlich einer corrupten schlesischen Aussprache befliß, zu danken haben.

Da schon früher durch Rückert, in seinen lyrischen Werken, Formen behandelt wurden, die einen kunstvollen, vielfachen Reim erfordern, so fällt die bekannte Ausrede von der Reimarmut der deutschen Sprache ohnedem, wenigstens was den Reim betrifft, weg, und bloß die Armut bleibt als Prädikat für ungeschickte Dichter übrig.

Der Verfasser lebt, nebenher gesagt, der Ueberzeugung, daß es für den wahren Künstler keine Kleinigkeiten giebt, daß ein falscher Vers seiner Natur so widrig sein wird, als ein falscher Gedanke; und er überläßt es unsern jungen genialen Geistern, sich Alles zu erlauben, um ja recht bald von Allen vergessen zu werden.

Schluß.

Liebe deutsche Nation! Laß dir von deinen falschen Propheten nicht so entsetzlich viel weißmachen! Willst du dir Rat erholen über eine Sache, so frage nicht Diejenigen, die davon träumen, sondern Diejenigen, die sie gelernt haben, und die dir in wenigen Worten mehr Wahrheit sagen können, als die Unwissenden oder Talentlosen in tausend Bänden! Vertrau' auf die Schöpferkraft der Natur, halte geistvolle poetische Versuche nicht für vollendete Kunstwerke, und glaube nicht, daß die Zeiten erfüllt sind, du möchtest sonst allzufrüh die Hände in den Schooß legen!

Geschichten des Königreichs Neapel.

1831.

Altri studi men dolci, in ch'io riponga
L'ingrato avanzo de la ferrea vita,
Eleggerò. L'acerbo vero, i ciechi
Destini investigar de le mortali
E de l'eterne cose — E se del vero
Ragionando talor, fieno a le genti
O mal grati i miei detti o non intesi,
Non mi dorrò, che già del dutto il vago
Desio di Gloria antico in me fia spento:
Vana Diva non pur, ma di fortuna
E del Fato e d'Amor, Diva più cieca.

Leopardi.

Vorwort.

Bei einem mehrjährigen Aufenthalte in Neapel konnte es nicht fehlen, daß ich mich mit der Geschichte dieses Landes zu befreunden suchte, und so geschah es auch, daß eine oder die andere Epoche derselben einen so großen Reiz auf mich ausübte, daß ich mich zu näherer Betrachtung und Nachspürung, ja zu eigener Darstellung aufgefordert fühlte. Dieß war besonders bei dem vorliegenden Zeitraume der Fall, der einen höchst merkwürdigen Wendepunkt bildet. Da derselbe kaum drei Jahrzehnde begreift, so glaubte ich ihn bis in seine Einzelnheiten verfolgen zu können, ohne den Vorwurf einer zu kleinlichen Ausführlichkeit zu verdienen. Theils war es mir um eine umfassendere Darstellung zu thun, als die bisherigen Erzähler jener Begebenheiten im Auge hatten, theils konnte es mir durch jene Einzelheiten am besten gelingen, die Sitten und Charaktere der damaligen Zeit in ein lebendiges Licht zu stellen, worauf mein Augenmerk vorzüglich gerichtet war. Es giebt zwei Arten von Geschichtschreibung, die betrachtende und erzählende. Erstere wird kurzgefaßt am meisten anziehn, letztere wird, wie das epische Gedicht, ohne Einzelheiten langweilig und ermüdend scheinen. In beiden wird freilich der ordnende Geist das Meiste thun müssen.

Bei einer Nation, wie die deutsche, die so oft ihre eigene Universalität zu rühmen pflegt, mag ein so kleingezogener Kreis, wie der hier gegebene, befremdend erscheinen; aber zuweilen läuft

die schwere Kunst, Alles zu wissen, auf die leichte hinaus, nichts gelernt zu haben. In Italien fehlt es zwar an Weltgeschichten, woran wir so reich sind; doch findet man daselbst, fast durch alle Jahrhunderte hindurch, einen so reichhaltigen Schatz von Chroniken und vortrefflichen zeitgenossischen Geschichtschreibern, daß wir wohl Ursache haben könnten, dieselben mit Neid zu betrachten.

Diese Bemerkung bezieht sich allerdings mehr auf Nord- und Mittelitalien, zumal Toskana und Venedig, als auf das Königreich Neapel, wo eher über Armuth an historischen Quellen zu klagen wäre, und namentlich auch in dem Zeitraume, von welchem hier die Rede ist. Doch sind die Beziehungen desselben so mannigfach, daß da, wo einheimische Hülfsmittel abgehn, die genuesischen und arragonischen Geschichtschreiber, so wie die Biographen der Päpste, des Königs Alfons und der berühmtesten Feldherrn jener Zeit hinlängliche Aufklärung gewähren. Aber eben durch die große Verschiedenartigkeit der Quellen war die hier gesetzte Aufgabe schwerer zu lösen, als es, bei ihrem geringen Umfange, der Anschein zeigen möchte.

Was die Anführung jener Quellen betrifft, so schien sie mir nur bei auffallenden und weniger bekannten Thatsachen nötig zu sein; bei solchen aber, die fast ohne Ausnahme von allen Gesammthistorikern Neapels erzählt werden, hielt ich sie für nutzlos, da es mir weder um Störung des unbefangenen Lesers, noch um Darlegung von Gelehrsamkeit zu thun war.

Hoffentlich, wenn diese persönliche Schlußbemerkung erlaubt ist, wird man dem Dichter die Fähigkeit zu historischen Arbeiten nicht absprechen können, oder vielmehr, man wird gestehen müssen, daß es keinen Geschichtschreiber, der von poetischem Genie entblößt wäre, geben kann; denn wie wäre Geschichtschreibung möglich ohne darstellende Kraft? Das eigentliche Verdienst des Dichters beruht auf der Wahrheit seiner Darstellung, und die wirkliche Erfindung beschränkt sich auf die Kenntniß der Natur und der menschlichen Seele. Ohne diesen Grund und Boden der Wirklichkeit würden selbst Homer und Ariost als geringe

Poeten erscheinen müssen; denn der würdige Mensch kann nichts Würdiges unternehmen, dessen Hintergrund nicht die Wahrheit wäre. Wie wohlfeil das bloße Aushecken phantastischer Begebenheiten und Abenteuer zu haben ist, dieß erhellt täglich aus der Sündflut von Novellen und Romanen, die davon wimmeln. Eine solche, großentheils entnervende Lektüre allmählig zu verbannen, und den Geist des Volkes an edlere Beschäftigungen zu gewöhnen, ist eine Aufgabe, zu welcher auch der Verfasser dieser Blätter sein Scherflein beizutragen sich berufen fühlt. Möchte es dieser und einigen andern noch vorbehaltenen Darstellungen gelingen, die Deutschen mehr und mehr zu überzeugen, daß bloß das Bedeutende ewig fortwirkt, und daß kein Roman so romantisch ist als die Geschichte selbst.

Neapel im Mai 1832.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Um den Süden Italiens kämpften, in der Auflösungsperiode des römischen Reichs, Griechen, Longobarden und Saracenen wechselseitig. Ein solches Chaos zu entwirren, und die herrlichen Länderstrecken, welche wir gegenwärtig unter dem Namen der beiden Sicilien begreifen, in Ein Reich zu verwandeln, war normännischen Abenteurern vorbehalten. Graf Roger, dessen Vater die Insel Sicilien erobert, dessen Oheim den morgenländischen wie den abendländischen Kaiser besiegt hatte, setzte in Palermo im Jahre 1130 die Königskrone auf sein Haupt. Er und seine Vorfahren hatten sich der Päpste, die öfters als Gefangene in ihrer Gewalt, und denen sie völlig überlegen waren, zur Bestätigung ihrer Rechte bedient; ja, sie hatten, unscheinbare Förmlichkeiten gering achtend, die eroberten Provinzen als Lehen aus den Händen der Statthalter Christi empfangen wollen. Schwer jedoch büßten die unterworfenen Länder, und alle nachfolgenden Könige bis in die späteste Zeit, die Gestattung kirchlicher Ansprüche, und in demselben Zeitpunkte, in welchem jene Königreiche gegründet wurden, ward auch der Same zu ihrem Verderben, zu ewigen Kriegen, zu Umwälzungen ohne Gleichen ausgestreut.

Vier und sechzig Jahre nach der Krönung Rogers regierten er und sein Stamm. Seine nachgeborne Tochter Constanze brachte

die Krone an das schwäbische Kaiserhaus, nicht ohne blutigen Zwiespalt der Parteien und eine mit Gräueln befleckte Eroberung. Zwei und siebzig Jahre, bis zur Schlacht von Benevent, dauerte die Herrschaft der Deutschen. Die Päpste hatten den Bruder des Königs von Frankreich, Karl von Anjou, mit beiden Sicilien belehnt; er kam, die Hohenstaufen unterlagen ihm, und er vertilgte das Geschlecht. Seine Regierung jedoch war verhängnißvoll. Zwei Jahre vor seinem Tode (1282) verlor er Sicilien, das seine Nachfolger vergeblich wieder zu erobern suchten. Verzweifelnd und seinen einzigen Sohn in der Gefangenschaft seiner Todfeinde zurücklassend, starb er.

Glücklicher war die Regierung Karls II., durch zahlreiche Nachkommenschaft gesegnet. Ungarn erbte er durch seine Gemalin, und ließ seinen ältesten Sohn, Karl Martell, der jedoch früh verstarb, zum dortigen König krönen. Ihm folgte in Neapel sein zweiter Sohn Robert, mit Uebergehung Caroberts, des Sohnes Karl Martells. Vier und dreißig Jahre, mit großem Ansehn und als Hort aller Welfen in Italien, herrschte König Robert. Dem raschen Tode Kaiser Heinrichs VII. und der Schwäche Ludwigs des Bayern verdankte er seine Größe. Er mußte jedoch den eigenen Sohn überleben, und ernannte zur Nachfolgerin seine Enkelin Johanna, die er mit Andreas, dem Sohne Caroberts von Ungarn, verlobte. Zwei Jahre nach seinem Tode ward Andreas, als Ausländer verhaßt, durch neapolitanische Barone ermordet. Dessen älterer Bruder Ludwig, König von Ungarn und Polen, fällt in Neapel ein, um den Tod des Andreas, den er der Königin aufbürdet, zu rächen. Johanna entflieht nach der Provence, dem Erblande der Anjou, zu Papst Clemens VI., der dort seinen Hof hielt. Ihm verkauft sie aus Geldnot Avignon. Nach Ludwigs Abzug wird sie nach Neapel zurückgerufen, wo sie mild und weise herrscht, die Zügel der Regierung selbst führend, wiewohl sie sich, nach dem Wunsche des Volks, noch dreimal vermält. Das letztemal mit Otto von Braunschweig im Jahre 1376. Dieser hatte sich im nördlichen Italien, durch die Vormundschaft der jungen Fürsten von Monferrat,

einen ehrenvollen Namen erworben, und war, schon seiner Familie nach, ein Welfe. Aber furchtbare Mißgriffe, die unabsehliches Elend über Neapel brachten, bezeichnen die letzten Regierungsjahre der Königin Johanna; und wenn unsre nachfolgende Erzählung nicht unverständlich bleiben soll, so müssen wir hier die damaligen Zustände Italiens näher betrachten.

Seit 1305 war durch den Einfluß des Königs von Frankreich der Sitz der Päpste in Avignon. Die römischen Provinzen gerieten dadurch in Verfall, und die Sitten der Geistlichkeit verwilderten so sehr, daß der Unwille allgemein ward. Da geschah es im Jahre 1375, während der Regierung Gregors **XI.**, daß die meisten Städte des Kirchenstaats sich empörten, theils die Freiheit wiederherstellten, theils unter die Gewalt kleiner Oberherrn sich schmiegten. Gregor sandte mit einem Söldnerheere den Cardinal von Genf, der sich jedoch unerhörte Grausamkeiten erlaubte. Nun erschien Gregor selbst, starb aber bald, indem er Alles in der größten Verwirrung zurückließ. Die Cardinäle, meist Franzosen, versammelten sich im Conclave. Das römische Volk, im stürmischen Auflauf, foderte einen einheimischen Papst. Sie erwählten den Erzbischof von Bari, der den Namen Urban des Sechsten annahm, ein Charakter von unerbittlicher Strenge und herrisch bis zur Unbändigkeit. Den Lebenswandel der Cardinäle zu verbessern, war sein erstes Geschäft, Unzufriedenheit von Seite der Letztern dessen Folge. Die Franzosen sehnten sich nach Avignon zurück, König Karl V. sah einen römischen Papst höchst ungern. Otto von Braunschweig war von seiner Gemalin an Urban gesandt worden, ihm ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen. Allein sei es, weil Johanna früher, im Bunde mit den Florentinern, den Aufruhr im Kirchenstaat unterstützt hatte, sei es, weil sie auf Beschränkung der Geistlichkeit antrug, und gegen ihren ehemaligen Unterthan höhere Ansprüche für erlaubt hielt, sei es, aus was immer für Ursache, der Papst behandelte den Herzog hochfahrend und beleidigend, ja er soll geäußert haben, daß er die Königin in's Kloster von S. Clara schicken wolle, um dort zu spinnen. Was Wunder also, wenn Johanna, als

die französischen Cardinäle in Fondi, unter dem Vorwand, daß ihre Wahl in Rom durch den Pöbel erzwungen worden sei, den Papst in den Bann thaten, und statt seiner den Cardinal von Genf unter dem Namen Clemens VII. erkoren, was Wunder, wenn sie zugleich mit Frankreich dem Gegenpapst huldigte? Bald aber mußte sie ihres Irrthums, den sie mit Krone und Leben bezahlte, gewahr werden. Nicht einmal in Neapel, wo sie ihn festlich empfing, war Clemens im Stande, sich zu behaupten; das Volk stand wider ihn auf, und er war gezwungen, sich nach der Provence zu flüchten. Was frommte ihr ein ferner und machtloser Beschützer gegen einen nahen und unversöhnlichen Feind?

Durch Verkauf der Kirchengüter bereitete sich Urban Hülfsmittel, ja er verwandelte sogar die silbernen und goldenen Geräthe, Kelche, Kreuze und Heiligenbilder in klingende Münze. Hierauf wandte er sich an den vermutlichen Thronerben Neapels, Karl von Durazzo; denn Johanna war kinderlos. Dieser, ein Abkömmling Karls II., befand sich lange in Ungarn, und that Kriegsdienste bei seinem Oheim, der ihn nach Italien geschickt hatte, um an jenem berühmten Kriege Theil zu nehmen, in welchem Venedig von den Genuesern so hart bedrängt wurde. Jenen Karl nun berief Urban nach Rom und krönte ihn zum Könige von Neapel im Jahre 1381.

Johanna, die keinen andern Stützpunkt als Frankreich hatte, ernannte Ludwig von Valois zu ihrem Nachfolger und bat ihn um Beistand. Dieser Schritt bereitete dem Lande Jahrhunderte langes Verderben, und brachte es zuletzt in die Hände der Könige von Frankreich und Spanien. Auch gereichte er der Königin nicht zum Heil; denn Ludwig war durch den Zustand, in welchem sich damals Frankreich befand, und durch den Tod seines Bruders Karls V. abgehalten, ihr schleunige Hülfe zu gewähren. Unterdessen rückte Karl von Durazzo vor. Otto von Braunschweig stellte sich ihm an der Gränze entgegen; doch bei der getheilten Stimmung seines Heeres mußte er sich zurückziehen. Verräter öffneten Karln die Thore von Neapel, die Königin zog

sich in's Castel nuovo zurück. Aber die dazu Beauftragten hatten verabsäumt, es mit Lebensmitteln zu versehen. Otto wagte noch eine Schlacht, er ward verwundet und gefangen, das Heer zerstreut und Johanna capitulirte. Sechs Tage später kam der Graf von Caserta mit zehn Galeeren aus Frankreich, um die Königin zu entsetzen. Ludwig von Valois bemeisterte sich jedoch der Provence, welche seinen Nachkommen verblieb, und nie mehr mit Neapel vereinigt wurde. Im folgenden Jahre sammelte er ein bedeutendes Heer und rückte in Italien ein. Karl III., so nannte sich jetzt der neue König, wandte Alles an, um Johanna für sich zu gewinnen. Er vergönnte ihr, mit den Befehlshabern der provenzalischen Galeeren zu sprechen, um diese zur Unterwerfung aufzufodern. Aber Nachgiebigkeit lag nicht im Charakter dieser an Geist wie an äußerer Gestalt großartigen, an Herrschaft gewöhnten Frau. Sie erklärte den Provenzalen, Karl von Durazzo, von ihr einst mit Wohlthaten überhäuft, sei der schnöde Räuber ihrer Krone, ihr einziger Erbe Ludwig, dem zu gehorchen sie feierlichst beschwöre. Sie selbst betrachte sich als tot, und nur ihres Leichenbegängnisses eingedenk zu sein, bitte sie die Getreuen. Hierauf ließ sie der König auf eines seiner Schlösser in der Provinz Basilicata führen und erwürgen. Dieß geschah im Jahre 1382. Ihr Leichnam ward nach Neapel gebracht und öffentlich ausgestellt. In S. Clara liegt sie begraben.

Zweites Kapitel.

Wir können nun das Folgende kürzer zusammenfassen, um uns dem eigentlichen Anfangspunkte unserer Erzählung zu nähern. Nur wenige und sehr stürmische Jahre genoß Karl III. seines Triumphs. Ludwig von Valois eroberte Apulien, starb jedoch

unverhofft nach der Einnahme von Bisceglia, zum großen Glück seines Gegners. Dieser hatte sich unterdessen mit Urban VI. völlig entzweit. Dem Neffen des Letztern, Namens Butillo, hatte er früherhin Capua, Nocera und Amalfi versprochen, und der Papst kam nun nach Neapel, um den König an seine Zusage zu mahnen. Butillo jedoch, ein Wüstling, war in ein Frauenkloster eingedrungen und hatte dort einer Nonne Gewalt angethan, worauf er, nach den bestehenden Gesetzen, zum Tode verurtheilt wurde. Der Papst sprach ihn los, entschuldigte den Vierzigjährigen mit seiner Jugend, und bestand auf Abtretung der Fürstenthümer, worauf er sich selbst mit seinem Neffen nach Nocera begab. Karl, des Papstes Ränke fürchtend, und besorgend, daß er dem Butillo das ganze Reich in die Hände spielen wolle, wünschte ihn außer Landes oder unter seinen Augen in Neapel. Heftige Streitigkeiten entstanden und Urban belegte Neapel mit dem Interdikt, dem jedoch keine Folge geleistet ward. Nun ließ Karl durch seinen Feldhaubtmann, Alberigo da Barbiano, Nocera belagern, und der Papst verfluchte den König täglich dreimal. Ersterm gelang es jedoch zu entwischen und in Salern ging er auf genuesischen Schiffen zur See.

Schon früher war in Ungarn König Ludwig gestorben. Er hinterließ zwei Töchter, wovon die Eine Polen erhielt, die Andere von den Ungarn erwählt wurde, die ihr den Titel König Maria gaben. Karl III. jedoch glaubt nähere Ansprüche an das Reich seines Oheims zu besitzen, und kaum ist er des päpstlichen Besuchs entledigt, so begiebt er sich jenseits des adriatischen Meers; und da er als schon Bekannter auftritt und den Meisten männliche Herrschaft wünschenswert scheint, so findet er großen Anhang und wird in Buda gekrönt. Aber die Königinnen (denn Ludwigs Wittwe lebte noch), die zuerst in verstellter Freundlichkeit ihn als Beschützer bewillkommten, verrieten ihn. In ihrer Gegenwart ward er erstochen (1386).

Groß hierüber war die Bestürzung seiner Gemalin Margarethe in Neapel, die sich mit zwei unmündigen Kindern, Ladislaus und Johanna, allein sah. Der französische Anhang erhob

sich mächtiger als je, und an die Venetianer, die sie beleidigt hatte, verlor Margaretha Durazzo und die Insel Corfu. Bald darauf mußte sie auch Neapel, das von den Häubtern der provenzalischen Partei, den Sanseverinen und Otto von Braunschweig erobert wurde, verlassen. Sie zog sich mit ihren Kindern nach Gaeta zurück, wo sie eine Reihe von Jahren verblieb. Ludwig II., Sohn des in Apulien verstorbenen Valois, wurde in's Land entboten. Er schickte einstweilen den Herrn von Montjoie mit einem Heere, den er zum Vicekönig ernannte. Dieser hatte jedoch zu wenig Geschmeidigkeit und entfremdete sich die Barone. Selbst der Braunschweiger, der sich zurückgesetzt fand, spielte den Condottiere und ging später zu der Partei des Ladislaus über. So lange Papst Urban lebte, verhielt sich dieser eben so feindlich gegen das Haus Durazzo als gegen die Franzosen; als jedoch Bonifaz IX. im Jahr 1389 den apostolischen Thron bestieg, erklärte er sich offen für Ladislaus, da Ludwig II. durch den Gegenpapst belehnt worden war. Dieser Letztere starb 1394 und an seiner Stelle wurde in Avignon ein Spanier, Benedikt XIII., gewählt.

Es gehört nicht zu meiner Aufgabe, die wechselnden Kriegsfälle zu beschreiben, die zwischen Ludwig von Valois, der seinen Sitz in Neapel hatte, und dem nun herangewachsenen Ladislaus Statt fanden. Ueberdieß leiden die Geschichten dieser Epoche an Verworrenheit, da sich an einheimischen und gleichzeitigen Berichterstattern ein großer Mangel zeigt. So viel ist klar, daß die provenzalische Partei sich von Jahr zu Jahr verkleinerte, und endlich durch den Abfall der mächtigen Sanseverinen den letzten Stoß erhielt. Ladislaus eroberte die Haubtstadt 1400 und Ludwig schiffte sich in Tarent nach Frankreich ein.

Vier Jahre später, durch das Beispiel seines Vaters ungewarnt, machte Ladislaus einen Kriegszug nach Ungarn; doch war ihm der Anhang Sigismunds (Gemals der Königin Maria und nachmaligen Kaisers) überlegen und Ladislaus mußte sich zurückziehen. Bloß Zara behielt er und verkaufte es im Jahre 1409 an die Venetianer.

Desto mehr beschäftigten ihn die Angelegenheiten Italiens. Er hatte, wie mehrere Herrscher der damaligen Zeit (vor allen Gian Galeazzo Visconti), den Gedanken gefaßt, sich zum König der ganzen Halbinsel aufzuwerfen, ja die Kaiserkrone schwebte ihm vor und sein Wahlspruch war: Aut Caesar aut nihil. Sein Augenmerk hatte er vorzüglich auf Rom gerichtet, und die Gelegenheit schien günstig. Schon 1404, bei der Wahl Innocenz VII., hatte er sich der Engelsburg bemächtigt, mußte sie aber, als der Papst sich mit den Römern aussöhnte, wieder preisgeben. Auf Innocenz folgte Gregor XII. Da dieser jedoch, trotz des lebhaften Wunsches der ganzen Christenheit, mit dem Gegenpapst Benedikt zu keiner Verständigung gelangen konnte, so versammelten sich 1409 die Cardinäle in Pisa, und erwählten einen Candioten, Alexander V., welchem bald der in damaliger Zeit so berüchtigte Balthasar Coscia, unter dem Namen Johann XXIII., nachfolgte. Deßhalb gaben nun aber Gregor und Benedikt ihre Ansprüche keineswegs auf, Ladislaus nahm den Erstern in Schutz, eroberte unter diesem Vorwande den größten Theil des Kirchenstaats und drang bis Cortona und Siena vor.

Da kam Ludwig von Valois mit einem Heere noch einmal nach Italien. Im Bündniß mit den Florentinern machte er den Paolo Orsino, des Ladislaus Feldhaubtmann, von jenem abtrünnig, und unter dessen Anführung ward Rom im Namen Alexanders erobert. Zwei Jahre später erfolgte die Schlacht bei Roccasecca, in welcher Ladislaus gänzlich geschlagen wurde. Da er jedoch einen Separatfrieden mit den Florentinern schloß, und die Genueser, die sich der französischen Herrschaft kurz vorher entzogen (daher den Franzosen sich feindlich zeigten), einen glücklichen Seekrieg für ihn führten; da endlich Ludwig durch gänzlichen Geldmangel gelähmt war, so ward jene Niederlage zum Sieg und Ludwig ging in die Provence zurück. Johann XXIII. mußte den Frieden mit Geld erkaufen, und dafür verjagte Ladislaus den Papst Gregor, der sich bei ihm niedergelassen, aus seinen Staaten.

Ladislaus jedoch hatte das Geld, nicht den Frieden gewollt.

Im Jahr 1413 ließ er seinen Feldhaubtmann Sforza in die Mark Ancona einfallen, und den Tartaglia, einen andern Condottiere, schickte er nach Rom, wo er später selbst, unter glänzenden Festen, seinen Einzug hielt. Johann XXIII. hatte sich zuerst nach Florenz, dann nach Bologna zurückgezogen, und da er eines Bundesgenossen bedurfte, so wandte er sich an den Kaiser Sigismund, der damals in Krieg mit den Venetianern verwickelt war. Er wußte den Kaiser, der vor Allem das Ende der Kirchenspaltung wünschte, durch den Vorschlag eines allgemeinen Concils zu gewinnen, und traf mit ihm in der Lombardei zusammen. Das Concil wurde, gegen die Meinung des Papstes, in Costnitz ausgeschrieben. Johann hatte Ursache, seinen voreiligen Schritt zu bereuen: denn bald darauf erfuhr er den Tod seines Feindes, des Königs Ladislaus. Dieser, der in beständigen Ausschweifungen lebte, ward in Perugia durch ein Mädchen vergiftet. Er ließ sich unter großen Schmerzen zuerst nach Rom, und dann ins Castel nuovo zu Neapel tragen, wo er im August 1414 verschied. Da die Lustseuche in damaliger Zeit noch unbekannt war, so hielt man es für ein künstliches Gift, das der Vater jenes Mädchens, ein Arzt, auf Anstiften der Florentiner, seiner eigenen Tochter beigebracht haben sollte. Ladislaus starb im acht und dreißigsten Jahr seines Alters, der letzte männliche Sproß des Hauses Anjou.

Drittes Kapitel.

In Neapel ward nun des Verstorbenen Schwester, drei Tage nach dessen Tode, zur Königin ausgerufen. Johanna II., so nannte sie sich, war früher an Wilhelm von Oestreich, Sohn Leopolds III., vermält gewesen; nach dem Tode ihres Gemals,

dem sie keine Kinder gebracht hatte, kehrte sie in ihr Vaterland zurück. Bei ihrer Thronbesteigung fuhr sie, die Krone auf dem Haubte, durch die Stadt, ließ Geld unter das Volk streuen, befreite Alle, die sich in den Gefängnissen befanden, und verzieh den abgefallenen Baronen, was bei der Durazzkschen Partei keine gute Wirkung hervorbrachte.[1]

Unverweilt nach ihrem Regierungsantritt erschien Sforza Attendolo an ihrem Hof, unter den Feldhaubtleuten des verblichenen Königs der angesehenste. Da er eine Haubtrolle in der nachfolgenden Erzählung spielt, so gereicht es vielleicht den Lesern zur Aufklärung, aus seiner frühern Geschichte das Wichtigste zu vernehmen. Sforza ist uns zugleich als ein Musterbild des damaligen Condottierencharakters und als Stammvater eines berühmten Fürstengeschlechts merkwürdig.

Jakob Mutius degli Attendoli kam im Jahr 1369 zu Cotignola, einem Städtchen bei Faenza, zur Welt. Seine Familie war begütert und angesehen, ohne vornehm zu sein. Ein und zwanzig Kinder hatte seine Mutter geboren, und der strenge Charakter dieser Frau hatte die Knaben frühe an geringe Kost, an Abhärtung und soldatische Uebungen gewöhnt, so daß das Haus der Attendoli eher einem Waffensaale als einem Wohngebäude gleich sah.[2] Da habe nun einmal, so wird erzählt, der junge Mutius, den Kopf voll kriegerischer Träume, im Garten seines Vaters mit dem Karst gearbeitet; aber des bäurischen Geschäfts müde, und vom Himmel sich einen Schicksalswink erflehend, habe er die Hacke nach einem hohen Eichbaum geschleudert. Falle sie herab, so solle er seine Feldarbeit fortsetzen, bleibe sie hangen, so sei er zu Kriegsdiensten bestimmt. Die Hacke jedoch blieb in den Zweigen hangen und der junge Mutius griff zu den Waffen. Von Vielen wird diese Geschichte bezweifelt, wiewohl sie von Sforza selbst in einem Witzwort, das man ihm beilegt, anerkannt und von seinen Nachkommen geglaubt wurde. Wie dem auch sei, er entfloh in seinem

[1] *Mazzella*, Vite de Re di Napoli.

[2] *Jovius*, Vita Sfortii.

dreizehnten Jahre mit einem Pferd aus dem väterlichen Hause, und der erste Feldhaubtmann, unter welchem er diente, war Boldrino, ein Mann, der eines so großen Rufs bei seinen Truppen genoß, daß diese sogar seinen Leichnam einbalsamirten, auf allen Kriegszügen mit sich führten, und jedesmal im Lager ein eigenes Zelt für ihn aufschlugen; denn sie hielten auch seine Hülle noch für die beste Gewähr des Siegs.

Später begab sich Sforza unter die ersten Feldherrn seiner Zeit, den Giovanni Acuto, wie er von den Italienern genannt wird,[1] und den Alberigo da Barbiano, Großconnetabel von Neapel. Durch Letztern erhielt er wegen seiner Hartnäckigkeit bei Gelegenheit einer Beutevertheilung den Beinamen Sforza. Dem Erstern eiferte er vor allen Andern nach, und bewunderte ihn besonders deßhalb, weil er, ein Fremdling und aus einer barbarischen Insel stammend, durch Klugheit und Tapferkeit zu so hohen Ehren gelangt war, daß selbst ein Visconte ihm seine Tochter antraute und die florentinische Republik ihn mit Reichthümern überhäufte, ja nach seinem Tode sein Andenken durch eine Reiterstatue ehrte, welche letztere noch heutzutage im Dom von Florenz vorhanden ist.

In jene Jugendzeit fällt auch Sforza's Freundschaft mit Braccio da Mantone aus dem Peruginischen, einem der größten Kriegshelden jener Epoche. Viele Jahre hindurch schienen beide unzertrennlich; Waffen, Pferde und Gefahren waren gemeinschaftlich, selbst Farben und Abzeichen. Wir werden im Laufe dieser Geschichte sehen, wie ein so langdauernder Bund zerrissen ward.

Wir finden sodann Sforza zuerst als Anführer von den Peruginern gewählt, die ihre Freiheit gegen Gian Galeazzo Visconti vertheidigten. Die Stadt unterlag, Galeazzo jedoch, der Sforza's Verdienste zu schätzen wußte, nahm ihn in seinen Sold, entließ ihn aber nach kurzer Zeit, weil er ihm als Welfe verdächtig schien. Hierauf begab sich dieser zu den Florentinern,

[1] Er hieß Hawkwood.

welche im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts den Kaiser Ruprecht von der Pfalz nach Italien riefen, um ihnen gegen den Visconte beizustehen. Jenem stellte sich Sforza mit seiner Schaar im Paduanischen vor. Der Kaiser bewunderte die schöne Haltung der Truppen, so wie des Anführers Gewandtheit als Reiter, und bemerkend, daß Sforza (auf den Namen seiner Vaterstadt anspielend) eine Quitte im Schild führte, sagte er ihm: Ich will dir einen Löwen beilegen, der deinen Apfel hält. So entstand das Wappen der Sforza.[1]

Als im Jahr 1402 Gian Galeazzo, dem sich die Florentiner widersetzten, Bologna eroberte, ward Sforza durch die feige Flucht Tartaglia's, der neben ihm eine Schaar befehligte, gefangen; Alberigo da Barbiano jedoch, Galeazzo's damaliger Feldhaubtmann, entließ ihn, und mit 300 Reitern, denen man ebenfalls Pferde und Waffen abgenommen, kehrte er zu Fuß über die Apenninen nach Florenz zurück. Wir haben tapfer gefochten, sagte er zu den Vorstehern der Republik; aber das Glück war uns abhold. Gebt uns Pferde und Waffen und unsre Anstrengungen werden eurem Vertrauen entsprechen.

Bald nach der Einnahme von Bologna starb der Visconte. Seinem natürlichen Sohne Gabriel (der später in Genua enthaubtet wurde) hatte er Pisa hinterlassen. Dieser verkaufte es an die Florentiner; die Pisaner jedoch waren keineswegs damit einverstanden, und es entspann sich ein Krieg, in welchem die seit ältester Zeit so berühmte und als Königin der Meere begrüßte Republik zu Grunde ging. Hier leistete Sforza den Florentinern so wichtige Dienste, daß sie ihm nicht nur die Lorbeerkrone zuerkannten, sondern ihm auch einen Sold von jährlichen 500 Liliendukaten aussetzten. Als hierauf Florenz einige Friedensjahre genoß, trat er in die Dienste des Beherrschers von Ferrara, Nicolaus von Este. Dieser war in einen Krieg mit Ottobono Terzo verwickelt, welcher letztere früher ein Feldhaubtmann Gian Galeazzo's, nach dessen Tode er sich Parma's

[1] *Cribellus*, Vita Sfortii. *Jovius*, l. c.

bemächtigt hatte. Ottobono, durch Sforza gedrängt, wünschte den Frieden, doch wahrscheinlich nur, damit Nicolaus seine Söldner entlassen und desto wehrloser erscheinen möge. Eine Zusammenkunft beider Fürsten ward verabredet, unterblieb aber, da Nicolaus durch Ottobon's Boten gewarnt wurde. Bald darauf fiel Ottobono in die Hände der Sforzesken, und wurde von Michael Attendolo niedergestoßen.[1] (1409.) Michael war nämlich früher mit andern Gefährten in Ottobon's Gefangenschaft geraten, und dieser hatte sie sämmtlich in Ketten legen, und den ganzen Winter hindurch jede Nacht nackend ausziehn und mit kaltem Wasser begießen lassen. Einige schreiben Ottobon's Tod dem Sforza selbst zu. Wie dem auch sein mag, so viel ist gewiß, daß diese Todesbotschaft von Ottobon's Unterthanen mit Jubel aufgenommen wurde. Als sein Leichnam nach Modena gebracht ward, zerriß ihn das Volk, und Einige aßen von seinem Fleische.

Nachdem Sforza für die Estenser Parma erobert hatte, kehrte er zu den Florentinern zurück, und wohnte noch in demselben Jahre der Einnahme von Rom unter Ludwig von Valois bei. Auch die Schlacht von Roccasecca wurde durch ihn entschieden, und Johann XXIII., in dessen Sold er stand, seit die Florentiner sich mit Ladislaus ausgeglichen, verlieh ihm Cotignola seine Vaterstadt, worüber Sforza die reinste Freude empfand. Schon früher hatte er sich manche Besitzung erworben. Nicolaus hatte ihm Montecchio, ein Schloß im Parmesanischen, geschenkt, und durch seine erste rechtmäßige Gemalin, einer Saneserin aus dem berühmten Geschlecht der Salimbeni, besaß er die Stadt Chiusi und einige andere Castelle in Toscana.[2]

Wegen der Beleidigungen und beständigen Nachstellungen des Paolo Orsino verließ Sforza Rom und trat später in den Dienst des Königs Ladislaus, nachdem er sich feierlich vom Papste losgesagt und dessen Sold zurückgewiesen hatte. Johannes war jedoch hierüber so sehr erbittert, daß er ihn, nach damaliger

[1] *Cribellus.*

[2] *Jovius.*

Sitte, am rechten Fuß aufgehenkt malen ließ, zugleich mit einer ehrenrührigen Inschrift, in der ihm seine niedrige Abstammung vorgeworfen ward.[1] Ladislaus empfing ihn freundlich; aber da dieser König die Condottieren, deren er sich nur aus Not bediente, haßte, so mußte Sforza seinen ältesten Sohn Francesco (den er mit einer Beischläferin erzeugt hatte) aus Ferrara, wo er Edelknabe bei dem Estenser war, kommen lassen, und Ladislaus behielt denselben als Geißel, wiewohl er ihn, den damals zwölfjährigen Knaben, zum Grafen von Tricarico ernannte.

Als Ladislaus gestorben war, eilte Sforza nach Rom; doch konnte er die Stadt gegen den allgemeinen Volksaufstand nicht behaubten. Bloß Ostia, Civita Vecchia und die Engelsburg erhielt er im Gehorsam der Königin, zu welcher er sich, wie bereits erwähnt worden, nach Neapel begab. Den Befehl der Truppen im Römischen hatte er dem Micheletto, einem Verwandten, übertragen.

Viertes Kapitel.

Johanna II., bereits im fünf und vierzigsten Jahre ihres Alters, trug keine jener Eigenschaften in sich, die einen Herrscherberuf beurkunden. Da sie an den Männern eigentlich nichts liebte, als das Geschlecht, so fehlte ihr der weibliche Scharfblick anderer auf den Thron berufener Frauen, welche die tüchtigsten Charaktere leicht zu unterscheiden und an die Spitze zu stellen im Stande sind. In Vergnügungen und Hoffesten hatte sie bisher gelebt, geheimen Lieblingen ihre Gunst geschenkt. Aber weil bei verborgener Neigung die Gefahr um so größer, die Entdeckung um so leichter scheint, je höher der Gegenstand gestellt ist, zu dem sie sich erhebt, so hatte die Fürstin, Vor-

[1] *Antonio Petri*, Diarium Romanum ab anno 1404—1417.

nehmere zurückweisend, ihre Blicke auf einen Diener des Hauses, den Mundschenken Pandolfello Alopo geworfen, einen damals sechsundzwanzigjährigen Jüngling von ausgezeichneter Körperschönheit, der ihr bereits als Knabe nach Oestreich gefolgt war.[1] Als jedoch Ladislaus gestorben, konnte sie der Versuchung nicht widerstehn, den Geliebten zu erhöhen. Bald sah sich Pandolfello als Großkämmerer im Besitz eines der ersten Kronämter, und sein Wille ward auch der Wille der Königin. Bedeutend war hierüber die Entrüstung des Adels. Der Partei Durazzo, den Vertrauten des verstorbenen Königs, verdankte Johanna den Thron, und der nächste Platz an demselben ward einem Manne vergönnt, den sie als Knecht verachteten.

Maßregeln gegen die Barone schienen notwendig, und Johanna begann mit der Wittwe ihres Bruders, deren Einfluß, durch große Besitzungen verstärkt, sie fürchtete. Denn Maria besaß durch ihren ersten Gemal, Raimund Orsino, das Fürstenthum Tarent nebst andern Ländereien. Als sie sich daher nach Lecce begeben wollte, ward sie sammt ihren Kindern erster Ehe in Castel nuovo, wiewohl in ehrenvoller Gefangenschaft zurückgehalten. Die Reihe kam nun an Sforza, der als Gebieter eines Heeres vor allem gefährlich schien; sei es, daß man ihn wegen seiner Verbindung mit den Baronen in Verdacht hielt, sei es, wie viele Erzähler jener Begebenheiten behaubten, aus persönlicher Eifersucht Alopo's. Wohl mochte Sforza, wenn auch bei vorgerücktem Alter, durch seine hohe Gestalt, seine kriegerische Haltung und den Reiz, den der Ruhm verleiht, die Aufmerksamkeit der Königin fesseln, und als einmal Alopo beide in einem scherzhaften Gespräche begriffen fand, worin Johanna dem Feldhaubtmann wegen seiner Wittwerschaft Vorwürfe machte, so säumte er nicht, letztern des Einverständnisses mit dem unzufriedenen Adel bei der Königin anzuklagen.[2] Diese verlieh dem Großkämmerer zu jeder nötigen Vorkehrung Vollmacht, und als

[1] *Cronica di Napoli* im 4ten Band der Raccolta di' storici Napoletani.
[2] *Costanzo*, Storia di Napoli.

Sforza am nächsten Morgen in's Castel nuovo kam, um die Königin zu sprechen, so wurde ihm gemeldet, sie befinde sich im Thurm Beverella. Dort aber ward er festgehalten und in die unterirdischen Kerker gebracht, in denen sich bereits sein Todfeind, Paolo Orsino, befand. Diesen nämlich hatte Ladislaus, kurz vor seinem Ende, unter friedlichem Vorwand in seine Gewalt gebracht und dessen Hinrichtung befohlen, welche jedoch durch das Ableben des Königs hintertrieben wurde.

Die Festnehmung Sforza's steigerte noch mehr die Verstimmtheit der Barone. Die Grafen von Gerace und von Troja, nebst andern Edelleuten begaben sich zur Königin, über ein so rechtswidriges und ohne Befragung der Staatsräte begonnenes Verfahren Beschwerde führend und auf eine gerichtliche Untersuchung antragend, der sich auch die Königin nicht widersetzte. Sie machten auf die Gefahren des ganzen Landes aufmerksam, welche aus einer Vereinigung der Sforzeskischen und Orsinischen Heerhaufen, die ihre Führer zu befreien strebten, erfolgen könnten, und vor Allem wiederholten sie ein schon früher geäußertes Verlangen, daß Johanna durch die Wahl eines Gemals sich selbst eine Stütze, dem Reiche Beruhigung und wo möglich einer uralten und seit anderthalb hundert Jahren in Neapel herrschenden Dynastie Nachkommen verschaffen möchte. [1]

Vieler Fürstensöhne wurde gedacht, und aus Aragonien war bereits ein Gesandter gegenwärtig, der um die Hand der Königin für Don Juan, den zweiten Sohn König Ferdinands, werben sollte. Eine solche Verbindung schien von allen die vortheilhafteste. Denn die Aragonesen waren im Besitze von Sicilien, von ihnen konnte man im Falle eines Kriegs schleunige Hülfe, ja vielleicht die Wiedererwerbung jener schönen Insel erwarten. Ein Rechtsgelehrter und ein Geistlicher wurden nach Spanien abgeschickt und in Valencia ein Vertrag abgeschlossen. Als aber Johanna erfuhr, daß der Prinz erst achtzehn Jahre zähle, zeigte sie sich völlig abgeneigt, sei es aus Scham, sei es, weil

[1] *Costanzo.*

Pandolfello einen so jugendlichen Nebenbuhler scheute. Nicht dem Don Juan war Neapel bestimmt; wohl aber einst seinem Sohne, Ferdinand dem Katholischen, nachdem fast ein Jahrhundert verstrichen war, und das unglückliche Reich mehr als Ein Herrschergeschlecht hatte zu Grunde gehn sehn.

Die Wahl der Königin fiel endlich auf Jakob Bourbon, Graf von Marche, mit der herrschenden Familie Frankreichs verwandt und in männlichen Jahren. Je mehr hierüber die Barone ihre Zufriedenheit an den Tag legten, desto mehr fürchtete Pandolfello. Daß der künftige Gemal der Königin im Bunde mit dem Adel ihn leicht unterdrücken würde, schien vorauszusehn, und er wandte sich daher an den einzigen Verbündeten, dessen Beistand von Gewicht sein und dessen Wohlthäter er werden konnte. Er stieg in Sforza's Kerker hinab, und diesen seiner Freundschaft versichernd und jede Schuld in Bezug auf dessen Gefangenschaft von sich abwälzend, behaubtete er, für dessen Befreiung beständig gewirkt zu haben. Diese sei jedoch nicht ihm selbst, wohl aber seiner Schwester Katharina Alopa gelungen, welche bei der Königin in großer Gunst stehe. Von Sforza hänge es nun ab, die Haft zu verlassen, den Titel eines Großconnetabels und einen bedeutenden Sold für seine Truppen in Empfang zu nehmen, und zugleich biete er ihm seine Befreierin mit reichlicher Mitgift zum Weib an. Sforza ging diese Bedingungen, die für einen hoffnungslos Gefangenen glänzend waren, ein und trat in die ihm übertragene Würde.

Nie konnte der Königin seine Hülfe erwünschter sein, als eben damals; denn die Stadt Aquila befand sich im Aufruhr, und mehrere Barone zeigten widerspenstige Gesinnungen. Sforza zog nach Aquila, und in kurzer Zeit gelang es ihm, Alles zu beruhigen. Die Aquilaner wurden bei einem Ausfalle, den sie wagten, gänzlich geschlagen und Sforza bemächtigte sich der Stadt, die er jedoch nur mit Vergessenheit alles Vergangenen bestrafte.[1] Der Graf von Fondi und der Herzog von Sessa sahen sich beim

[1] *Cribellus.*

Herannahen des siegreichen Feldherrn veranlaßt, in Bedingungen einzugehn. Auch Julius Cäsar von Capua, ein leidenschaftlicher und nach hohen Dingen strebender Mann, der nach dem Tode des Ladislaus einen Theil von dessen Söldlingen an sich gezogen, ward zur Unterwerfung und Aussöhnung mit der Königin gezwungen. Hierdurch ward der Haß dieses Mannes gegen Sforza begründet, der beiden schlechte Früchte trug. Allgemeinen Neid unter den Baronen erregte jedoch Sforza's Empfang in Neapel und der königliche Pomp, welcher dessen Hochzeit begleitete.[1]

Fünftes Kapitel.

Im Juli 1415 erfuhr man, daß Jakob von Bourbon sich bereits in Venedig befinde, und nach Manfredonia sich einzuschiffen im Begriff sei, und es ward in die Königin gedrungen, ihm Gesandte entgegenzuschicken. Als aber Johanna zauderte, da sie den künftigen Gemal an Abhängigkeitsverhältnisse zu gewöhnen wünschte, so machten sich Julius Cäsar von Capua, der Graf von Troja und andere Barone aus eigner Machtvollkommenheit auf den Weg. Nun mußte auch die Königin nachgeben, und schickte den Großconnetabel mit anständiger Begleitung ihrem Bräutigam entgegen, mit welchem man schon früher festgesetzt hatte, daß er bloß den Titel Graf und Generalgouverneur des Königreichs führen solle. Die Barone jedoch, die drei Tage eher als Sforza abgereist, trafen in der Ebene von Troja (einer von den Griechen während ihres Kampfs mit den Longobarden erbauten Stadt) auf den ersehnten Fürsten.

Da stieg Julius Cäsar vom Pferd und sprach: Erlauchter König! Deine Majestät sei uns Allen willkommen! Die Uebrigen,

[1] *Costanzo.*

die nicht zurückbleiben wollten oder im Einverständniß mit dem Capuaner standen, stiegen nun ebenfalls ab und begrüßten Jakob als König. Sie wurden freundlich empfangen und Julius Cäsar gewann hinlängliche Zeit, um von dem Stand der Dinge in Neapel den König zu unterrichten, den er selbst geschaffen hatte. Denn erst in der Nähe von Benevent erschien Sforza mit seiner Schaar, dem ein Herold vorausging und rief: Dieß ist der Großconnetabel! Nicht minder soldatisch unbeholfen war sein eigner Gruß, und auf dem Pferde sich verneigend sagte er: Erlauchter Graf! Die Königin, deine Gemahlin, erfreut sich deiner Ankunft und erwartet dich mit Ungeduld. Hierauf erwiederte Jakob nichts Anderes als: Wie befindet sich die Königin? Und als die ihm zur Seite reitenden Barone für den Connetabel Platz machen wollten, bat er sie, ihn nicht zu verlassen.[1]

Im Schlosse von Benevent angelangt, versäumten auch die mit Sforza gekommenen Barone nicht, dem neuen Könige die Hand zu küssen. Als jedoch Sforza selbst sich zu demselben begeben wollte, vertrat ihm Julius Cäsar den Weg auf der Treppe, ihn als Verräter behandelnd und fragend, weßhalb er, in einem Städtchen der Romagna geboren, dem rechtmäßigen Oberherrn die Huldigung zu versagen sich erdreiste, während die einheimischen Großen des Reichs ihn anerkannten? Nach heftigem Wortwechsel warfen sie ihre Kopfbedeckung einander vor die Füße; doch nur von Sforza ward das hingeworfene Kampfzeichen von der Erde aufgegriffen.[2] Da erschien der Graf von Troja, und als oberster Seneschall trennte er die Streitenden und ließ sie verhaften, worauf aber Julius Cäsar bald wieder entlassen, Sforza in einen Kerker gebracht wurde.

Ueber alles dieß erhielt die Königin schleunige Nachricht. Vom Adel verlassen, ihres Feldhaubtmanns beraubt und erfahrend, daß allerorts, wo Jakob durchzog, ihm ein Lebehoch als König gebracht wurde, blieb ihr keine andere Wahl als Einwilligung in das Geschehene. In der Eile ward ein goldener

[1] *Costanzo.*

[2] *Cribellus.*

Baldachin zugerüstet, und als der Fürst erschien, ward er unter demselben, bei lautem Volkszuruf, durch alle Sitze von Neapel geführt.[1] Auf der Brücke des Castel nuovo kam ihm Pandolfello in zahlreicher Begleitung entgegen, küßte ihm den Fuß und hielt ihm den Steigbügel. Oben empfing ihn mit verstellter Freundlichkeit Johanna, von ihrem Hofe umgeben, und stellte ihn den Versammelten mit den Worten vor: Wer mich liebt und das Haus Durazzo, der begrüße diesen meinen Gemal als König. Worauf Alle riefen: Es lebe die Königin Johanna und der König Jakob, unsre Herrn![2]

Selten ist wohl ein Ehebund unter schlechtern Vorbedeutungen geschlossen, selten eine Brautnacht unter unerfreulichern Gesprächen verbracht worden. Der Erfolg derselben zeigte sich bereits am andern Morgen. Die versammelten Gäste, die ein mehrtägiges Fest zu feiern erwarteten, wurden zurückgewiesen, Alopo, der sich in die Zimmer der Königin geflüchtet hatte, festgesetzt und in's Castel dell' Ovo (einer von Friedrich II. auf der Insel Megaris erbauten und durch eine Brücke mit dem festen Lande verbundenen Festung) abgeführt, wohin auch Sforza gebracht wurde. Auf der Folter gestand Pandolfello Alles, was der mehr als billig vorwitzige Gatte über den Lebenswandel der Königin zu erfahren verlangte. Sodann ward der Ueberwiesene auf dem Mercato enthaubtet, durch die Stadt geschleift und am rechten Fuß aufgeknüpft. So rücksichtslos gegen die Ehre seiner Gemalin handelte der neue Monarch und zu solcher Höhe steigerte er ihren heimlichen Haß. Auch Sforza ward gefoltert, um von ihm die Abtretung seiner Besitzthümer im Königreich zu erzwingen, ja selbst dem Tode würde er nicht entgangen sein, wenn

[1] Die Stadt war in Sitze (Seggi) eingetheilt. Sie wurden so von den steinernen Sitzen genannt, auf welchen sich die Vornehmern des Stadtviertels, nach Art der südlichen Völker, über die öffentlichen Angelegenheiten öffentlich besprachen. Ueber die Form dieser Sitze dient zur Aufklärung, daß sie von mehreren Geschichtschreibern Theatra genannt werden. Sie dienten auch zu Tanz und Gesang bei feierlichen Gelegenheiten.

[2] *Giornali del Duca di Monteleone. Cronica di Napoli.*

dessen höchste Gunst genießenden Franzosen gewendet, und demselben ihre Tochter erster Ehe mit der Grafschaft Copertino als Mitgift versprochen, welches Bündniß auch zu Stande kam. Aber nicht, wie es Vielen Anfangs scheinen mochte, um sich die mächtige Familie der Orsini zu befreunden, hatte Jakob von Bourbon in diesen Bund gewilligt, wohl aber um seinen Freund zu bereichern, wie der Erfolg lehrte. Weit entfernt, die eingebornen Barone durch Wohlthaten an sich zu ziehn, vergab er die ersten Kronämter an Franzosen. Denn außer den Würden des Großkämmerers und Großconnetabels, die Alopo und Sforza bekleidet hatten, war auch das Seneschallenamt durch den Tod des Grafen von Troja, der, wie Einige glauben, an Gift starb, ledig geworden. Niemand fühlte sich durch solche Uebergehungen mehr beleidigt, als Julius Cäsar von Capua, der sich hierauf nach Marcone zurückzog und selten in Neapel erschien.

Auch Paolo Orsino, der Condottiere, wurde von Jakob seiner Haft entlassen; doch er genoß der Freiheit nur kurze Zeit. Auf Braccio's Befehl ward er vom Tartaglia und Ludwig Colonna, während er zu Colfiorito außerhalb der Mauern spazieren ging, ermordet.

So gnädig sich König Jakob jedoch gegen die Vorstehenden erwiesen hatte, um so strenger verfuhr er gegen seine Gemalin, und neue Nebenbuhler fürchtend, ließ er sie, einer Gefangenen gleich, bewachen. Ein alter Franzose, den die Italiäner Berlingiero nennen, ward ihr beigegeben, und so argusartig war seine Hut, daß Johanna, selbst der gewöhnlichen Bedürfnisse wegen sich nicht entfernen durfte, ohne dessen Erlaubniß einzuholen.[1]

Große Unzufriedenheit entstand hierüber in der Stadt und zumal bei Hofe. Man war an glänzende Feste gewöhnt, die nun für immer geschlossen schienen, und besonders unwillig waren die jungen Männer von Adel, die sich der Königin in Ritterspielen zu zeigen pflegten, um durch Wohlgestalt oder kriegerische Geschicklichkeit ihre Aufmerksamkeit anzuziehn.

[1] *Giornali del Duca.*

Monate lang war auf diese Weise Johanna den Blicken ihres Volks entzogen. Da geschah es gegen Ende des Jahrs 1415, daß fast alle neapolitanischen Edelleute sich nach dem Castel nuovo begaben, und die Königin zu begrüßen wünschten. Berlingiero wies sie zurück, sie versicherten aber, nicht eher das Schloß verlassen zu wollen, bis sie nicht ihre Monarchin mit eignen Augen gesehen hätten. Endlich erschien der König selbst, entschuldigte seine Gemalin mit Unwohlsein und bat die Gegenwärtigen, entweder ihr Anliegen ihm selbst zu vertrauen oder ihren Besuch zu verschieben. Hierauf versetzten Jene, sie begehrten nichts Anderes, als daß er seine Gemalin in der Art behandle, wie es der Enkelin so vieler Könige gebühre, und nur in so ferne sie ihm theuer wäre, würde er selbst auch ihnen theuer sein. Jakob erwiederte, er würde seiner Pflicht nachkommen, und entließ die Barone.

Bei dieser Scene war zufällig der Schreiber des Julius Cäsar gegenwärtig, und als er nach Morrone zurückkehrte, erzählte er den ganzen Vorfall seinem Herrn. Dieser baute darauf einen Plan, der dem Ehrgeize gemäß, aber aller Klugheit entgegen war. Im Jänner des folgenden Jahrs begab er sich nach Neapel, und theils durch sein Ansehn, theils weil er als Entferntlebender weniger verdächtig schien, gelang es ihm, die Königin ohne Zeugen zu sprechen. Indem er sich selbst und sein früheres Betragen gegen sie anklagte, äußerte er den Wunsch, ihr eine glänzende Genugthuung geben zu dürfen. Ihm solle sie sich vertrauen, er wolle sie der verlorenen Freiheit wieder theilhaft machen, und wenn es nötig schiene, den überlästigen König aus dem Weg räumen.

Johanna besaß Verstellung genug, um nicht zu stutzen. Seinem Anerbieten mit Dank entgegenkommend, beschied sie ihn nach Verlauf von einigen Tagen wieder in's Castel, um Näheres mit ihm zu besprechen. Aber zu tief war in ihrem Herzen der Groll gegen Julius Cäsar gewurzelt, dem sie ihr ganzes Unglück schuldig war; zu sehr beweinte sie noch täglich den Pandolfello, um seinem Todfeinde sich anzuvertrauen. Dabei schien die ganze

Unternehmung höchst gefährlich, ja es war die Möglichkeit vorhanden, daß der Capuaner vom Könige selbst geschickt worden, um ihr absichtlich eine Falle zu legen. Johanna war ohne große Gemütseigenschaften, aber nicht ohne Klugheit. Den Tod Alopo's zu rächen und sich selbst bei ihrem Gemale ein Verdienst zu erwerben, schien vor allen der sicherste Ausweg. Sie entdeckte daher dem Könige Alles, und bat ihn, wenn Julius wiederkehren sollte, denselben zu behorchen, um sich von der Treue Dessen zu überzeugen, den er als seinen ältesten Freund im Königreich anerkenne.

Als daher der Capuaner sich abermals bei der Fürstin melden ließ, verbarg sich der König hinter den gewirkten Teppichen, mit denen man in damaliger Zeit die Gemächer, anstatt der Tapeten, zu behängen pflegte.[1] Julius Cäsar entwickelte nun ungescheut seinen Mordanschlag. Den Abend des andern Tages wollte er der Königin reiche Geschenke zusenden, sein Schreiber, der von Allem unterrichtet sei, würde dieselben begleiten, er selbst wolle sich verkleidet unter die Lastträger mischen. So würde es ihm leicht werden, sich im fürstlichen Schlafgemach zu verbergen, und eben so leicht, den entschlummerten König zu töten, und dessen Haubt in den Hof des Castels zu werfen, um die erschreckten Franzosen zu schleuniger Flucht zu bewegen.[2]

Julius Cäsar ging sodann auf gleichgültige Gespräche über, und beurlaubte sich mit heiterer Miene bei Johanna, worauf er noch dem Könige, der sich unterdessen in sein Zimmer zurückgezogen hatte, einen kurzen Besuch abstattete. Von da im Hof des Castells angelangt, und eben den Fuß in den Steigbügel setzend, ward er festgehalten und sogleich nach der Vicaria gebracht. Zwei Tage reichten zum Urtheil und dessen Vollstreckung hin. Julius ward mit seinem Schreiber enthaubtet, die Körper in der Nunziata begraben, die Köpfe auf einen Pfahl gesteckt,

[1] Behind the arras, wie es im Hamlet heißt.
[2] *Costanzo.*

wo sie nach dem Zeugniß eines Gleichzeitigen noch lange nachher sichtbar blieben, bis sie vom Winde herabgeweht, von den Hunden verschlungen wurden.[1]

Siebentes Kapitel.

König Jakob hatte Ursache zur Dankbarkeit gegen seine Gemalin, und wirklich ward, von jener Zeit an, der Zwang gemildert, unter dem sie bisher gelitten hatte. Auch trafen aus Frankreich günstige Nachrichten ein; denn Ludwig II. von Valois war gestorben, und wiewohl er drei Söhne hinterließ, so schienen doch, ihrer Minderjährigkeit wegen, die frühern Ansprüche auf Neapel allmählig einzuschlafen. Auch war damals Frankreich in einem Zustande, der das Einmischen in fremde Händel wenig begünstigte.

Da geschah es im December desselben Jahrs (1416), daß Johanna den Garten eines florentinischen Kaufmanns besuchte, um dort den Abend bei einem fröhlichen Gastmahle zuzubringen. Kaum war in der Stadt bekannt geworden, daß die Königin das Castell verlassen, als Adel und Volk sich schaarenweis nach jenem Versammlungsorte zudrängte, wobei Johanna nicht versäumte, eine abgehärmte Miene zur Schau zu tragen und Klagen über ihre beschränkten Verhältnisse fallen zu lassen. Sei es Eingebung oder, wie es wahrscheinlicher ist, Verabredung, genug, als die Königin wieder in den Wagen steigen wollte, erregten zwei junge Edelleute, Ottina Caracciolo und Anecchino Mormile, die großen Anhang im Volke hatten, einen Tumult und befahlen dem Kutscher, nach dem erzbischöflichen Pallast zu fahren. Johanna

[1] *Giornali del Duca.*

rief: Meine Getreuen, verlaßt mich nicht! Worauf Alles erwiederte: Es lebe die Königin Johanna! [1]

Als Jakob Nachricht von diesem Aufruhr erhielt, flüchtete er, seiner Sicherheit wegen, in's Castel dell' Ovo. Die Königin, durch das zaghafte Benehmen ihres Gemals vollkommen ermutigt, schlug nun ihren Sitz im Castel Capuano auf, das zur Uebergabe vermocht wurde. Laut erklärte sich nun die Jugend, man müsse den König belagern und auf's Aeußerste bringen; die Bedächtigern jedoch waren weit entfernt, der Königin unumschränkte Gewalt verschaffen zu wollen, da sie eben so wenig von den fremden Günstlingen Jakobs, als von Johannens einheimischen Lieblingen beherrscht sein wollten. Ein Vergleich wurde daher zu Stande gebracht, den der Großkämmerer, ein Franzose, der die Achtung beider Parteien genoß, vermittelte. Der König solle zu seiner Gemalin zurückkehren, ein bedeutendes Einkommen und den Titel eines Großvicars des Königreichs erhalten, der Königin jedoch bleibe es überlassen, ihren Hof nach eigenem Gutdünken zu bilden. Die Stadt Neapel gewährleistete den Vertrag.

Johanna ließ hierauf Sforza befreien und verlieh ihm die Stelle des Connetabels auf's Neue. Zugleich schenkte sie ihm Troja und seinem Sohne Francesco Ariano. Zum obersten Seneschall ernannte sie späterhin den Sergianni Caracciolo, den sie vor allen Männern ihres Hofs begünstigte. Sergianni stand nicht mehr in der Blüte der Jugend; doch vereinigte er eine kräftige und ausdrucksvolle Gestalt mit großer Klugheit, und Johanna hatte bereits die Erfahrung gemacht, daß Wohlgestalt ohne geistige Ueberlegenheit kein Halt in der Not für weibliche Schwäche sei.

Sergianni, den wir bald einen langdauernden Einfluß auf die Angelegenheiten des Königreichs werden ausüben sehn, war aus einer alten, doch güterarmen Familie entsprossen. Durch die Vorsorge eines Oheims ward er einer standesmäßigen

[1] *Giornali del Duca.*

Erziehung theilhaft, und bald wurde er vom König Ladislaus, der mit ihm in gleichem Alter stand, seiner kriegerischen Eigenschaften wegen, ausgezeichnet. Dieser gab ihm eine Filangieri zur Gattin, wodurch er Graf von Avellino wurde. Als Ladislaus die nachmalige Königin Maria in Tarent belagerte, foderte Einer von Mariens Rittern die Ritter des Königs zu einem öffentlichen Zweikampf. Sergianni übernahm diesen Kampf und besiegte den Gegner. In der Schlacht bei Roccasecca ward er verwundet, weil ihn Ladislaus, damaliger Sitte gemäß, mit dem blauen Mantel und den Lilien, seiner eignen Kleidung, geschmückt hatte, um die Feinde über die Person des Königs zu täuschen: eine Ehre, die bloß den Tapfersten zu Theil wurde.[1]

Dieser Mann war es, dem Johanna die Leitung ihrer Person anvertraute. Die Art und Gelegenheit, die sie ergriff, um ihn ihrer Neigung zu versichern, werden auf eine wunderliche Weise erzählt, die wir, ohne sie verbürgen zu wollen, mittheilen. Sergianni hatte, wie dergleichen Eigenheiten häufig vorkommen, einen unüberwindlichen Abscheu vor Mäusen. Als er nun einstmals im Vorzimmer der Königin Schach spielte, ließ diese, um ihn zu necken, eine Maus auf das Schachbrett werfen, worauf Sergianni wie ein Rasender aufsprang und sich in's Gemach der Königin flüchtete, welche diese Zusammenkunft nach ihrer Weise zu benutzen wußte.[2]

Daß die schnelle Erhebung Sergianni's den Neid der Barone erregen mußte, lag in der Natur der Sache. Vor Allen unzufrieden zeigten sich Ottino Caracciolo und Anecchino Mormile, denen die Königin ihre Befreiung zu danken hatte, und deren sie zu vergessen schien. Ersteren wußte Sergianni durch Verleihung der Grafschaft Nicastro zu beschwichtigen. Vor Allem aber dachte er daran, diejenigen zu entfernen, die er als Neben-

[1] *Tristanus Caracciolus*, Vita Serzani Caraccioli.

[2] *Corio*, Storie Milanesi. *Collenuccio*, Compendio della Storia di Napoli. Letzteres ist das älteste Gesammtwerk über Neapel. Collenuccio schrieb es am Ende des 15ten oder Anfang des 16ten Jahrhunderts für Hercules von Este, welcher seine Jugendjahre am Hof zu Neapel verbracht hatte.

ganzes Gemüt war nach Italien gerichtet, wo sich namentlich der Kirchenstaat im Zustande der äußersten Verworrenheit und des Abfalls befand, während Braccio Umbrien, die Königin Johanna Rom in Besitz hatte, Bologna hingegen sich als Freistaat regierte. Nicht eher glaubte der Papst der dreifachen Krone sicher zu sein, als bis er sie in der Haubtstadt der Christenheit zu tragen ermächtigt wäre. Durch Savoyen begab er sich nach Mailand, wo ihn Philipp Visconte mit großem Pompe empfing, und verweilte sodann einige Zeit in Mantua. Dort begrüßten ihn die Abgesandten der Königin Johanna, die auf Sergianni's Rat einen Bund gegen Braccio und ihre eigenen auswärtigen Feinde mit ihm schloß, und ihm das römische Gebiet abzutreten versprach, wofür denn der Papst ihr Anerkennung und Belehnung mit dem Königreich zusagte.

Indessen war Sforza nach Neapel zurückgekehrt. Johanna überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen, schenkte ihm Benevent und einen Theil der Einkünfte von Manfredonia. Aber bald fühlte er, daß er alles Einflusses beraubt und Sergianni an die Spitze der Angelegenheiten gestellt sei, was um so mehr ein Mißverhältniß zwischen Beiden hervorbrachte, als Sforza während seines Feldzugs Ursache hatte, sich über den Seneschall wegen Vorenthaltung des Soldes zu beklagen. Letzterm wie auch der Königin mußte es Besorgnisse einflößen, daß Sforza seine Gewalt vermehrte, indem er sich mit den ersten Baronen des Reichs verschwägerte. Seine Tochter Elise gab er dem Leonardo Sanseverino, und seinen Sohn Francesco, der bei Toscanella seine ersten Heldenproben abgelegt hatte, vermählte er mit Polyxena Ruffa, die ihm bedeutende Besitzthümer in Calabrien zubrachte. Als Francesco, um nach Calabrien zu ziehn, Abschied genommen, soll ihm der Vater lange nachgesehn und dann zu seinen Begleitern gesagt haben: Wahrlich, dieser wird einst über Italien herrschen![1]

Daß Sforza sich solchen Planen hingab, konnte am Hofe

[1] *Cribellus.*

der Königin nicht verborgen bleiben. Da geschah es, daß Sergianni den Anecchino Mormile, der laut in allen Volksversammlungen gegen ihn sprach, festnehmen und foltern ließ, weil man eine von ihm an Sforza gerichtete Chiffer aufgefangen haben wollte. Anecchino gestand nichts, und man glaubte allgemein, daß die Chiffer eine Erfindung von Sergianni sei, was jedoch hinreichte, die Königin wider Sforza zu reizen. Als dieser sich nun in die Provinz Basilicata begab, um einen Streit zwischen seinem Schwiegersohn Leonardo und dessen Oheim zu schlichten, so wurde ihm berichtet, daß ihm Sergianni Nachstellungen auf der Brücke bei Scafati, die über den Sarno führt, bereit hielte. Er schickte daher seine Begleiter über Scafati, er selbst jedoch verkleidete sich als Pferdeknecht, und entkam, Sieb und Striegel in der Hand, durch einen weiten Umweg nach Acerra, von wo er sich zu seinen Heerhaufen, die bei Mazzone standen, begab. Zu Eboli hatte er mit Francesco Mormile, dem Bruder Anecchino's, unterhandelt, und dieser ihn, zu anberaumter Zeit, mit seiner Schaar zu unterstützen versprochen. Als dieselbe ankam, begaben sich Sforza und Francesco Mormile mit den Ihrigen nach Neapel, durchritten die Stadt und riefen: Langes Leben der Königin und Tod ihren Ratgebern! Sergianni jedoch hatte seine Anstalten so gut getroffen, daß die Stadt völlig ruhig blieb, und jene Beiden sich in die Nähe von S. Maria incoronata zurückzogen, welcher Ort damals zu den Vorstädten gehörte. Dorthin schickte die Königin den Feldhaubtmann Francesco Orsino, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Sforza ging darauf ein, und vertheilte seine Truppen in die umliegenden Quartiere. Aber als er eines Tags sorglos am Ufer des nahen Meers spazieren ging, überfiel ihn plötzlich Orsino mit einer auserlesenen Schaar. Der Kampf war ungleich. Sforza, der in Eile einen Heerhaufen zusammengerafft, zog sich fechtend längs des Strandes (wo gegenwärtig der westliche Theil der Stadt liegt) zurück, und entrann durch die Grotte des Posilipps nach Casal di Principe.

Da jedoch ein großer Theil des Adels, zumal die Familie

Origlia, auf seine Seite trat, so stellte er seine Schaaren bald wieder her, zog sich nach Acerra und sodann nach Fragola, von wo er beständige Streifzüge in die Umgegend der Stadt ausführte, die Zufuhr abschnitt und die Landgüter verheerte. Da gerade die Zeit der Weinlese eingetreten war, so fielen diese Beeinträchtigungen den Neapolitanern doppelt beschwerlich. Die Bürger versammelten sich, und obwohl es die Königin zu hintertreiben suchte, wählte man zehn Abgeordnete aus dem Adel und zehn aus dem Volk, die die öffentlichen Angelegenheiten übernehmen sollten. Diese schickten Gesandte an Sforza, der der Königin seine Unterwürfigkeit zu bezeugen sich willig erklärte, jedoch Schadenersatz und die Vertreibung Sergianni's verlangte. Johanna, von den Abgeordneten angegangen, ja bedroht, mußte sich dem Vertrage anschließen. Sforza erhielt eine bedeutende Geldsumme für den Verlust, den er bei Incoronata erlitten, Anecchino ward freigelassen, und Sergianni fand für gut, sich selbst nach Procida zu verbannen, wiewohl er von dort, als einer so nahe dem festen Lande gelegenen Insel, fortfuhr, die Königin von Neapel zu beherrschen. [1]

Während jener Vorfälle befand sich Antonio Colonna, der Neffe des Papstes, in Neapel. Er war von seinem Oheim vorzüglich deßwegen gesandt worden, um die Befreiung des Königs Jakob auszuwirken, für den sich besonders der Herzog von Burgund, damals Regent von Frankreich (da Karl VI. wahnsinnig und dessen Sohn minderjährig war) auf das Dringendste bei dem Papst verwendete. Johanna versprach die Freilassung ihres Gemals, sobald die Verhältnisse des Landes geordnet wären, und Sergianni überhäufte den jungen Colonna mit Ehrenbezeugungen. Letzterer trug viel dazu bei, Sforza's Haß gegen Sergianni zu mildern; denn Sforza aufzuopfern konnte keineswegs im Plan des Papstes liegen, der sich seiner gegen Braccio zu bedienen hoffte.

Johanna, die sich auf alle Weise bestrebte, unter irgend

[1] *Costanzo.*

einem Vorwande den Sergianni aus seinem Exil zu befreien, ernannte ihn zu ihrem Botschafter nach Florenz, wohin sich Martin V. im Anfange des Jahrs 1419, von den Florentinern eingeladen, begeben hatte. Dort wurde ihm die Genugthuung zu Theil, daß sich ihm Johann XXIII. freiwillig unterwarf und seine Füße küßte, nachdem er sich, lange in Heidelberg gefangen, durch eine Geldsumme vom Pfalzgrafen zu lösen gewußt hatte. Er ward von Martin zum Cardinal ernannt, starb jedoch bald, und liegt im Baptisterium zu Florenz begraben.

Sergianni indessen ward von Antonio Colonna begleitet, und übergab diesem im Namen der Königin Ostia, Civitavecchia und die Engelsburg, die bis dahin neapolitanische Besatzung hatten. Den Papst wußte er bald für sich einzunehmen, ihm vorstellend, welche Vortheile ein enger Bund zwischen ihm und der Regierung von Neapel beiden Theilen gewähren würde, wie der heilige Vater nur durch die Waffen der Königin in seine Staaten wieder eingesetzt werden könnte, wie sehr Letztere bedacht sein würde, dem Hause Colonna ansehnliche Besitzungen in ihren eignen Staaten mitzutheilen. Gleichwohl läßt sich kaum bezweifeln, daß Martin schon damals mit Ludwig III. von Valois, ältestem Sohn Ludwigs II., in Unterhandlungen wegen der Belehnung mit Neapel stand; doch darf man deßhalb nicht annehmen, daß er der Königin einen Nebenbuhler, sondern vielmehr, da sie kinderlos war, einen Nachfolger in Ludwig von Valois zu geben wünschte. Den Antonio, so wie seinen eignen Bruder Giordano, sandte er abermals nach Neapel, um die endliche Befreiung Jakobs zu erhalten. Zugleich erschienen zwei Cardinäle, welche die Königin krönen sollten. Da Letztere diesen entscheidenden Schritt von Seiten des Papstes wünschte, so durfte sie dessen Mahnungen nicht länger widerstehn. Jakob wurde freigelassen, und um ihn bei dem Volke in der verlornen Achtung wieder herzustellen, begleiteten ihn die Colonnesen zu Pferde und mit großem Gefolg der Barone durch die ganze Stadt. Jakob begab sich jedoch in's Castel Capuano, da er im

Castel nuovo fürchten mußte, jeden Augenblick wieder verhaftet zu werden.[1]

Sergianni war indessen von Florenz nach Livorno gegangen, wo ihn eine Galeere der Königin erwartete. Er hielt sich jedoch in Gaeta auf, und schützte Uebelbefinden vor, indem er die Königin bat, den Sforza mit einem Heere sogleich in's Römische zu senden, um dem heiligen Vater, der Verabredung gemäß, gegen Braccio beizustehn. Johanna, die vor Begierde brannte, ihren Sergianni wiederzusehn, raffte so schnell als möglich die nöthigen Geldsummen zusammen und entsandte den Großconnetabel. Hierauf kehrte der Seneschall nach Neapel zurück, und wurde mit Ehrenbezeugungen empfangen.

Um so mehr wünschten nun die Barone, daß ein dauerndes Verhältniß zwischen König Jakob und seiner Gemalin zu Stande käme, und daß Ersterer zugleich mit ihr gekrönt würde. Um dieß zu hintertreiben, belehnte Johanna die Colonnesen mit Salern und Amalfi.[2]

Doch Jakob von Bourbon schien endlich der traurigen Rolle, die er an jenem Hofe zu spielen hatte, müde zu sein. Als er eines Tags (im Mai 1419) mit einigen Vornehmen durch die Straßen ritt, begab er sich auf den Molo, bestieg eine kleine Barke und ließ sich auf ein genuesisches Schiff geleiten, nach welchem er bereits einige seiner Vertrauten geschickt hatte. Dieses brachte ihn nach Tarent, wo er von der Dankbarkeit der Königin Maria Beistand erwartete. Diese empfing ihn zwar als ihren Monarchen, wich jedoch der Zumutung aus, das Haus Orsini um seinetwillen in einen Bürgerkrieg zu verwickeln.[3] Seiner Gemalin that Jakob zu wissen, sie möchte über seine plötzliche Abreise nicht erstaunen, da es ihm um Sicherheit seiner Person zu thun gewesen, die er an jedem andern Orte leichter zu finden

[1] *Giornali del Duca.*

[2] *Costanzo.*

[3] Auswärtige Geschichtschreiber, worunter auch Sansovino, Storia di Casa Orsina, behaubten, Maria hätte den König in Tarent belagert, wovon jedoch die einheimischen nichts wissen.

hoffe, als in seinem eignen Hause. Johanna ließ jedoch das genuesische Fahrzeug, als es nach Neapel zurückkehrte, aus dem Haven jagen.[1]

Jakob hatte nun keine andre Wahl, als in sein Vaterland heimzuziehn. Die Königin Maria besorgte seine Einschiffung; doch ward er lange von ungünstigen Winden umhergetrieben, nach Cephalonien verschlagen und landete endlich in Venedig, in anderer Gestalt jedoch, als er es bei seiner Hinreise verlassen hatte, wo ihm der Doge selbst auf dem Bucentoro mit großem Pomp entgegengefahren war. Ein Jahr noch blieb er in Treviso.[2] Sodann nach Frankreich zurückreisend, begab er sich, lebenssatt, wie es scheint, in ein Franziskanerkloster zu Besançon, wo er die Königin Johanna noch um drei Jahre überlebte. Letztere ward nach seiner Abreise, im Oktober 1419, von Einem der Cardinäle im Castel nuovo gekrönt, und zwei Monate lang dauerten die Feste, die sich an diesen feierlichen Akt anreihten.

In diese Zeit mag es auch fallen, daß Johanna ihren verstorbenen Bruder vom Kirchenbann lossprechen und ihm das große Grabmal errichten ließ, das noch heutzutage in S. Giovanni a Carbonara wohlerhalten zu schauen ist. Die architektonische Anordnung desselben ist geschmacklos, die Skulptur für die damalige Zeit von Wert und auf Aehnlichkeit der dargestellten Personen abzweckend.

Neuntes Kapitel.

Unterdessen war Sforza, den der Papst zum Gonfaloniere der Kirche ernannt, und der zwei Söhne Sergianni's, die Ränke des Letztern fürchtend, als Geißeln erbeten und nach Benevent

[1] *Giornali del Duca.*

[2] *Redusio*, Cronicon Travisinum.

daß man Sforza, dem Vertrage gemäß, unterstützt hätte, ward der Sold sogar an Braccio verschwendet, den man fürchtete, indeß man die Sforzesken, nach der Schlacht von Viterbo, für verloren hielt. Um den Haß Sergianni's gegen Sforza noch mehr zu steigern, trat der Umstand hinzu, daß Einer der Söhne des Erstern, als er auf den Zinnen des Thurms in Benevent spazieren ging, herabstürzte und starb, ein Unfall, den man, wo nicht für beabsichtigt hielt, doch der Nachlässigkeit der Wächter Schuld gab. [1]

Als Martin auf diese Weise durch seine eigenen Verbündeten seinen Feind unterstützt fand, hielt er es für geraten, sich mit Letzterm zu vergleichen, wozu die Florentiner, die dem Braccio geneigt waren, willig die Hände boten. Braccio kam nach Florenz, wo er vom Volke mit großem Jubel und ausgezeichneten Ehren, vom Papste ziemlich kalt empfangen wurde. Doch löste ihn dieser vom Interdikt, das er über ihn ausgesprochen, verleibte Orvieto, Narni und Terni dem Kirchenstaat wieder ein, belehnte den Braccio jedoch mit Perugia und den umliegenden Ortschaften. Wofür denn Braccio versprach, dem Papste Bologna wieder zu erobern, was er späterhin auch ausführte. Martin konnte endlich mit Sicherheit nach Rom zurückkehren, und er that es um so lieber, als er sich von den Florentinern durch einige Spottlieder, welche die Knaben in den Straßen auf ihn absangen, für beleidigt hielt. [2]

Noch in Florenz jedoch beschied er den Sforza zu sich, und im Beisein der Vertrautesten entdeckte er ihm seine feste Absicht, Ludwig **III.** von Valois auf den Thron von Neapel zu setzen. Sforza zauderte lange, hiezu behülflich zu sein; doch der Papst

[1] *Cribellus.*

[2] *Leonardus Aretinus*, Historia sui temporis. Der Gesang war zu Ehren Braccio's gedichtet. Leonardo, der sich vergebens bestrebte, durch vernünftige Gründe die Empfindlichkeit des Papstes zu beschwichtigen, führt zwei Verse aus jenem Volkslied an:

Papa Martino
Non vale un quattrino.

machte ihn aufmerksam, daß die Schlüssel von Viterbo, wo sich Sforza's Haubtmacht befand, in seiner (des Papstes) Hand seien. Das Haus Durazzo drohe ohnedem auszusterben, und baldige Fürsorge sei notwendig, um jenes große Lehen dem päpstlichen Stuhle zu erhalten. Sforza sandte hierauf die Insignien des Großconnetabels an die Königin zurück, und Ludwig III., der sich längst nach dieser Unternehmung gesehnt hatte, verlieh ihm die künftige Würde eines Vicekönigs und die Summe von 300,000 Dukaten, um seine Kriegshaufen herzustellen.[1]

Im Juni 1420 rückte Sforza in's Königreich ein, verbot jedoch jede Feindseligkeit, da er wünschte, daß Johanna in seine Bedingungen eingehn und Ludwig den Dritten zu ihrem Nachfolger erklären möchte. Hierauf erfolgte jedoch eine abschlägige Antwort, und Sforza lagerte sich bei Neapel, auf den Hügeln vor der Porta Capuana, die Flotte der Provenzalen erwartend, die ihm von Ludwig angekündigt worden war. Johanna hatte indessen den Antonio Caraffa, genannt Malizia, an den Papst nach Florenz geschickt, um dessen Vermittlung auszuwirken; doch es zeigte sich bald, daß auch der Papst Ludwigs Partei ergriffen hatte, oder vielmehr an deren Spitze stehe.

Unbegreiflich erscheint auf den ersten Blick die Weigerung der kinderlosen Johanna, dem Valois die Nachfolge des Reichs zu sichern. Um diesen Umstand zu erklären, muß man zuerst Sergianni's Haß gegen Sforza zu Hülfe rufen, sodann erwägen, wie sehr die Durazzische Partei den Franzosen abgeneigt war, und auch die Unglücksfälle bedenken, von denen sich Sforza im Anfange seiner Unternehmung betroffen sah. Denn abgesehn, daß die verheißene Flotte lange vergebens auf sich warten ließ, und Viele das Gerücht verbreiteten, daß sich dieselbe zerstreut habe, lag auch Francesco Sforza an einer für tötlich gehaltenen Wunde danieder, seine Gemalin Polyrena nebst einer Tochter, die sie ihm geboren, waren vergiftet worden, wodurch er seine Besitzungen in Calabrien verlor, und Leonardo Sanseverino,

[1] *Cribellus.*

Sforza's Schwiegersohn, ward in einem Zweikampfe von Carafello Caraffa getötet.

Während sich nun aber Malizia, der Gesandte der Königin, in Florenz befand, erschien am päpstlichen Hofe Don Garzias Cavanilla, den Alfons, König von Aragonien, dorthin geschickt hatte, um mit dem Papste wegen Corsica's, das Alfons zu erobern strebte, zu unterhandeln, während Martin die Genueser, welche jene Insel in Anspruch nahmen, begünstigte. Mit diesem Don Garzias hatte Malizia Rücksprache, entdeckte ihm die traurige Lage der Königin Johanna, und stellte die Meinung auf, daß Alfons, wenn er die in Sardinien liegende Flotte nach Neapel zur Rettung der Königin senden wolle, er sich ein blühendes Königreich statt eines unfruchtbaren Eilands zueignen könne. Denn es ließe sich von der Dankbarkeit Johannens erwarten, daß sie ihn an Kindesstatt annehmen und zum Erben einsetzen würde. Don Garzias ging darauf ein, und bat den Malizia, sich selbst nach Sardinien zu begeben, wo gegenwärtig König Alfons sich aufhalte. Malizia begab sich hierauf nach Piombino und schickte einen Schreiber der Königin in einer Fregatte an sie ab, um sie um Vollmacht zu bitten, mit Alfons zu unterhandeln. Johanna, die sich durch Sforza, der von der Landseite bereits alle Zufuhr abgeschnitten, bedrängt sah, und jeden Tag der Ankunft der provenzalischen Flotte entgegenblickte, sandte auf's Schleunigste die Vollmacht nach Piombino, und Malizia schiffte sich nach Sardinien ein.

Zehntes Kapitel.

Ehe wir nun aber einer neuen Verwicklung in dieser Geschichte entgegengehn, und einen der bedeutendsten Charaktere in dieselbe eingreifen sehn, ist es vielleicht nicht am unrechten Orte, über Alfons, seine Verhältnisse und Herrschaften, so wie über seine vorausgegangnen Unternehmungen Einiges mitzutheilen.

Alfons, in Aragonien der Fünfte, war der Sohn Fernando's, eines castilischen Prinzen, welcher, als der Stamm der Grafen von Barcelona ausgestorben, auf den Thron von Aragonien berufen wurde, weil seine Mutter, die Königin von Castilien, eine Schwester Martins, des letzten aragonischen Herrschers, gewesen war. Fernando, der zuerst Vormund seines Neffen Don Juan, Königs von Castilien, gewesen, bestieg den ererbten Thron fast ganz ohne Kampf, wiewohl neben ihm noch vier andere Kronbewerber auftraten; so streng geordnet waren jene Länder durch die Reichsstände, die sich vorbehalten hatten, die Rechte der Bewerber zu untersuchen. Don Fernando hielt 1412 seinen Einzug in Saragossa und beschwur die Verfassung, worauf ihm gehuldigt wurde.[1]

Von Alfonsens früherer Jugend ist wenig bekannt; doch erhellt, daß ihn sein Vater an Weihnachten 1413 nach Tortosa zu Papst Benedikt XIII. schickte, wo er, nach alter Sitte, in Priesterkleidung und mit entblößtem Schwert bei'm Hochamte das Evangelium lesen mußte. Im Anfange des folgenden Jahrs erfolgte die Krönung Don Fernando's, wobei Alfons den Titel eines Prinzen von Girona erhielt, indem sein Vater ihn mit dem Mantel bekleidete und ihm einen goldnen Stab in die Hand gab. Später wurde er zu Valencia mit Donna Maria, der Schwester des castilischen Königs, vermält. Aber schon

[1] In Catalonien mußte er einen dreifachen Eid an verschiedenen Orten ablegen. *Zurita*, Annales de Aragon.

1416 starb Fernando im sieben und dreißigsten Jahr seines Alters.

Alfons, der erste von fünf Brüdern, wovon jedoch Einer bereits gestorben war, bestieg den Thron in seinem zwanzigsten Jahre. Als die catalonischen Stände, wegen seiner Jugend, vorschlugen, ihm sieben Männer an die Seite zu setzen, welche Gott fürchteten, die Gerechtigkeit übten, den Leidenschaften nicht unterworfen und unbestechbar wären, versetzte der junge König: Wenn es nur einen einzigen solchen Mann gebe, so wolle er ihm die ganze Regierung abtreten.[1]

Außer Aragon und Catalonien erbte Alfons die Königreiche Valencia, Majorca, Sicilien, Sardinien und Corsica. Den Besitz der beiden letztgenannten Eilande theilte er jedoch mit den Genuesern, mit denen schon seine Vorfahren in beständige Kriege verwickelt gewesen waren. Benedikt XIII. hatte zwar seinen Vater damit belehnt; doch schon Don Fernando hatte die Partei jenes Papstes, auf die vielfachen Beschwörungen des Kaisers Sigismund, verlassen, und Alfons lud die Cardinäle, die sich bei dem heiligen Vater in Penniscola befanden, ein, sich nach der Kirchenversammlung in Costnitz zu begeben, dem jedoch nicht Alle Folge leisteten. Der König war übrigens mit dem Betragen seiner Gesandten bei dem Concil nicht völlig zufrieden, sei es, daß er die Wahl eines spanischen Cardinals gewünscht hatte, sei es, daß Martin V., als Lehensherr der italischen Inseln, ihm nicht alle jene Vortheile zusicherte, die der König in Anspruch nahm. So geschah es, daß dieser sich nicht völlig entschied, und die Auslieferung Benedikts an den römischen Hof verweigerte.[2]

Alfonsens ältester Bruder, Don Juan, war bei des Vaters Tode in Sicilien. Da jedoch die Sicilianer, die zu keiner Zeit gern unter auswärtiger Herrschaft standen, Miene machten, den Prinzen zu ihrem Könige auszurufen, so beschied ihn Alfons nach Spanien. Don Juan gehorchte, und sein Bruder wußte

[1] *Panormita*, De dictis et factis Alfonsi Primi.

[2] *Zurita.*

ihm für die verlorenen Hoffnungen diesseits und jenseits des Pharus (denn er war, wie schon erzählt, ein Jahr früher mit der Königin von Neapel versprochen gewesen) einigen Ersatz zu leisten, indem er ein Ehebündniß zwischen ihm und der ältesten Tochter des Königs von Navarra zu Stande brachte, welcher nach des Vaters Tode jenes Reich als Erbtheil anheim fiel. Seine Schwester Maria vermälte Alfons mit dem Könige von Castilien, dem Neffen seines Vaters.

Mit den Ständen geriet er bald nach seinem Regierungsantritt in Streit, weil sie, den Gesetzen gemäß, verlangten, daß er die Castilianer, die in seinen Diensten waren, verabschiede. Zwei der Vornehmsten, welche hohe Gerichtsämter bekleideten, mußte er auch wirklich entlassen; denn die Cortes erklärten, daß sie ihm im Nichtfalle den Gehorsam aufkündigen würden, der nur bedingungsweise geschworen sei. [1]

Aus diesen engen Verhältnissen mochte sich der König, der von Unternehmungsgeist beseelt war, heraussehnen, und so rüstete er im Frühling 1420 eine Flotte, um nach Sardinien zu segeln, und auch die verworrenen Zustände von Corsica zu seinem Vortheile zu lenken. Als Verweserin der spanischen Reiche ließ er seine Gemalin zurück.

Mit 24 Galeeren und 6 Galeoten segelte der König nach Majorca, wo noch vier venetianische Schiffe zu den seinigen stießen. Auf Sardinien landete er in Alghero auf der Westküste, und verband sich dort mit seinem Statthalter Artal de Luna. Diesem gelang es, die in Aufruhr begriffenen Städte Terranuova und Longosardo zu bezwingen, worauf sich das wichtige Sassari ergab, und die Insel zum Gehorsam des Königs zurückkehrte.

In diese Zeit fällt die Gesandtschaft des Malizia Caraffa. Um jedoch den Lauf der spätern Begebenheiten nicht mehr unter-

[1] Die Formel lautete bekanntlich folgendermaßen: Nosotros, que cada uno por si somos tanto como os, y que juntos podemos mas que os, os hacemos nuestro Rey, contanto que guardareis nuestros fueros; si no, no!

brechen zu müssen, wird es geratener sein, hier sogleich Alfonsens Kriegszug gegen Corsica anzureihen.

Wem diese Insel damals eigentlich zugehörte, ist schwer zu sagen. Barone und Bischöfe bekriegten sich unter einander beständig; die eine Partei rief dann die Genueser, die andere die Aragonier zu Hülfe, wovon jedoch keine jemals das ganze Eiland in Besitz nehmen konnte. Bloß die Stadt Bonifazio an der Südspitze desselben hatte ein dauerndes Bündniß mit Genua geschlossen. Wechselseitig gewährten beide Städte sich Zollfreiheit, Bonifazio wurde das Auge Genua's genannt. Die Genueser schickten dahin einen Podesta, welcher in Verbindung mit vier Aeltesten, von den Bonifaziern gewählt, die Stadt regierte und das Recht über Leben und Tod hatte.[1]

Als der König von Aragon auf der Insel landete, hatte seine eigne Partei die Oberhand, an deren Spitze Vicentello Istria stand, der sich Graf von Corsica nannte. Leicht gelang daher dem Erstern die Einnahme von Calvi, und die übrigen diesseits des Gebirgs gelegenen Städte kamen ihm von selbst entgegen; nicht so die transmontanischen, worunter Bonifazio, zu dessen Belagerung er sich anschickte.

Elftes Kapitel.

Bonifazio liegt auf einem Felsen, dessen Oberfläche zweitausend Schritt im Umfange zählt, und außer der Stadt noch einen Wald enthielt, dessen Bäume zu fällen streng verboten war. Gegen Sardinien zu ist der Fels schroff und unersteiglich. Der Haven ist auf der Nord- und Ostseite vollkommen geschützt,

[1] *Petrus Cyrnaeus*, De Rebus Corsicis.

schmal aber tief, so daß er die größten Fahrzeuge aufzunehmen vermag. An seinen Ausgängen befinden sich zwei Thürme, die ihn beschützen, und wovon einer zum Leuchtthurm dient. Am frühen Morgen drang Alfons mit der Flotte gegen den Haven vor, und suchte sich der Thürme zu bemächtigen. Die Wächter derselben verkündigten der Stadt die Gefahr durch aufsteigenden Rauch, und es eilte sogleich eine Schaar von Jünglingen nach dem Leuchtthurme, an dem bereits Alfons seine Leitern angelegt und seine Fahne aufgepflanzt hatte. Ein harter Kampf entspann sich, in welchem die Bonifazier siegten. Die Leitern wurden zertrümmert, die Fahne zerrissen und der König zurückgetrieben, der sich jedoch des gegenüberliegenden Thurms bemächtigte, und somit den Eingang in den Haven erzwang. Er eroberte die Fahrzeuge der Feinde, die Wein- und Kornbehältnisse, die sich am Ufer befanden, und ließ sogleich dreizehn größere Schiffe unmittelbar an die Mauern der Stadt sich anlegen; denn die Felsen, auf denen sie ruht, sind ausgehöhlt, und erlauben den Schiffen, in die Grotten derselben einzudringen. Die Catalanen suchten nun, von den Mastkörben aus, die Mauern zu erklimmen, die sich jedoch augenblicklich mit feindlichen Bewaffneten erfüllten. Alfons indessen, der seine Truppen ausgeschifft, griff die Stadt von der Landseite an, und bemächtigte sich zweier Thore, so daß die Bonifazier ihn mit Mühe vom Eindringen zurückhielten. Er ließ hierauf einen Hügel in der Nähe der Mauern besetzen, und aus den Bombarden wurden ungeheure Steine in die Stadt geschleudert, die bedeutende Zerstörungen anrichteten. Da der Fels ohne Quellen ist, so litten die Bonifazier (es war im August) an Wassermangel, bis endlich ein erquickender Regen fiel, und die Cisternen wieder anfüllte.[1]

Alfons, dessen Freigebigkeit zu allen Zeiten gränzenlos war, setzte seinen Tapfern ungeheure Preise aus, und fünfhundert Goldstücke waren dem bestimmt, der zuerst die Mauer ersteigen und die Zeichen des Königs aufpflanzen würde. Mit Jubel ward

[1] *Cyrnaeus.*

dieß Aufgebot im Heere vernommen, und der Sturm zu Wasser und zu Lande erneut. Viele Bonifazier erlagen den Geschossen der Wurfmaschinen, die auch von den Schiffen aus geschleudert wurden; aber auch viele Catalanen stürzten, von feindlichen Pfeilen durchbohrt, aus den Mastkörben in's Meer. Da fiel plötzlich der Thurm Scarincio, durch die Bombarden erschüttert, zusammen, und die Belagerer sprangen von den Segelstangen auf die Trümmer hinüber, und richteten die königlichen Standarten auf. Laut erscholl der Siegesruf, die Stadt sei genommen. In der That war bereits eine beträchtliche Anzahl in dieselbe eingedrungen; sie warfen Feuerbrände in die vorzüglichsten Gebäude, und das Kornmagazin ging in Flammen auf. Da eilte die Mannschaft der weniger bedrohten Thürme von allen Seiten herbei, ein hartnäckiges Gefecht entstand, und alle Catalanen, die sich innerhalb der Stadt befanden, wurden getötet. Indessen schleuderten die auf den Mauern Stehenden Feuer in die aragonischen Schiffe. Drei davon waren bereits halb verzehrt, und die übrigen sahen sich gezwungen, aus dem Haven zurückzuweichen. Während auf diese Art alles auf der Seeseite beschäftigt schien, stürmten die Landtruppen des Königs die verlassenen Mauern. Aber Margarethe Bobia, eine edle Corsin, die auf den Zinnen des bedrohten Thors mit den Ihrigen Wache hielt, ließ die Leitern durch große Steine zerschmettern, und eine Schaar von Tapfern öffnete plötzlich die Pforten und trieb die Feinde, mit entschiedener Niederlage, zurück. [1]

Drei Tage und drei Nächte hatte ununterbrochen dieser Kampf gedauert, und die eintretende Pause benutzten die Bonifazier, um den zerfallenen Thurm durch eingerammtes Pfahlwerk zu befestigen. Da sie sich weigerten, mit dem Könige zu unterhandeln, so ließ dieser Briefe, an Pfeile befestigt, in die Stadt schießen, und versprach denjenigen, die sich zu ihm flüchten würden, große Geldsummen zur Belohnung. Nur Zwei, worunter ein Genueser, folgten dieser Lockung und berichteten dem

[1] *Cyrnaeus.*

König, daß Antonio Salvi, der Podesta der Stadt, schon vor Ankunft der Flotte gestorben, und der Kornvorrat verbrannt sei, worauf Alfons beschloß, die Bonifazier durch Aushungerung zu bezwingen.

Nichts desto weniger ließ er einen andern, östlich gelegenen Hügel besetzen, um auch von dorther den Feind durch Wurfmaschinen zu beunruhigen, und der Haven ward durch eine Kette geschlossen, damit kein genuesisches Fahrzeug den Bonifaziern Zufuhr und Hülfe zu bringen im Stande wäre. Wohl hatte man in Genua, aus andern Theilen der Insel, die Nachricht von Bonifazio's Belagerung erhalten, und der Doge Thomas Fregoso ließ zu diesem Behuf sieben Schiffe ausrüsten. Aber abgesehn, daß die Pest in Genua wütete, und der Doge bemüht war, Ludwig dem Dritten beizustehn, so waren auch den ganzen Herbst hindurch die Winde so ungünstig, die See so stürmisch, daß kein Fahrzeug den Haven verlassen konnte.[1]

Indessen war Bonifazio durch die Wurfmaschinen des Königs in einen so traurigen Zustand geraten, daß kaum ein einziges Haus noch Sicherheit darbot, und die meisten in Trümmern lagen. Alle Einwohner daher, die nicht unmittelbar auf den Mauern Wache hielten, zogen sich in den nahe gelegenen Hain zurück, wo sie Hütten und Zelte aufschlugen. Alfons bot sich häufig zum Vergleich an, und versprach sogar der Stadt ihre Freiheiten erhalten zu wollen. Dennoch zauderten die Bonifazier, und als von aragonischer Seite die Unmöglichkeit dargestellt wurde, dem Hunger zu widerstehn, von dem schon Viele der Einwohner zu Gerippen verzehrt waren, so wurden von mehreren Seiten der Mauer Brodlaibe in das Lager des Königs hinabgeworfen, und ihm selbst ein aus Frauenmilch bereiteter Käse zum Geschenk gebracht.[2]

Hierauf begann Alfons, der unterdessen aus Spanien Verstärkungen erhalten, den Sturm auf's Neue, sowohl von der Landseite als von den Schiffen aus, und die in den Mastkörben

[1] *Johannes Stella*, Annales Genuenses. *Cyrnaeus.*

[2] *Cyrnaeus.*

befindlichen Seesoldaten bedienten sich außer der Geschosse auch der Feuergewehre, denen viele Bonifazier zum Opfer wurden. Diese jedoch ließen den Muth nicht sinken. Statt der zerstörten Zinnen standen die Männer auf den Wällen, und die Frauen trugen ihnen Wein und Pfeile zu. Besonders nahmen diese sich der Verwundeten an und besorgten die Leichen, während die Vorsteher verordneten, daß alle Arzneien auf öffentliche Kosten verabreicht, und die für die Freiheit Gefallenen vom Staate beerdigt würden.[1] Viele der Frauen gingen überdieß bewaffnet, und Andere gossen siedendes Wasser und Oel oder heißes Pech auf die Feinde. Selbst die Priester stießen Körbe voll zerstampften Kalks auf die Belagerer mit den Füßen hinunter, indeß sie mit den Händen entzündete Reisigbündel hinabwarfen. Groß war jedoch die Not der Stadt, als ein Thor von den Catalanen gesprengt wurde. Aber die Bonifazier erfüllten in so dichter Menge den offenen Eingang, und die Hintenstehenden drängten die Vorderen mit solcher Gewalt, daß die Feinde zurückwichen, und der veranlaßte Schaden wieder hergestellt werden konnte. Vor Allem beschwuren die Weiber ihre Gatten, ihre Väter und Angehörigen, sie nicht der Schande anheimzugeben, nicht schnöder Entehrung durch catalanische Seeräuber. Den Männern selbst drohe der Sklavendienst auf des Königs Galeeren, der schmählicher als der Tod sei.[2]

Alfons ließ nun hölzerne Wälle und Belagerungsthürme bauen, um sie, die den Mauern an Höhe gleichkamen, denselben zu nähern. Da öffnete sich plötzlich das Thor, und eine Schaar von Jünglingen erschien mit unzähligen Fackeln, und in Verlauf einer Stunde ging das Werk so vieler Tage in Flammen auf. Aber nichts desto weniger zehrten Elend und Hunger an der unglücklichen Stadt. Tag und Nacht von den Feinden beunruhigt, schlaflos, abgezehrt irrten viele der eingeschlossenen Helden wie Schatten umher, und Einige, aus Verzweiflung, gaben sich

[1] *Cyrnaeus.*
[2] *Cyrnaeus.*

selbst den Tod.[1] Andere, schon durch Wunden geschwächt, rieb der Hunger auf. Thiere, die nie zuvor der menschliche Gaumen gekostet hatte, Kräuter, die selbst das Vieh verschmäht, und Baumrinde dienten zur Nahrung. In diesem Zustande entschlossen sich die Aeltesten mit Alfons zu unterhandeln. Sollte in 40 Tagen keine Hülfe erscheinen, so wollten sie sich dem Könige ergeben. Ihm wurden 32 edle Knaben als Geißeln überliefert, und so ruhte wenigstens vom Kampfe die Stadt.

Aber der König wollte nicht erlauben, daß eine Botschaft nach Genua gesandt würde. Da bauten die Bonifazier heimlich und in großer Eile ein kleines Fahrzeug, und ließen dieses bei Nacht an Seilen in's Meer hinunter, an jener schroffen Stelle gegen Sardinien zu, die von feindlichen Schiffen unbesetzt war. Mit dem Fahrzeug zugleich 24 Jünglinge, denen Briefe an den Dogen und die Republik eingehändiget wurden. Aber da die Hinwegfahrenden keine Speise mit sich nehmen konnten (denn das wenige Gebliebene war in der Stadt am nötigsten), so bestrebten sich die Frauen um die Wette, sie mit der Milch ihrer Brüste zu nähren, um der Anstrengung des Ruderns nicht zu erliegen. Ja, es erzählt uns ein corsischer Geschichtschreiber, kein Tapferer sei damals in Bonifazio gewesen, der nicht irgend einmal am Busen eines Weibes getrunken hätte.[2]

Heiße Wünsche und Gelübde begleiteten die abreisenden Freunde. Der Senat ordnete öffentliche Gebete an, und mit nackten Füßen, wiewohl im strengsten Winter, zogen die Bonifazier von einer Kirche zur andern, und priesen in lauten Gesängen den Gott der Heerschaaren, ihn um die Rettung der Vaterstadt anflehend.

Unterdeß waren die Abgesandten in Einer Fahrt bis Porto Palo vorgedrungen, wo sie sich mit Speise erquickten. Aber kaum hatten sie Aleria im Rücken, als sie sich von zwei catalanischen Galeeren verfolgt sahen, aus denen mit Flinten nach

[1] *Cyrnaeus.*

[2] Nemo enim fuit Bonifacii, qui non suxerit mammas alicujus mulieris ea in obsidione. *Cyrnaeus.*

ihnen geschossen wurde. Den Bonifaziern blieb kein Ausweg, als das hohe Meer zu verlassen, und zur Küste flüchtend an's Land zu steigen. Die Einwohner von Campoloria, in deren Gebiet sie gelandet, eilten sogleich in Menge herbei, trieben die Catalonier, von denen sie einige gefangen nahmen, zurück, und eroberten die Barke wieder, deren sich Jene bereits bemächtigt hatten. Nun konnten die Abgesandten, gastfrei gestärkt und reichlich mit Mundvorrat ausgerüstet, ihre Reise fortsetzen. Aber erst spät und von ungünstigen Winden verfolgt, erreichten sie Genua.

Zwölftes Kapitel.

Alfons, der die Eroberung Bonifazio's für gesichert hielt, glaubte nun auch die übrigen, auf der Ostseite des Gebirgs gelegenen Städte in seiner Gewalt zu haben, und schickte seine Beamten aus, um die Abgaben einzutreiben. Aber jene kehrten mit dem Bemerken zurück, daß Niemand in Corsica einen Tribut zu bezahlen gewillt sei. Hierauf sandte der König seinen Connetabel mit zahlreichen Kriegsschaaren. Viele Städtchen wurden schonungslos verheert; die Einwohner jedoch flüchteten mit ihren Gütern in die Gebirge, indeß die Waffenfähigen dem Feind entgegengingen, und sich in einem festen Lager verschanzten. Als sie jedoch der Connetabel mit den Bombarden beschießen ließ, konnten sie der Uebermacht nicht widerstehn, und flehten alle umliegenden Orte um Hülfe an. Die Corsen bedienten sich damals bei großen Gefahren eines kriegerischen Rufs, der von Nachbar zu Nachbar, von Feld zu Feld, von Hügel zu Hügel sich ununterbrochen fortpflanzte, so daß in kurzer Zeit eine Nachricht von einem Ende der Insel zum andern gelangen konnte.[1] Da

[1] *Cyrnaeus.*

erschien zu ihrem Beistande Mariano Cajo, ein edler und reicher Corse, mit 3000 Streitern. Jubelnd umgab ihn die Menge, und begrüßte ihn mit dem vaterländischen Ruf: Es lebe das Volk! Er aber ermahnte sie zum Streit, und beschwor sie, für die Insel, für sich selbst, für die Freiheit, für die Kinder Alles zu wagen.[1] Zuerst in kleinern Scharmützeln versuchte er die Stärke des Feindes, und als er sich ihm gewachsen fühlte, bot er ihm eine Schlacht, die von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit der größten Erbitterung gekämpft wurde. Des Nachts zogen sich beide Theile in ihre Schanzen zurück, und als die Corsen am nächsten Morgen umherblickten, war das Lager der Feinde leer, und der Connetabel zu seinem Könige zurückgekehrt.

Mit banger Erwartung sahen unterdessen die Bonifazier der Wiederkunft ihrer Gesandten entgegen. Während dieser Zeit befand sich das Volk, den Tag über, beständig auf dem Forum und der Senat in der Madonnenkirche; denn das Rathhaus war zerstört. Endlich nach fünfzehn Tagen wurde bei Nacht die Rückkehr der Boten gemeldet. Unbemerkt landeten sie an jener verborgenen Stelle, unbemerkt wurden sie an Stricken emporgezogen. Alles eilte nach der Kirche, wo die Briefe des Senats von Genua, die schleunige Hülfe zusagten, verlesen wurden. Und nicht bloß Briefe, auch Getreide hatten die Genueser gesandt. Jubel und Dankgebete schollen in Bonifazio.

Aber es nahte der Tag der Uebergabe, und die Botschafter des Königs erschienen in der Stadt. Die Aeltesten erbaten sich nur eine Nacht Bedenkzeit. Sollte bis zum nächsten Morgen keine Rettung sich zeigen, so seien sie bereit, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Diese Bekanntmachung versetzte die Bonifazier in die tiefste Trauer. Ueberdieß war ihnen von den Insulanern, die sich im Lager des Königs befanden, der Rat ertheilt worden, sich nicht zu ergeben; denn das Loos sei bereits über die Stadt und ihre Güter geworfen. Alfons habe beschlossen, sie sämmtlich

[1] *Cyrnaeus.*

hielt er sich an das Schiff des Bonissia fest. Ein genuesischer Taucher, Namens Andreas, stahl sich unter dem Wasser zu den feindlichen Schiffen und schnitt ihnen mittels eines scharfen Messers die Taue ab, mit denen sie an den Strand befestigt waren, so daß sie plötzlich in ein heftiges Schwanken gerieten. Dieser Umstand, als etwas Unerklärliches, brachte eine große Bestürzung hervor. [1]

Ungeheure Steine wälzten indeß die Belagerten auf die aragonischen Fahrzeuge. Viele aus der Stadt ließen sich zu den Genuesern herab, da die Bonifazier im Seekrieg für besonders erfahren galten. Flüssiger Kalk und aufgelöste Seife wurden auf die feindlichen Verdecke ausgeschüttet, und bei jedem Schritte glitten die Catalonier in's Meer hinunter. Allgemeine Erschöpfung trennte zuletzt den Kampf; doch behaubteten die Genueser den Haven, und auch die vier zurückgebliebenen Schiffe drangen hinein. Reichlich wurde nun die Stadt mit Lebensmitteln und Vorrat aller Art versorgt. Mehrere Tage blieben die Genueser im Haven, vom Dank der Geretteten überhäuft. Am fünften Morgen sollte der günstige Wind zur Abfahrt benutzt werden. Da reihten die Catalanen eine dichte Schlachtordnung von Schiffen an der ganzen Breite des Havens auf, um die Heransegelnden wie in einem Netze zu fangen. Aber diese hatten einen alten, in Bonifazio vorgefundenen Wrack zum Brander benutzt, mit brennbaren Stoffen angefüllt. Ein kleines Bot folgte ihm. Als sie sich nun der Flotte näherten, warfen die Matrosen Feuer in den Brander und sprangen in's Bot zurück. Mächtige Flammen nach allen Seiten sprühte das entzündete Fahrzeug, nach allen Seiten stoben die Schiffe des Königs auseinander. Die Erschreckten noch mehr zu betäuben, erhoben die Genueser, bisher in Totenstille verharrend, ein ungeheures Geschrei, und es antworteten die Bonifazier, den Freunden, den Rettern, den Befreiern eine glückliche Fahrt von ihrem Felsen herunterwünschend, mit unermeßlichem Jubelruf. [2] Frei zogen

[1] *Bracelli*, De bello inter Genuenses et Hispanos.

[2] *Cyrnaeus.*

die Schiffe der Republik von dannen, von Ruhm beladen langten sie in Genua an.

Während dieser Zeit hatte auch Calvi sich befreit. Die Besatzung des Königs hatte Geißeln verlangt, die Calvenser sich Bedenkzeit ausgebeten. Als am andern Morgen das Hochamt in der Johanniskirche gehalten wurde, begaben sich dorthin die Jünglinge, die über den Panzer Weiberkleider geworfen hatten. Nach vollendeter Messe erklärte der Magistrat, daß keine Geißeln gegeben würden. Die Catalanen begannen den Kampf mit den Eingebornen; aber plötzlich stürzten die Jünglinge aus der Kirche heraus, die Schwerter unter den Röcken hervorziehend. Die ganze Besatzung bis auf Einen wurde getötet.[1]

Als der König, der die Hoffnung, Bonifazio zu bezwingen, aufgegeben, diese Nachricht erfuhr, und auch der Westseite der Insel nicht mehr vertrauen durfte, steuerte er im Januar 1421 mit seiner Flotte gegen Neapel zu, nachdenklich über die Freiheitsliebe Italiens, die der catalonischen wenig nachgab. Die Ketten des Havens von Bonifazio aber wurden als Triumphzeichen in Genua aufgehängt.

[1] *Cyrnaeus.*

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Als Malizia Caraffa vor dem Könige erschien, ließ er kein Mittel unversucht, denselben zu der in Vorschlag gebrachten Unternehmung anzufeuern. Was als Ruhmbegier jugendliche Gemüter begeistern kann, die Pflicht des Ritters, einer bedrängten Frau beizustehn, die großen Vortheile, die einem König von Sicilien aus dem Besitze Neapels erwachsen mußten, alles ward in Anregung gebracht, um Alfons zu bestimmen. Dieser wollte jedoch die um ihn versammelten Großen nicht ungefragt lassen, welche fast einstimmig von einem solchen Vorhaben abrieten. Eine Frau, meinten sie, könne sich nicht leicht so viele Feinde, außer durch eigene Verschuldung, erweckt haben, sie würde eines beständigen Schutzes bedürfen, ihr Unbestand mache den Gewinn einer Unternehmung, die schwierig und weitaussehend sei, zweifelhaft. Die Kräfte von Aragonien dürften nicht an ein Land verschwendet werden, das, von ewigen Parteiungen zerrüttet, seine Herrscher in raschen Umwälzungen zu wechseln pflege. Hierauf versetzte Alfons, er gedenke zu helfen, wenn man seiner Hülfe bedürftig sei, den Räten eines Königs ziemten königliche Gesinnungen, wo nicht, so schicke sich doch für den Alexander nicht, was dem Parmenio schicklich wäre.[1]

[1] *Panormita.*

Zu gleicher Zeit erschien bei Alfons auch ein Gesandter Ludwigs III., der ihn zu einem Bündnisse mit Letzterm (beide waren durch Verwandtschaft verknüpft) einlud. Alfons versetzte, da sich Ludwig mit den Genuesern, den erbitterten Feinden der Catalanen, verbunden hätte, so müßte er erst dieser Freundschaft entsagen, ehe er der seinigen theilhaft werden könne; wozu sich aber Ludwig keineswegs verstand. So traten denn zwei Jünglinge einander gegenüber, deren Väter bereits sich in den Ansprüchen auf die Krone von Aragon begegnet waren, und später sehen wir noch einmal Franz I. und Karl V., diesen Geschlechtern entsprossen, in unversöhnlicher Nebenbuhlerschaft sich bekämpfen.

Alfons ließ nun den Malizia rufen und erklärte ihm, daß er, trotz der ihm vorgestellten Hindernisse, der Königin Johanna 16 Galeeren zur Entsetzung Neapels senden wolle; um jedoch den Argwohn der Spanier zu beschwichtigen, müsse die Königin ihm ein Pfand ihrer Treue zusichern, und ihm die Kastelle einräumen lassen. Hierauf sandte Malizia sogleich den Pasquale Cioffo, um der Königin die günstige Nachricht zu überbringen, er selbst schiffte sich mit der kleinen Flotte, zu deren Admiral Alfons den Raimund Perellos ernannt hatte, nach Sicilien ein, um sich dort mit Getreide und andern Lebensmitteln, deren die belagerte Stadt so sehr bedurfte, zu versehn. Pasquale war indeß in Civita Vecchia, wo er Einiges zu besorgen hatte, an's Land gestiegen; da übereilte ihn die Flotte Ludwigs, die nach Neapel segelte: er wurde gefangen und seine Papiere fielen den Provenzalen in die Hände, die daraus die Plane der Aragonesen kennen lernten. Das Fahrzeug jedoch, auf dem sich Pasquale befunden hatte, entwischte und brachte nach Neapel die Nachricht, daß zwar Alfons seine Hülfe versprochen habe, Ludwig aber herannahe und stündlich erwartet werden dürfe.[1]

Dieser zeigte sich auch bald mit neun Galeeren und einigen genuesischen Lastschiffen, die Battista Fregoso befehligte. Sforza zog sich an's Gestad herab und empfing den Fürsten, der an

[1] *Costanzo.*

der Mündung des Sebeto landete. Die Schiffe kreuzten nun täglich vor der Stadt, um die provenzalische Partei zur Empörung anzulocken. Doch wußte Sergianni Neapel in Zaum zu halten, und den Baronen der Gegenpartei ward bei Lebensstrafe verboten, ihre Wohnungen zu verlassen. Endlich zeigten sich zur großen Freude der Belagerten die aragonischen Schiffe zwischen dem Cap Minerva und der Insel Capri. Ludwigs Galeeren konnten, ihrer Minderzahl wegen, in keinen Kampf eingehn; sie zogen sich nach Castellamare zurück, und Perellos landete mit den Seinigen am Castel nuovo. Ausgezeichnet war der Empfang, den ihm die Königin bereitete. Mit eigner Hand hing sie ihm eine goldne Halskette um, übergab ihm die Schlüssel vom Castel dell' Ovo und ließ am folgenden Tag den König Alfons öffentlich als ihren Nachfolger und als Herzog von Calabrien ausrufen.

Die Stadt war nun von der Seeseite entsetzt und mit Lebensmitteln reichlich versorgt; auch kehrte Battista Fregoso mit seiner Flotte nach Genua zurück, da Ludwig alle seine Kräfte, einen Landkrieg zu führen, anspannte. Später verlor jedoch Battista, unweit der Mündung des Arno, eine Schlacht gegen den aragonischen Admiral Romeo de Corbera, der ihn gefangen nahm. Die Folgen hievon waren für Genua bedeutend. Der Doge Thomas Fregoso, Battista's Bruder, mußte abtreten und flüchtete sich nach Sarzana. Die Republik übergab sich dem Herzog von Mailand, Philipp Visconte, dessen Schiffe die Stadt einschlossen, während sie Carmagnola zu Land belagerte. [1]

Die Lage Neapels war indeß, trotz der Abfahrt der Genueser, bedenklich; um so mehr, da sich Sforza bald darauf Aversa's bemächtigte, und dieser nur ein paar Meilen von der Haubtstadt entlegene Ort nun zum Mittelpunkte der feindlichen Streitkräfte und den provenzalisch gesinnten Baronen zur Zuflucht diente. Die Königin hatte daher sogleich einen Boten nach

[1] *Johannes Stella.*

Umbrien gesandt, um Braccio da Montone in ihren Sold zu nehmen, welcher jedoch Aquila und Capua zu Lehen verlangte, was ihm zugesagt ward. Unterdessen hatten die Sforzesken einen nächtlichen Einfall in die Stadt versucht, während ihnen von einigen Verschworenen ein abgelegenes Thor geöffnet worden. Dieß Unternehmen mißlang jedoch, da man einen vorgeschobenen Balken, ohne Lärm zu machen, nicht durchsägen konnte, und daher die Pferde gar nicht, die Fußgänger aber nur einzelweise Zutritt erhalten konnten. Sie wurden wieder verjagt, die Verschwörung unterdrückt, und einige Barone hingerichtet.

Nun schickte Johanna abermals drei Gesandte an Alfons nach Corsica, und bat ihn, sein Werk zu vollenden und selbst in Neapel mit dem Rest seiner Flotte zu erscheinen. Worauf Alfons erwiederte, daß er nicht zaudern werde, sobald einmal Braccio mit den Seinigen sich dem Königreich nähere; denn ohne ihn würde er selbst bloß die Zahl der Belagerten unnütz vermehren. In der That war damals fast das ganze Reich in Ludwigs Händen. Nach Calabrien hatte dieser den Francesco Sforza als Vicekönig geschickt, und auch die Abruzzen waren von der Königin abgefallen.

Zweites Kapitel.

Hierauf begab sich Alfons zuerst nach Sicilien, theils um in der Nähe zu sein, theils um sich dort zu verstärken, und von dort aus sandte er einen Botschafter an Ludwig, ihm die Wahl zwischen Krieg und Räumung des Königreichs anbietend. Nur mit Widerwillen, hieß es, ergreife Alfons die Waffen gegen einen Freund und Anverwandten; doch einer unglücklichen Frau, die seinen Schutz erfleht, beizustehn, halte er für unabweisliche Pflicht. Habe Ludwig Ansprüche auf das Reich, so

solle er wenigstens den Tod der Königin abwarten. Uebrigens habe Niemand ältere Rechte auf Neapel, als Alfons, weniger durch die Adoption Johanna's, als durch Constanze, die Tochter Manfred's, seiner Vorfahren Ahnfrau. Unter diesem Titel besitze er bereits Sicilien, während die Herrschaft Karls von Anjou bloß auf Anmaßung beruht habe. Hierauf entgegnete Ludwig: Nicht das Alter der Ansprüche, bloß ihre Rechtmäßigkeit käme in Betracht; das Reich gehöre dem Papst, der die Anjou's damit belehnt habe. Nicht Mitleid, Eroberungssucht sei der Beweggrund des aragonischen Monarchen; doch sollten ihn dessen Drohungen keineswegs abschrecken, und die gerechte Vorsehung würde den Kampf zwischen beiden entscheiden.[1]

Endlich, nachdem florentinische Kaufleute sich für Alfons und die Königin Johanna, wegen des Soldes, verbürgt hatten, verließ Braccio Perugia, und drang im Juni 1421 durch die Abruzzen in's Königreich ein. Weniger durch Waffengewalt, als durch Ueberraschung und den Schreck seines Namens eroberte er Sulmona und Castel di Sangro nebst andern Schlössern, und drang mit solcher Schnelligkeit nach Capua vor, welches noch der Königin zugehörte, daß die Feinde, die nicht weit davon in S. Maria Maggiore standen, seine Ankunft nicht gewahr wurden. Zwei feste Thürme in der Nähe von Capua eroberte er durch List. Der eine schien durch seine ungeheure Höhe unbezwingbar. Braccio versteckte daher in einem benachbarten Hause eine Anzahl von Bogenschützen, und trat selbst bewaffnet hervor, um mit den Befehlshabern, die sich auf der Zinne befanden, zu unterhandeln. Während nun Jene sprachen und die Uebergabe verweigerten, wurden sie von Pfeilen durchbohrt, und die Uebrigen ergaben sich. Der andere Thurm, ein antiker Bau in der Nähe des alten Theaters von Capua, war durch außerordentliche Festigkeit ausgezeichnet. Braccio ließ 20 bewaffnete Fußgänger in den umliegenden Fruchthainen sich verbergen, wo die tausendfach mit Reben verschlungenen Pappeln,

[1] *Fazius*, De rebus gestis ab Alfonso primo.

nach Art des dortigen Himmelstrichs, ein undurchdringliches Dickicht bilden. Hierauf mußten zwei wehrlose Knaben, als Flüchtige, an der Festung vorüberlaufen, und da hier der Weg über antike Gewölbe führt, so wurden ihre widerhallenden Tritte von den Wächtern leicht vernommen. Die Knaben erkundigten sich um den Weg nach Maddalone, wo die Sforzesken standen, und gaben sich für Ueberläufer aus Braccio's Lager aus. Da sie den Wächtern jedoch in dieser Gestalt eher entsprungene Diebe zu sein schienen, so eilten Mehrere vom Thurm herab, um sie einzufangen. Da brachen die Braccesken aus dem Versteck hervor, bemächtigten sich der Herabgestiegenen und brachten sie zu ihrem Anführer. Dieser bedrohte sie, als Verräter der Königin, mit den äußersten Martern, bis Einer, um sein Leben zu retten, versprach, die Festung zu überliefern. Er wurde hierauf freigelassen, kehrte in den Thurm zurück, und fand Mittel, diesen dem Feinde zu öffnen.[1]

Ueber Marigliano, das er erstürmte, drang nun Braccio bis Neapel vor, ohne daß es Sforza verhindern konnte. Johanna schickte den Erstern sogleich nach Castellamare, dessen feindliche Nachbarschaft ihr am meisten gefährlich schien. Braccio überfiel bei nächtlicher Weile die Stadt, nahm sie ein und ließ sie durch die Seinigen plündern. Da jedoch Sforza mit großer Uebermacht herankam, war Braccio genötigt, sich über Torre del Greco (von dem dort wachsenden Wein so genannt) in großer Eile zurückzuziehn, nachdem er beim Uebergang des Sarno einen Theil der Mannschaft in den Wellen verloren hatte.

Unterdessen hatte Alfons mit einer beträchtlichen Flotte auf Ischia Anker geworfen. Als die Königin seine Ankunft erfuhr, schickte sie ihm sogleich den Sergianni entgegen, der ihn einlud, sich sammt den Schiffen nach dem Castel dell' Ovo zu begeben, bis seine feierliche Aufnahme in Neapel vorbereitet sei; welcher Einladung der König folgte. Am Tage sodann, der zu seinem Einzuge bestimmt war, begab er sich zu Schiffe nach der Sebeto-

[1] *Campanus*, Vita Braccii.

mündung, wohin ihn die Galeeren der Königin, mit Blumen bekränzt und mit Teppichen geschmückt, begleiteten. Um der Stadt ein Schauspiel zu geben, hatte er dem Perellos mit seinen Truppen befohlen, den Strand zu besetzen und ihm gleichsam die Landung zu versagen, die er in einem vorgestellten Seetreffen erzwang. Die Reiter Braccio's waren längs der Porta del Carmine aufgestellt. Ein langer Damm von Brettern, der auf Fahrzeugen ruhte, war in's Meer hinausgebaut, dessen Höhe der Höhe des königlichen Verdecks gleich kam. Auf dieser Brücke begrüßte Braccio den König, der den sich kniefällig Beugenden aufhob und umarmte. Da geschah es, daß eines der Bretter nachgab, und Alfons in den untern, mit Wasser gefüllten Raum eines Schiffs versank. Wiewohl er dem Unfalle eine scherzhafte Wendung zu leihen wußte, so diente dieser doch Vielen zur unglücklichen Vorbedeutung, und der Boden des Landes schien Fremdlingen zwar eine günstige Aufnahme, doch wenig Sicherheit zu gewähren.[1]

Durch die Porta Capuana betrat Alfons die prächtig geschmückte Stadt. Alle Seggi waren von den schönsten Frauen Neapels besetzt worden, die bei'm Schall der Halbtrommel theils in festlichen Tänzen den unter dem Baldachin reitenden König bewillkommten, theils in lauten Gesängen seinen Ruhm erhoben. An der Brücke des Castel nuovo empfing ihn die Königin, die ihn als Mutter umarmte und ihm die Schlüssel des Kastells zu übergeben befahl. Dem Allmächtigen danke ich, sprach sie, daß ich dich, dem Gegenwärtigen gegenwärtig, erblicke, dem ich als Abwesenden schon mein Heil verdankte. Denn gern gestehe ich, daß Alles, was ich besitze, durch deine Wohlthaten mein ist. Durch dich hat mich Raimund von der feindlichen Flotte und Braccio von den Angriffen des Landheers befreit, und deine Ankunft läßt den Rest meiner Furcht verstummen. Deine Würdigkeit und Klugheit, dein großer Sinn blieben auch uns im fernen Italien nicht unbekannt. Laß mich also diesen Tag als

[1] *Collenuccio.*

den glücklichsten meines Lebens preisen, an dem ich dich in diese Stadt aufnehme, deren Bürger, wie du siehst, dich jubelnd begrüßen. Hierauf erwiederte Alfons: Wenn meine Hülfe dir nützlich war, o Johanna, so gereicht mir dieß zur schönsten Befriedigung. Seitdem dein erster Gesandter mich in Sardinien antraf, hielt ich immer die Nichtachtung deiner Gefahren für schändlich. Jetzt, da ich dich in wachsender Bedrängniß erblicke, komme ich selbst, und für den günstigen Ausgang bürgt mir die Gerechtigkeit deiner Sache, die im Kriege der größte Schutz ist.[1]

Drittes Kapitel.

Der Sommer verstrich hierauf in Festen. Dabei wurden häufige Gespräche zwischen Alfons und Braccio und ihren Haubtleuten über den Krieg und dessen Führung unter den verschiedenen Völkern gehalten. Ein einheimischer und gleichzeitiger Geschichtschreiber hat uns Einiges davon aufbewahrt.[2] Die

[1] *Fazius.*

[2] Gian Antonio Campano, von seinem Vaterlande so genannt. Er war in einem Dorfe bei Capua zu Hause und zu seiner Zeit Braccio's Unterthan. Seine Jugend brachte er in Neapel zu, wo er, als Hofmeister bei einer adeligen Familie, sich über die hier erzählten Begebenheiten genau unterrichten konnte. Später, an der Schule zu Perugia angestellt, welches damals von Braccio's Ruhm noch voll sein mußte, schrieb er das Leben dieses Feldherrn ungefähr in den fünfziger Jahren; denn er erwähnt beiläufig, gegen das Ende des Werks, den eben vorgefallenen Tod des Alfons, der 1458 starb. Campano war übrigens, nebenbei gesagt, kein sonderlicher Freund von Deutschland, und als er dasselbe auf einer Gesandtschaftsreise verließ, richtete er folgenden Vers an dasselbe, den wir nicht zu übersetzen wagen:

Adspice nudatas, barbara terra, nates!

Spanier warfen den Italienern die Art vor, den Krieg im Kleinen und mehr durch List als Kraft zu führen. In ihren Schlachten zähle man kaum einen oder den andern Toten, und die Gefangenen würden, nach vollendetem Treffen, freigelassen. Die Spanier hingegen, nach Weise der Deutschen und Franzosen, die für die tapfersten Völker gehalten würden, stürzten sich mit ganzer Gewalt auf den Feind, und suchten ihn, wären sie siegreich, bis auf den letzten Mann zu vernichten. Hierauf vom Könige selbst aufgefordert, die Ehre Italiens zu verfechten, entgegnete Braccio: Klugheit vermöchte im Krieg das Meiste, und große Massen wären in der Schlacht mehr hinderlich als nützlich. Ein Land, das man erobern wolle, vorher zu zerstören, wäre grausam und thöricht zugleich. Die überalpischen Völker führten den Krieg wie Thiere, und suchten durch Ungestüm zu ersetzen, was ihnen an Geschicklichkeit gebreche. Die Anführer Italiens hingegen und ihre Schaaren würden von frühster Jugend in Waffenübungen eingeweiht, an alle Beschwerlichkeiten und Gefahren der Feldzüge gewöhnt. Ihnen diene der Krieg als Handwerk, und sie suchten ihn zur Kunst zu steigern.

In diesen Tagen geschah es auch, daß der König mit seiner kriegerischen Begleitung eine Lustfahrt nach dem Golf von Bajä beschloß. Man bewunderte den schönsten Busen des tyrrhenischen Meers, seine heilsamen Quellen, seine myrtenreiche Gestade. Man besuchte den Avernersee und stieg in die Höhlen der Sibylle hinab.[1] In Pozzuoli zog vor allem das Amphitheater den Blick der Beschauenden an, wovon zwar gegenwärtig nur geringe Trümmer emporstehen, welches aber damals, vor mehr als 400 Jahren, der Zeit noch trotzen mochte.[2] Den Rückweg nahm der König zu Lande, und aus der Grotte des Posilipps hervortretend, begrüßte er das Grab Virgils.[3] An demselben Tage landeten sicilische Schiffe, mit Lebensmitteln beladen, an;

[1] *Campanus.*

[2] Prominens superata vetustate theatrum. *Campanus.*

[3] *Campanus.*

Ueberfluß erfüllte die Stadt, ritterliche Spiele und vaterländische Feste wurden mit Pracht gefeiert.

Braccio jedoch dachte bald an kriegerische Unternehmungen. Er durchzog das Land, bemächtigte sich mehrerer kleinen Städte und Festungen und drang bis in's Päpstliche vor, das er verheerte. Dadurch sah sich der Papst gezwungen, ihm, auf sein Verlangen, Citta di Castello, eine Stadt in Umbrien, abzutreten, worauf Braccio die eroberten Plätze frei gab. Martin V. hatte schon früher den Tartaglia, der in seinem Solde stand, mit tausend Reitern Sforza'n zu Hülfe geschickt; denn er konnte nicht mit gleichgültigen Augen ansehn, daß Braccio, sein Vasall, derjenigen Partei entgegentrat, die von der Kirche begünstigt wurde.

Braccio verlangte nun von der Königin, daß ihm, der Uebereinkunft gemäß, Capua als Eigenthum abgetreten würde. Sergianni widersetzte sich dieser Forderung; aber Alfons, der den erfahrenen Feldherrn auf keine Weise verlieren wollte, brachte es bei der Königin dahin, daß die Stadt dem Braccio überliefert wurde, wodurch die erste Mißhelligkeit zwischen dem König und Sergianni entstand. Die beiden Festungen Capua's wollten aber die Castellane nur unter Erlegung einer bedeutenden Geldsumme abtreten; auch diese bezahlte Alfons, um den Braccio zu beschwichtigen. Die eine davon mußte dieser gleichwohl halb mit Betrug und halb mit Gewalt erobern. Ein Versuch übrigens, den Braccio machte, die Sforzesken, die zur Einbringung von Lebensmitteln sich aus Aversa entfernt hatten, von der Stadt abzuschneiden, mißlang durch Sforza's Wachsamkeit. Bei dieser Gelegenheit aber führte Braccio eine eigne List aus.

Zwischen Capua und Aversa befindet sich ein stehendes Gewässer, welches gegenwärtig unter dem Namen Regi lagni bekannt ist. Nur im höchsten Sommer war es zu durchwaten, und die wenigen Brücken oder Furten, die sich darboten, waren durch feste Thürme geschützt. Einen davon mußte nun Braccio in seine Gewalt bekommen, wenn er den Uebergang ausführen wollte. Er ließ daher einen unbärtigen, aber tapfern jungen

In dieser Zeit geschah es, daß Sforza den Tartaglia plötzlich, bei einem Gastmahle, verhaften ließ. Letzterer wurde des Einverständnisses mit Braccio beschuldigt, und hatte auch vom König Alfons Pferde zum Geschenk erhalten. Der Papst sandte einen Abgeordneten, der die Sache untersuchen mußte. Tartaglia ward schuldig befunden und auf dem Platze von Aversa enthaubtet. Seine Söldlinge jedoch, auf Sforza erbittert, gingen größtentheils zu Braccio über, der sich nach Capua begeben hatte.

Viertes Kapitel.

Im März des folgenden Jahrs (1422) ward endlich durch die Legaten der Friede oder vielmehr ein unbestimmter Waffenstillstand zwischen beiden Parteien abgeschlossen. Ludwig übergab den Cardinälen Aversa und das feste Schloß von Castellamare, und begab sich, an Mitteln erschöpft, nach Rom an den Hof des Papstes. Bald nachher wurden die Schlüssel der den Legaten anvertrauten Städte von diesen dem Könige eingehändigt. Höchst auffallend würde diese plötzliche Nachgiebigkeit des römischen Stuhls erscheinen, wenn man nicht folgende Umstände in Erwägung zöge: Martin befand sich in entschiedner Geldnot, und war großer Summen zur Wiederherstellung seiner ganz in Verfall geratenen Haubtstadt bedürftig, wie er denn auch wirklich, in architektonischer Hinsicht, der Gründer eines neuen Roms genannt zu werden verdient. Ein Beispiel, das fast von allen seinen Nachfolgern bis in's nächste Jahrhundert hinein, auf's Eifrigste befolgt wurde, so daß die Aufführung von Gebäuden eine Lieblingsbeschäftigung der Päpste geworden ist. Sodann

Meinung ist wahrscheinlicher; aber alle übrigen Berichterstatter weichen von ihr ab.

war Martin V. auf seine unbestrittene Würde vor Allem eifersüchtig, und Alfons bedrohte ihn beständig mit der in seinen Königreichen zu erfolgenden Anerkennung Benedikts XIII., der sich noch immer hartnäckig in Spanien verschanzt hielt. Ein zweiter Popanz, vom Papste wenigstens eben so sehr gefürchtet und dessen sich der König bediente, war Braccio da Montone, welcher auch wirklich bald darauf nach dem Kirchenstaate zog und Città di Castello belagerte. Diese Stadt war ihm vom Papste zwar abgetreten worden; aber die Bürger, die sich als Freistaat regierten, waren mit dieser Abtretung keineswegs einverstanden.

Diejenigen, welche sich in damaliger Zeit eine Herrschaft im mittlern Italien oder vielmehr in Toscana (denn auch Perugia und alle auf der Westseite des Apennins gelegenen Städte wurden mit Recht zu Toscana gerechnet) gründen wollten, hatten einen schweren, ja unmöglichen Stand. Dieser kleine hetrurische Volksstamm, einer der begabtesten von allen, die uns die Weltgeschichte kennen lehrt, und welcher in seiner Blütezeit eine größere Fülle bedeutender Menschen, geistvoller Dichter, Geschichtschreiber, Politiker und Künstler hervorbrachte, als das übrige Europa zusammengenommen; dieser Volksstamm, sage ich, war damals von dem entschiedensten republikanischen Geiste beseelt. Jedes Städtchen war eine Welt für sich und mußte besonders überwunden werden, worauf es dann immer, sobald es nur einigermaßen aufathmen konnte, die Freiheit wieder herstellte. Deßhalb erhielten sich die toscanischen Republiken bis gegen die Hälfte des folgenden Jahrhunderts, während das übrige Italien, Venedig ausgenommen, längst unterlegen war. Dieß mochte die Hauptursache sein, weßhalb Braccio, trotz aller Gewandtheit und kriegerischen Ueberlegenheit, keine dauernde Herrschaft begründen konnte, ein Versuch, der den Sforzesken, welche die Lombardie und Genua zu unterwerfen hatten, gelang.

Von dieser, wie zu hoffen steht, erlaubten Abschweifung, kehren wir zum Gang der Erzählung zurück. Ehe noch Braccio das Königreich verließ, ward zwischen ihm und Sforza, dem

bei dem Waffenstillstande vergönnt worden war, sich nach Benevent zurückzuziehen, eine Zusammenkunft verabredet, die im Walde Saccomano Statt fand. Die alte Freundschaft ward, so weit es thunlich schien, erneuert, und Braccio wandte Alles an, seinen ehemaligen Waffengefährten zu bereden, sich mit der Königin auszusöhnen, worauf auch Sforza, der sich ohne Sold in einer ziemlich beschränkten Lage befand, einging.[1]

Unterdessen hatte Alfons das Reich bis auf einen gewissen Grad beruhigt. Die provenzalisch gesinnten Barone hielten sich in zweideutiger, doch untheilnehmender Entfernung, nur die Grafen von Maddalone und Caserta führten den Krieg fort. Das Schloß Maddalone, dessen schöne Trümmer noch heutzutage sichtbar sind, war dem Ottino Caracciolo zugehörig, der, wie wir schon wissen, gegen Sergianni erbittert war. Alfons, um zu schrecken, sandte die Gefangenen Ottino's, als Landesverräter, auf die Galeeren, worauf Ottino den catalanischen Gefangenen ein Auge ausreißen, Nase und Hände verstümmeln ließ, und sie in diesem Zustande dem Könige zurückschickte.[2]

Da brach im April dieses Jahrs in Neapel die Pest aus, und der Hof begab sich nach Castellamare. Diese Stadt liegt, Neapel gegenüber, an der Wurzel eines Vorgebirgs, das sich 15,000 Schritte in's Meer hinausstreckt, durch seine gesunde Luft, seine Weine, seine Pomeranzengärten und Oelberge berühmt. Es scheidet den diesseitigen Golf von dem salernitanischen Meerbusen, und auf der Seite von Neapel liegen, außer Castellamare, noch Vico, Sorrent, und endlich am Cap Minerva, der Insel Capri benachbart, Massa. Auf der salernitanischen Seite ist Amalfi der bedeutendste Ort. Alle diese Städte waren von Ludwigs Partei, uud Alfons begann damit, Vico zu belagern, welches sich ihm, schlecht befestigt wie es war, bald ergab. Hierauf zog er nach Sorrent, wo man sich längere Zeit widersetzte. Als ihm jedoch Amalfi und Massa ihre Schlüssel übersandten, als er auch die Insel Capri durch eine nächtliche Landung überrumpeln

[1] *Cribellus. Campanus.*

[2] *Costanzo. Cronica di Napoli.*

ließ, und seine Besatzung in den gleichnamigen Haubtort derselben legte, so glaubten auch die Sorrentiner nicht länger Trotz bieten zu können. Diese Städte wurden aber in des Königs Namen vereidet, ein Umstand, der der Königin und ihrem Sergianni aufs Höchste mißfiel, und der zuerst eine Spannung zwischen Mutter und Sohn hervorbrachte.

Beide begaben sich bald darauf nach Gaeta, sei es, daß sie der Pest so weit als möglich entfliehen wollten, sei es, daß Castellamare zwei Hofhaltungen nicht zu fassen vermochte. Da wir im Laufe dieser Geschichte noch mehrmals auf Gaeta zurückkommen werden, so ist es vielleicht nicht am unrechten Ort, von der Lage dieser Festung einen Begriff zu geben.

Zwischen dem Cap Fontania und dem Cap Mondragone erhebt sich ein Vorgebirg, dem sich ein, seiner Länge nach, gegen Süden gekehrter Bergrücken anschließt, so daß zwischen diesem und dem festen Land Italiens ein kleiner Golf entsteht, dessen Ufer zu den lieblichsten und fruchtbarsten Küstenstrichen der ganzen Halbinsel gehören. Hier gedeihen alle Südfrüchte und zwischen Hainen von Granatbäumen, die in dieser Gegend vorzüglich häufig sind, erheben sich Trümmer des römischen Alterthums. Unter ihnen die Villa Cicero's, in deren Nähe jener Römer ermordet wurde. Der vorerwähnte Bergrücken aber, den die jetzigen Festungswerke einfassen, ist ihretwegen kahl und durch die Natur schon von dem Rest des Vorgebirgs abgeschlossen. Denn nur eine schmale Landzunge verbindet ihn mit demselben, und auch diese ist großentheils mit Sand bedeckt, da sie bei stürmischer Witterung zur Hälfte überspült wird. Auf der höchsten Spitze des Bergs steht das kolossale Grabmal des Munatius Plancus, vom Volke der Thurm des Orlando genannt, welcher heutzutage als Telegraph benutzt wird.[1] Wohl ist dieser Punkt wert, einen Augenblick dabei zu verweilen; denn die Aussichten, die sich hier vom Vorgebirg der Circe bis zum Vesuv hin darbieten, mögen in der Welt nicht leicht ihres Gleichen finden; sei es, daß man

[1] Ueber den Munatius Plancus sehe man die bekannte Ode im Horaz: Laudabunt alii etc.

die offene, mit Inseln reich geschmückte See, sei es, daß man den lachenden Golf mit seinen Orangengärten, und die herrlichen Gebirgsküsten Italiens, wo Hügel über Hügel sich aufthürmen, betrachtet. Dieser Berg nun läuft gegen Süden in einen weit niedrigern, aber schroffen Felsen aus, und auf diesem Felsen ist das eigentliche Gaeta erbaut. Südwärts und westwärts fällt er steil in's Meer ab, so daß hier an keine Landung zu denken ist; nach der Seite des Golfs aber senkt er sich allmählig und bildet eine Fläche, die den untern Theil der Stadt enthält und durch Mauern geschützt ist, um welche ein Molo herumläuft. Aus dieser Lage geht hervor, daß Gaeta von der Landseite fast unbezwinglich ist, und durch eine kleine Anzahl Truppen geschützt werden kann, von der Seeseite aber nicht allzulange haltbar, sobald einmal den feindlichen Schiffen der Eingang in den Golf offen steht.

Dieser schöne Landstrich war es, den das fürstliche Paar besuchte. Alfons jedoch bewohnte einen Pallast an der Küste, jenseits der Landzunge, Johanna befand sich in der Stadt. Hieher kam Sforza von Benevent, um Beiden seinen Hof zu machen; doch schien es, daß er von der Königin günstiger, als vom König empfangen wurde, wiewohl er während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts die catalanischen Großen häufig bei sich bewirthete. Mit ihm erschienen noch andere, ehedem provenzalisch gesinnte Barone.

Als nun der spanische Cardinal Fonseca nach Gaeta kommen sollte, um dem König die päpstliche Bestätigung der Adoption zu überbringen, [1] fuhr ihm Alfons auf einer Galeere entgegen und Sforza stieg mit ihm zu Schiff. Die Biographen des Letztern erzählen uns einstimmig, daß der König bei dieser Gelegenheit einen Mordanschlag gegen Sforza gebrütet habe. Strick und Sack seien schon bereit gewesen, um ihn zu fahen und zu ersäufen. Bloß das schnellere Eintreffen des Cardinals

[1] Zurita meint, daß diese Bestätigung, wegen des plötzlichen Todes des Cardinals dem Könige nie übergeben worden. Wahrscheinlicher ist, daß sie der Papst niemals ausgestellt, wiewohl es auch Fazio behaubtet.

habe diesen Plan zerstört, und die Sforzesken sollen ihren Führer, den sie für verloren hielten, mit großem Jubel empfangen haben. Letzteres mag gegründet sein, im Uebrigen ist es schwer, Jemanden eines Verbrechens zu zeihen, das nicht wirklich begangen worden, und Alfonsens Charakter widerspricht einer solchen Beschuldigung ganz und gar. Auf der andern Seite aber mochte dem politischen Scharfblicke des Königs nicht entgehn, daß Sforza der Einzige sei, der ihm den ruhigen Besitz des Reichs streitig zu machen, der Einzige, der dem Argwohn der Königin einen hülfreichen und mächtigen Arm zu leihen im Stande sei. Oeffentlich ward festgesetzt, daß Beide den Sforza in ihren Sold nehmen sollten, daß dieser jedoch, wo es keine gemeinschaftliche Unternehmung gelte, Demjenigen, der ihn zuerst beriefe, gehorchen sollte.[1] Heimlich aber ermunterte Johanna, oder vielmehr Sergianni, der die Seele dieser Ränke war, den Sforza, die provenzalische Partei nicht allzusehr schwächen zu wollen, damit sich die Königin derselben, im Fall der Not, gegen Alfons bedienen könne.

Als im September die Pest in Neapel nachgelassen, begab sich Johanna nach der Insel Procida und von dort in das nahe Pozzuoli. Alfons, um keinem Verdachte Raum zu geben, folgte ihr dorthin zu Land, und nahm unterwegs Capua in Augenschein, das er noch nicht kannte. Aber die Königin hielt diese rasche Einholung für Verfolgung, und ward um so mehr in dem Argwohn bestärkt, daß sie Alfons, wie Sergianni behaubtete, nach Catalonien senden wolle, um unbeschränkter Herr von Neapel zu sein. Als dieser daher nach Aversa ging, eilte sie schnell nach Neapel und schlug ihren Sitz im Castel Capuano auf, da sie fürchtete, im Castel nuovo als Gefangene behandelt zu werden.[2]

[1] *Cribellus.*

[2] Es ist schon erwähnt worden, daß Castel nuovo und Castel dell' Ovo den Catalanen übergeben worden waren.

Fünftes Kapitel.

Wiewohl der König fortfuhr, seine Mutter zu besuchen, so war doch die Entfremdung Beider selbst bei dem Volk schon offenkundig geworden, und wo sich die catalanischen Barone blicken ließen, wurde ihnen Durazzo! Durazzo! oder: Es lebe die Königin Johanna! entgegengerufen.[1] Sergianni Caracciolo, der sich häufig in's Castel nuovo, um dem Staatsrate beizuwohnen, begeben und gar wohl die nicht unverdiente Abneigung Alfonsens gegen seine Person bemerken mußte, bat sich von diesem einen Schutzbrief, versehn mit dem königlichen Insiegel aus, der ihm bewilligt wurde.

Aber im April 1423 veranstaltete der König, nach seiner festlustigen Weise, einen öffentlichen Aufzug, bei welchem ein Elephant, der einen Thurm trug, vorgestellt wurde. In dem Thurme befanden sich viele catalanische Ritter, die, als Engel gekleidet, sangen und die Laute schlugen. Da erfuhr er, daß Sergianni einen andern Aufzug von neapolitanischen Baronen, als Teufel vermummt, verabredet hatte, sei es, bloß mit dem Könige zu wetteifern, sei es, eine öffentliche Feindseligkeit anzuspinnen.[2] Dieser letztere Zug unterblieb zwar durch den Tod eines der Theilnehmer, mit dem alle übrigen verwandt waren; doch Alfons wurde dadurch noch mißtrauischer, und als ihm sein Gesandter in Rom, Francisco de Arinio, schrieb, daß eine Verschwörung gegen ihn angezettelt sei, an deren Spitze Sergianni stehe, so ließ er diesen, trotz des Geleitbriefs, im Castel nuovo verhaften. Hierauf begab er sich unmittelbar zu Pferde nach dem Castel Capuano, um der Königin diesen Gewaltstreich anzuzeigen, oder vielleicht, wie auch ein aragonischer Geschichtschreiber nicht in Abrede stellt, um sie selbst in seine Gewalt zu bekommen. Denn er glaubte dadurch den furchtbaren Parteikämpfen, von denen das unglückliche Königreich zerrissen war, auf immer

[1] *Collenuccio.*

[2] *Giornali del Duca. Cronica di Napoli.*

ein Ende zu machen. Sein Vorhaben mißlang. Ein Knabe, der im Dienste eines Florentiners stand, wußte sich unbemerkt durch die Pferde Platz zu machen und eilte, die Königin zu benachrichtigen. Diese ließ sogleich dasjenige Thor schließen, das nach der Stadt führte, auf welchem gegenwärtig der kaiserliche Adler zu sehen ist; Alfons jedoch ritt auf das außerhalb der Stadt befindliche Thor zu (denn Castel Capuano lag damals zur Hälfte außer-, zur Hälfte innerhalb der Mauern), um sich dessen zu bemächtigen. Schon hatte das Pferd die Zugbrücke betreten, als diesem Einer der Obenstehenden einen Mörser an den Kopf schleuderte, wodurch es zurückwich.[1] Andere sagen, der Castellan, Sannuto da Capua, ein starker und handfester Mann, habe es bei'm Zügel ergriffen und mit Gewalt jenseits der Brücke zurückgestoßen, die sogleich in die Höhe gezogen ward. Juan de Bardaxi, der mit dem Könige gekommen, gab diesem seinen Helm, um ihn gegen die Steinwürfe, die von oben herabflogen, zu schützen. Verschiedene catalanische Barone wurden verwundet, einer getötet. Der König, um des Volks wegen die engen Straßen zu vermeiden, begab sich nach dem Mercato und später in's Castel nuovo.

Daß die provenzalische Partei über diese Vorfälle erfreut war, läßt sich vermuten; doch auch Viele von der Durazzischen wollten Alfonsen belagern. Die Klügern aber, um den Bürgerkrieg zu vermeiden, rieten zu einem Vergleich und begaben sich unbewaffnet zum Könige. Dieser war um so mehr zu einer gütlichen Ausgleichung geneigt, als er aus Spanien betrübende Nachrichten, die seine Gegenwart dort nötig machten, erhalten hatte. Diese Nachrichten mochten auch das Meiste zu seinem Entschluß beigetragen haben, sich Sergianni's zu bemächtigen, um sich keine Feinde im Rücken zu lassen.

Castilien war nämlich, wegen der zarten Jugend Johanns des Zweiten, der Schauplatz beständiger Zwistigkeiten und Unruhen geworden. Alfonsens Brüder, Don Juan und Don Enrique,

[1] *Cronica di Napoli.*

die große Lehne in Castilien besaßen, hatten sich Beide dort eine Partei gebildet und haderten wechselseitig. Don Enrique hatte sich überdieß ohne die Einwilligung des Königs mit dessen Schwester Donna Catalina vermält und verlangte von demselben das Herzogthum Villena als Mitgift: Johann verweigert es, lockt den Don Enrique nach Madrid und nimmt ihn gefangen. Hierauf belagert er seine Schwester in Segura. Der Connetabel von Castilien aber, von Enrique's Partei, entführt sie glücklich nach Valencia. Auch Andere von Enrique's Anhang suchen Schutz in Alfonsens Staaten, und dieser wird nun durch castilische Gesandte in Neapel zur Auslieferung aufgefordert.[1]

Unterdessen suchte die Königin Johanna, die jedem Vergleich entgegen war, durch Zögerung Zeit zu gewinnen, und hatte sogleich Boten an Sforza geschickt, der sich damals in einem Kloster bei Mirabella befand. Im Namen der Gevatterschaft, denn durch dieses kirchliche Band war sie mit Sforza verknüpft, beschwor sie ihn, ihr augenblicklich zu Hülfe zu eilen. Sforza, wiewohl er nur 600 schlechtbewaffnete und schlechtberittene Streiter aufzubringen vermochte, während der König gegen 4000 Mann besaß, eilte sogleich herbei. Unterwegs trafen ihn die Abgesandten Alfonsens, die ihn ebenfalls zum Beistand aufforderten. Sforza versetzte, daß der Ruf der Königin zuerst zu ihm gedrungen sei, daß er übrigens nichts so sehr, als eine Versöhnung zwischen Mutter und Sohn wünsche, und auf der Stelle zurückkehren wolle, wenn Alfons verspräche, die Königin nicht zu beunruhigen und ihr zu erlauben, sich an irgend einen festen Platz des Königreichs zu begeben. Dieß wollte ihm Alfons keineswegs bewilligen und versetzte, daß er ihn, sobald er mit den Waffen in der Hand komme, weder zum Richter noch zum Vermittler wolle.

Als Sforza der Stadt sich näherte, schickte er noch einmal Friedensunterhändler an den König; doch mit demselben Erfolg. Alfons hatte das Heer unter Bernalto Centellas auf der Straße

[1] *Zurita.*

von Acerra, woher Sforza zog, in Schlachtordnung treten lassen, und so kam es bald zwischen Poggio Reale und dem Castel Capuano zu einem blutigen sechsstündigen Gefecht. Sforza machte die Seinigen auf die schönen Harnische und Pferde der Catalanen aufmerksam, mit denen sie ihrer eigenen Armut ein Ende zu machen hoffen konnten.[1] Dem Cicco Antonio, einem Neapolitaner, entriß er selbst die königliche Fahne, und als die Seinigen vor der Ueberzahl zu weichen begannen, bahnte er sich durch die umliegenden Gärten den Weg, und stürzte plötzlich im Rücken des Feindes hervor, indem er eine Gartenmauer, die von Lehm war, durchbrechen ließ. Hierauf erfolgte eine gänzliche Flucht und Niederlage des königlichen Heers. Bedeutend war die Beute der Sforzesken. Achthundert Pferde fielen in ihre Hände und hundert und zwanzig der vornehmsten sizilianischen und aragonischen Barone wurden gefangen. Der König mußte sich in's Castel nuovo flüchten, die Häuser der Catalanen wurden geplündert und Johanna empfing den Sforza mit ehrenvollem Jubel als ihren Retter. Dieser, nachdem er bei der Königin bewirkt hatte, daß die Barone der französischen Partei nach Neapel zurückkehren durften, wandte sich gegen Aversa, um es zur Uebergabe zu zwingen.

Jene Schlacht war am dreißigsten Mai 1423 gekämpft worden; noch vor Mitte Juni erschien eine catalonische Flotte vor Neapel. Einige behaubten, daß Alfons sie berufen habe, um seine Unternehmungen gegen Corsica fortzusetzen; Andere, daß sie bestimmt gewesen sei, die Königin mit Gewalt nach Aragonien abzuführen. Wie dem auch sein mag, nichts konnte Alfonsen erwünschter kommen, als jene Flotte, die von dem Grafen von Cardona befehligt wurde. Die Landung konnte von der Königin nicht verhindert werden. Alfons ließ den Platz vor dem Castel nuovo, der damals außerhalb der Stadt lag, mit Wällen und Gräben befestigen, damit die Reiterei den Seinigen keinen Schaden zufügen konnte. Da jedoch die in diesem Lager eingeschlossenen

[1] Er rief: Alli ben vestiti, alli bene a cavallo. *Giornali del Duca.*

Aragonesen von den Neapolitanern beständig geneckt wurden, so wagten sie einige glückliche Ausfälle, ja einer Schaar gelang es, sogar in die Stadt selbst einzudringen. Innerhalb der Porta Petruccia nämlich (die jetzt nicht mehr vorhanden ist), befand sich ein Haus, an dem sich ein Weinberg emporschlang, um die offenen Arkaden desselben, wie man es jetzt noch häufig sieht, zu beschatten. Dieser Weinstock wurzelte außerhalb der Stadtmauer, und desselben bedienten sich die Catalanen, um hinaufzuklimmen, worauf sie die Thorwache überwältigten. Zu gleicher Zeit drang der Infant Don Pedro, Alfonsens Bruder, von der Seeseite in die Stadt ein, wovon der gegen den Haven gelegene Theil in Flammen aufging. In dieser Not sandte die Königin Boten an Sforza, der von Aversa herbeieilte. Aber da die Neapolitaner anfingen, sich leidend zu verhalten, und dem Kampf wie einem Schauspiele zusahen, so war Sforza mit seiner Reiterei nicht im Stande, sich in den Straßen zu behaubten; denn die Catalanen hatten sich in den Häusern verschanzt, und warfen Ziegel und Steine auf den Feind, der, ohne sich widersetzen zu können, vertrieben wurde. Da begab sich Sforza in's Castel Capuano, und entführte die Königin mit ihren Kostbarkeiten nach Nola. Ein großer Theil der Bevölkerung Neapels, über 5000 Männer und Weiber, folgten ihr weinend und wehklagend nach. Weithin leuchteten die Flammen. [1]

Indessen hatte Juanotto Pertusa, ein Catalonier, der in Aversa befehligte, dem Sforza zu wissen gethan, daß er ihm die Stadt übergeben wolle, mit der seltsamen Bedingung, daß sie Sforza plündern und zerstören solle. Man glaubt, daß Pertusa dadurch an den Aversanern, die ihn beleidigt hatten, Rache nehmen wollte. Sforza nahm die Stadt, erfüllte jedoch die Bedingung keineswegs, wofür die Aversaner ihn mit Dank überhäuften. Johanna begab sich nun, der Sicherheit wegen, nach Aversa. Das Castel Capuano jedoch war von Sforza einem Venetianer, Namens Graziano, zur Vertheidigung übergeben

[1] *Collenuccio. Summonte*, Storia di Napoli.

worden; dieser, wahrscheinlich bestochen, überlieferte es dem König unter der Bedingung eines freien Abzugs. Er wurde dafür von Sforza, wie Einige behaubten, mit eigner Hand aufgeknüpft.[1]

Johanna hegte nun keinen sehnlichern Wunsch, als die Auslieferung Sergianni's. Auch hiezu bot Sforza, wiewohl zu Gunsten seines Todfeinds, bereitwillig die Hand. Denn als der König, der die Schwachheit der Königin kannte, zwölf, nach Andern zwanzig der vornehmsten catalanischen Barone für den Caracciol verlangte, gab sie Sforza heraus und erhielt von der Königin dafür die Städte Trani und Barletta, in deren eigentlichen Besitz er aber, wegen seines frühzeitigen Todes, nie gelangt ist. Nach seinem Tode wußten auch die übrigen Gefangenen aus Benevent zu entfliehen.

Sechstes Kapitel.

In diesen Tagen erschien vor Alfons Michael Cossa, ein Ischiot, der Sergianni's Feind war, und lud den König ein, Ischia zu erobern, wozu er ihm behülflich sein wolle.[2] Die Insel selbst, von einem Vulkan gebildet, dessen verwitterte Laven mit Weinpflanzungen bedeckt sind, konnte wenig Schwierigkeiten darbieten. Wohl aber die Haubtstadt. Diese, wiewohl sie sich gegenwärtig weiter verbreitet, war damals auf den Fels beschränkt, der an der südöstlichen Spitze des Eilands aus dem Meer hervorragt und durch eine Brücke mit der Insel verbunden ist. Dieser Fels, wegen seiner Steilheit, ward für unersteiglich gehalten. Jedoch behaubtete Cossa, daß man sich leicht der Brücke bemächtigen und, der Stadt alle Zufuhr abschneidend,

[1] *Giornali del Duca.*

[2] *Fazius.*

dieselbe durch Hunger besiegen könne. Alfons schickte in der Nacht sogleich einige Fahrzeuge aus, die die Brücke besetzten, und die Tiefe des Meers, die sie für größere Schiffe empfänglich fanden, ausmaßen. Er machte sich hierauf selbst mit einer kleinen Flotte auf den Weg und foderte die Ischioten zur Uebergabe auf, behaubtend, daß er nicht der Feind der Königin Johanna, wohl aber ihrer schlechten Ratgeber sei. Die Stadt war jedoch in zwei Parteien getheilt, wovon die eine dem Cossa, die andere dem Christoph Manoccio gehorchte. Dieser Letztere wußte die Uebergabe zu hintertreiben, und Alfons rüstete sich zum Kampf. Er ließ eines der größern Schiffe, so nahe es möglich war, an den Fels anlegen, und bemühte sich, eine Brücke auf denselben werfen zu lassen. Da jedoch die See zu stürmisch war, so foderte er drei Jünglinge auf, den Fels schwimmend zu erklettern, und die Brücke mit Seilen an Bäume und Gestrüpp zu befestigen. Zwei von ihnen wagten es, an Gesträuchen sich festhaltend, weiter emporzuklimmen, da sie, der Steilheit des Abschusses wegen, von den Feinden nicht gesehn werden konnten. Ihnen folgten nun Viele aus dem Schiff, und hielten die Schilde über's Haubt, um vor den Steinwürfen der herbeieilenden Ischioten gesichert zu sein. Alfons suchte nun die Feinde von dem bedrohten Orte abzulenken, indem er die am Fuß des Felsen auf der andern Seite gelegene Vorstadt angreifen ließ. Um die Seinigen zu ermuntern, stieg er selbst in einen Kahn und näherte sich den Schiffen. Aber der Kahn, zu voll von Menschen, schlug um, und der König war in Gefahr zu ertrinken; doch ward er glücklich von einigen Matrosen aus dem Wasser aufgefangen. Die Stadt, von zwei Seiten angegriffen, konnte, ihrer geringen Bevölkerung wegen, nicht widerstehn, und die Ischioten wurden gezwungen, die Waffen niederzulegen. Da Alfons die Gefangenen freiließ und mit Milde behandelte, so ergab sich auch bald die feste Burg, und der König kehrte nach Neapel zurück.[1]

Unterdessen hatten seine Feinde in Aversa bei der Königin

[1] *Fazius.*

Alles angewandt, ihn zu verderben. Besonders war Sergianni erbittert, und behaubtete, daß man ihn während seiner Gefangenschaft durch Schlaflosigkeit zu töten gestrebt habe, indem sich Tag und Nacht Besuche bei ihm einfanden, die durch fortgesetztes Gespräch ihn wach zu erhalten versuchten.[1] Johanna ward leicht dahin gebracht, die Adoption Alfonsens, aus dem Beweggrund seines Undanks, feierlich zu widerrufen, ja es gelang, wiewohl nicht ohne große Schwierigkeit, sie zu bewegen, Ludwig den Dritten zu ihrem Nachfolger zu erklären. Hiezu wirkte besonders auch der Papst, der zugleich den Herzog von Mailand in den Bund zu ziehen gewußt hatte. Letzterer, der, wie schon erwähnt worden, damals im Besitz von Genua war, versprach eine Hülfsflotte nach Neapel zu senden. Alfons, über diese Nachrichten auf's Höchste beunruhigt und durch die Umstände genötigt, nach Spanien zurückzukehren, ließ dringende Bitten an Braccio ergehn, sich sogleich mit den Seinigen nach Neapel zu begeben. Braccio hatte während dieser Zeit Città di Castello erobert, sodann sich in Perugia, das er durch Bauwerke verschönte, aufgehalten, und in Foligno sich zum Fürsten von Capua krönen lassen.[2] Als des Königs Gesandte ankamen, befand er sich in Aquila, das ihm, wie schon gesagt, zuerkannt worden, das er jedoch mit Gewalt erobern mußte, da es der provenzalischen Partei ergeben war. Auf keine Weise wollte er nun von dieser Belagerung ablassen; denn sein Ehrgeiz beredete ihn, das ganze Königreich in seiner Gewalt zu haben, sobald er Capua und Aquila besäße. Doch sandte er dem Könige den Jakob Caldora nebst andern Feldhaubtleuten zu Hülfe.

Unterdessen war Ludwig III. bereits in Aversa angekommen und von der Königin freundlich empfangen worden. Festgesetzt wurde, daß er den Königstitel beibehalten solle, um desto würdiger einem Könige entgegenzutreten, sonst aber solle er bloß das Herzogthum Calabrien besitzen. Sforza zog nun mit seinem Schützlinge nach Neapel, Alfons schickte ihnen den Caldora

[1] *Tristanus Caracciolus.*

[2] *Campanus.*

mit einer Anzahl Truppen entgegen. Bei der Magdalenenbrücke, wo der Sebeto in's Meer fließt, kam es zur Schlacht; Sforza warf die Aragonesen zurück und pflanzte seine Zeichen vor den Thoren der Stadt auf. Alfons, der zu Wasser auf einer Galeere dem Kampfe zusah, ward von Sforza's Tapferkeit zur Bewunderung hingerissen, und befahl den Seinigen, ihn zu schonen.[1]

Endlich, Mitte Oktobers 1423, schiffte sich Alfons nach Catalonien ein, da er fürchten mußte, daß die Castilianer seine Erbstaaten mit Krieg überzögen. In Neapel ließ er als seinen Statthalter den Infanten Don Pedro zurück. Die See war ihm lange Zeit ungünstig. Er mußte sich zuerst in den Haven von Gaeta flüchten, und ward später noch einmal dahin zurückverschlagen. Endlich sammelte er die Flotte bei Ponza, und beschied sie nach der Inselgruppe, die Marseille gegenüber liegt. Denn diesen Ort, als die Haubtstadt seines Feindes, gedachte er zu erobern. Ein Theil der Schiffe fand sich wirklich ein, und Alfons bemächtigte sich Marseille's durch einen nächtlichen Sturm. Drei Tage wurde geplündert. Ein großer Theil der Stadt verbrannte, weniger durch die Schuld der Catalanen, als durch den mehrmals nach allen Seiten sich drehenden Wind. Die von Aix kamen den Marseillern zu Hülfe, allein da sie gleiche Feldzeichen mit den Catalanen hatten, vermehrten sie nur die Verwirrung.[2] Die Frauen hatten sich in die Kirchen geflüchtet, und Alfons sorgte dafür, daß sie nicht beleidigt wurden. Sie wollten ihm hierauf ihren Schmuck zum Geschenk reichen lassen, den er zurückwies. Doch nahm er den Körper des heiligen Ludwigs, Bischof von Toulouse, mit sich, der später in Valencia verehrt wurde. Besatzung ließ er nicht in Marseille, da er seiner Mannschaft in Spanien benötigt war. Noch mannichfach von den Winden umhergeworfen, landete er zuletzt in Barcellona.

[1] *Costanzo.*

[2] *Bouche*, Histoire de Provence.

Siebentes Kapitel.

Unmittelbar nach Alfonsens Abreise ward Sforza von der Königin nach den Abruzzen geschickt, um Aquila, von Braccio belagert, zu entsetzen. Mit häufigen Botschaften hatten die Aquilaner um Hülfe gefleht. Sforza, nachdem er seinen Sohn Francesco und eine andere Schaar, die sich in Apulien befand, an sich gezogen, drang in die Abruzzen vor, und nahm mehrere kleine Städte, die in Braccio's Gewalt waren. Die Weihnachten feierte er in Ortona. Als sich nach vollendetem Hochamt die Haubtleute um ihn versammelten, erzählte er ihnen seinen Traum in der verwichenen Nacht. Er habe sich mitten in einem See befunden, den heiligen Christoph aber von fern gesehn und um Beistand angerufen. Jener habe sich aber von ihm abgewandt.[1] Francesco und die Uebrigen baten ihn, seinen Aufbruch zu verschieben; denn er wollte am andern Morgen bei Pescara über den Sangro gehn. Sforza jedoch versetzte, daß niemals Eile so nötig gewesen sei, als eben jetzt.

Die Besorgnisse der Freunde vermehrten sich, als beim Auszuge aus der Stadt der Fahnenträger mit dem Pferde stürzte und die Standarte zerbrach. Man gelangte an den Fluß. Der Feind stand auf der andern Seite der Furt, und hatte dort Pfähle eingerammelt und Bogenschützen aufgestellt. Da versuchte Francesco mit seiner Schaar den Uebergang an der Mündung des Stroms in's Meer, das hier lagunenartig und sumpfig ist. Er kam glücklich an's andere Ufer, und jagte den Feind nach Pescara zurück. Mit begeisterter Freude gewahrte Sforza von fern die Tapferkeit seines Sohns, und forderte nun die Seinigen ebenfalls zum Uebergang auf. Aber diese zauderten, da sich eben ein heftiger Ostwind erhob und die Wellen des Meers den Fluß anschwellten und zurücktrieben. Um den Untergebenen Mut einzuflößen, ritt Sforza mit einem Knaben, der ihm den

[1] *Cribellus. Jovius. Simoneta*, Vita Francisci Sfortii.

Helm trug, voran; Niemand folgte. Als sie sich in der Mitte des Wassers befanden, begann der Knabe zu sinken. Sforza griff nach ihm und wollte ihn bei den Haaren emporziehen. Da wichen dem Pferde auf dem schlammigen Boden die Hinterbeine und Sforza glitt vom Sattel. Schwergeharnischt, wie er war, vermochte er nicht zu schwimmen. Zweimal wurden seine eisernen Handschuhe über dem Wasser gesehn; dann verschwand er. Vergebens ward späterhin sein Leichnam gesucht, den der Fluß in's Meer schwemmte. [1]

So starb Sforza am dritten Jänner 1424 im fünf und fünfzigsten Jahr seines Alters, nachdem er so vielen Schlachten getrotzt, so vielen Nachstellungen entgangen war. An Geist mochten ihm vielleicht andere Feldherren seiner Zeit überlegen sein, an Tapferkeit kam ihm keiner gleich. Gegen Feinde war er großmütig, gegen Verräter unerbittlich, in der Mannszucht streng, zum Schutz des Landvolks stets bereitwillig, von Habsucht so weit entfernt, daß er die Truppen häufig mit den Einkünften seiner Schlösser bezahlte. Bei wichtigen Unternehmungen pflegte er alle seine Haubtleute um Rat zu fragen; doch um nicht ihren Dünkel zu nähren, fing er von gleichgültigen Dingen zu sprechen an, und gelangte wie von Ungefähr auf den Gegenstand, den er beraten wollte. [2] In Religionsübungen war er pünktlich und unterschied sich hierin von Braccio, dem die Zeitgenossen vorwarfen, daß er nie in die Messe ginge. Seine Verwandten behandelte er mit Zärtlichkeit, und als zwei seiner Brüder an der Pest krank lagen, und von Allen verlassen waren, hielt er bis zum letzten Athemzug bei ihnen aus, und ließ ihnen, nach ihrem Tode, eine Kapelle bauen. Er haßte die Schalksnarren und das Spiel. In müßigen Stunden beschäftigte er sich mit Leibesübungen, schleuderte große Steine und Wurfspieße, oder

[1] *Cribellus. Jovius. Flavius Blondus*, Historia. Merkwürdig ist, daß Sforza'n in seiner Jugend einmal ein ähnliches Wagestück glücklich gelungen war. Bei der Belagerung von Pisa setzte er an der Mündung des Arno über diesen von Regengüssen mächtig angeschwollenen Fluß.

[2] *Jovius.*

übte sich im Springen und Laufen. Des Abends oder bei Regenwetter las er. Da er kein Latein verstand, so begnügte er sich mit den Abenteuern der Paladine. Doch war er besonders wißbegierig nach Geschichten, und suchte sich die Alten in Uebersetzungen zu verschaffen. Einem gewissen Porcello, der ihm den Cäsar und Sallust übersetzen mußte, schenkte er ein Haus und einen Garten. Schreiben konnte er nicht und bediente sich zu diesem Geschäft der Mönche, die er auch als Spione verwendete, wozu er sie vor allen Andern, wegen ihrer Schlauheit und Straflosigkeit, für tauglich hielt.[1]

Was die äußere Gestalt betrifft, so war Sforza von ungewöhnlicher Größe, breitschultrig, von starkem Muskelbau; um die Mitte des Leibes aber so schlank, daß man ihn fast mit den Händen umspannen konnte. Dabei von dunkler Gesichtsfarbe, die Augen blau, tiefliegend, mit buschigen Brauen, die Nase gebogen. In der Kleidung einfach, liebte er jedoch die Blankheit der Waffen und Harnische. Er war im Essen und Trinken mäßig, bei Feldzügen aber und besonders in der Schlacht oft einem plötzlichen Durst unterworfen, so daß er beständig einen Knaben an der Seite hatte, der ihm Wein oder Wasser nachtrug, und ihn auch in der größten Hitze des Gefechts nicht verlassen durfte. Oefters äußerte er, nicht durch's Eisen, wohl aber durch Wassermangel fürchte er zu sterben.[2]

Als Braccio die Nachricht vom Tode seines Gegners erfuhr, wollte er derselben lange keinen Glauben schenken. Er empfing die Botschaft schwermütig, mit finsterer Stirn; sei es, daß er sich der Jugendfreundschaft erinnerte, sei es, daß er seines eignen Schicksals gedenk war. Denn die Astrologen hatten ihm vorhergesagt, daß Sforza eines plötzlichen Todes sterben, er selbst aber ihm in kurzer Zeit nachfolgen werde.[3]

[1] *Jovius.*

[2] *Jovius.*

[3] *Jovius.*

Achtes Kapitel.

Mit tiefem Schmerz, doch mit voller Besonnenheit des Geistes, ertrug Francesco das Ende seines Vaters. Da seine Gegenwart am andern Ufer nötiger schien, wo der größte Theil des Heers sich befand, so ruderte er sich allein in einem kleinen Nachen hinüber, und ermunterte in einer Rede, zusammenzuhalten und ihn nicht zu verlassen. Hierauf ließ er eine Besatzung in Ortona zurück, und begab sich nach Benevent, um des väterlichen Besitzthums nicht verlustig zu gehn, und von dort nach Aversa zur Königin. Diese bestätigte ihn in seines Vaters Rechten, und verordnete, daß er und seine Brüder den Namen Sforza dem ihrigen beifügen sollten, dem Verstorbenen und ihnen selbst zu Ehren.[1] Hierauf gedachte sie ihn vorerst zu Eroberung Neapels zu verwenden, welche Stadt fast allein noch in den Händen der Feinde war.

Denn es hatte unterdessen der Visconte, unter den Befehlen des Guido Torello, eine Flotte von 12 größern Schiffen und 22 Galeeren gesandt, von denen einige durch Ludwig III. ausgerüstet wurden. Die Flotte erschien zuerst vor Gaeta, wo Alfons den Antonio de Luna zurückgelassen. Da dieser die Einwohner wenig geneigt sah, eine doppelte Belagerung auszuhalten (denn Guido Torello hatte auch eine bedeutende Anzahl Truppen mit sich geführt), und da vom Könige zuvörderst durchaus keine Hülfe zu hoffen war, so übergab er die Stadt unter Bedingung eines freien Abzugs. Torello fuhr sodann gegen Neapel. Er bemächtigte sich der Insel Procida, und die Bürger von Castellamare kamen ihm freiwillig entgegen, nachdem sie den catalanischen Statthalter ermordet hatten. Eben so die übrigen Ortschaften auf der Nordseite des Golfs. Er belagerte hierauf die Haubtstadt zur See, und schiffte einen Theil seiner Truppen am Carmine aus, zu denen sich Francesco Sforza gesellte. Der Infant,

[1] *Simoneta. Cribellus.*

auf diese Weise bedrängt und wenig Vertrauen auf die Neapolitaner setzend, von denen sich täglich Viele in's Lager der Feinde begaben, um mit ihnen zu turnieren oder Brüderschaft zu trinken, beschloß, die Stadt eher verbrennen zu lassen, als zu übergeben. Diesem Vorhaben widersetzte sich jedoch auf's Eifrigste Jakob Caldora. Weder der Infant, sagte er, noch dessen Vorfahren hätten jemals eine so schöne Stadt, wie Neapel, erbaut, und der König hätte sie ihm anvertraut, um sie zu behüten, und nicht um sie anzuzünden. [1]

Die Mißverständnisse zwischen den Spaniern und den italiänischen Feldhaubtleuten wuchsen überhaubt mit jedem Tage, da überdieß Don Pedro dem Caldora den verlangten Sold nicht auszubezahlen im Stande war. Als daher ein Waffengefährte des Letztern von den Feinden gefangen ward, und diese ihn mit heimlichen Aufträgen an Caldora zurücksandten, so horchte dieser einem Vorschlag zur Ausgleichung um so lieber, als er, da Sforza tot war, hoffen konnte, die erste Stelle im Heer der Königin zu bekleiden. Da nun der Herzog von Mailand sich anheischig machte, ihm den rückständigen Truppensold zu bezahlen, so versprach er die Uebergabe Neapels, dessen Schlüssel er in seiner Gewalt hatte. Als daher Guido und Francesco scheinbar die Mauern bestürmten, machte Caldora einen Ausfall und ließ sich von den Feinden bis in die Mitte der Stadt verfolgen, die somit von dem Heer der Königin erobert wurde. In den Sold der Letztern trat nun auch Caldora. Castel Capuano ward eingenommen und der Infant behielt bloß die beiden Castelle an der Seeküste. Hierauf kehrte Guido Torello mit seiner Flotte nach Genua zurück.

Vor Allem lag nun der Königin die Befreiung Aquila's am Herzen. Nur höchstens vierzehn Tage erklärten die Gesandten, könne die Stadt sich halten, wegen des gänzlichen Mangels an Lebensmitteln. Auch der Papst, dem Braccio hatte drohen lassen, er wolle ihn zwingen, hundert Messen für einen

[1] *Cronica di Napoli. Giornali del Duca.*

Pfennig zu lesen, wünschte die Vertilgung seines Todfeindes. Eben so der Herzog von Mailand; denn die Florentiner, mit denen er in Krieg verwickelt war, wollten den Braccio, nach der Einnahme von Aquila, in ihren Sold nehmen, und hatten ihm zu diesem Zweck bereits eine bedeutende Geldsumme zugesandt. So wurde nun bald ein Heer gerüstet und im Juni 1424 gegen Aquila geschickt. Das Schicksal Italiens sollte von einer Schlacht abhangen. Dem Jakob Caldora ward der Oberbefehl übertragen; ihm folgten die Sforzesken unter Francesco, und Ludwig Colonna führte die päpstlichen Truppen an. Tausend Maulthiere mit Lebensmitteln zogen vor ihnen her.[1]

Aquila liegt auf Hügeln, die ein anmutiges, mit Wein und Korn gesegnetes Thal umgibt. Der Alterno durchströmt dasselbe, ein mäßiger Fluß; gegenwärtig kahle, damals aber waldige Berge schließen es ein. Als die Verbündeten den letzten Gebirgszug überschritten, der sie noch von der Ebene trennte, erschraken sie über die Schwierigkeit ihrer Lage. Nur schmale und schroffe Pfade führten hinunter, nur zwei Mann hoch konnten sie sich reihen, die Rosse am Zügel führend. Zwei Millien standen sie von dem feindlichen Heer entfernt, vier von der Stadt. Vor den Thoren derselben hatte Braccio den Niccolo Piccinino mit den Seinen sich aufstellen lassen, um die Aquilaner von einem Ausfalle abzuhalten. Geratener schien es daher dem Caldora, eine Schlacht mit Braccio zu vermeiden; doch Alles zu versuchen, um die Stadt mit Lebensmitteln versorgen zu können. Dieser Plan, den Braccio voraussah, widersprach seiner Ungeduld. Mit Einem Schlage wünschte er dem ganzen Kriege ein Ende zu machen, mit Einem Schlage den Papst, die Königin und die lange belagerte Stadt zu überwältigen. Die Feinde verachtete er. Dem Caldora, der unter ihm gedient hatte, wußte er sich überlegen, Francesco galt als Knabe. Er schickte deßhalb einen Herold an die Verbündeten und verpflichtete sich mit einem

[1] Man besitzt ein eignes lateinisches Gedicht über die Schlacht von Aquila, aus welchem jedoch, außer der langen Weile, wenig zu erbeuten ist. Die meiste Auskunft über diesen Feldzug geben Simoneta und Campanus.

Schwur, sie nicht eher angreifen zu wollen, als bis sie in's Thal herabgestiegen seien. Diese Bedingungen schienen annehmbar. Ludwig Colonna begann den Zug mit den Päpstlichen, ihm folgte Francesco. Dieser, wie seine Truppen, waren in Trauer gekleidet, wegen Sforza's Tod. Zuletzt kam Caldora mit den übrigen Anführern. Vergebens ward Braccio von den Seinigen beschworen, die einzeln Herabsteigenden zu überfallen, um so mehr, da seine Reiterei kaum ein Drittel so zahlreich war, als die feindliche. Nicht eine einzelne Schaar, versetzte er, Alle wolle er in's Netz locken, und alle Pferde, die er den Felsenweg sich herabwinden sehe, sollten bald aus seiner eigenen Krippe fressen.[1]

Francesco Sforza unterdeß befeuerte die Seinigen in einer Anrede, da ihm eine natürliche Beredsamkeit eigen war. Sie sollten ihrer frühern Thaten gedenken und einsehn, daß ihnen keine Wahl als Sieg oder Tod gelassen war. Denn auf der einen Seite hemme sie das Gebirg, auf der andern der Fluß, durch welchen Braccio einen Theil der Felder hatte überschwemmen lassen.

Als nun ein großer Theil der Verbündeten das Thal erreicht hatte, begann der Kampf. Erst stritt man mit Lanzenwürfen, dann ward zum Schwert gegriffen. Im Anfange des Gefechts ward Francesco's Bruder Leone (nach dem Wappen so benannt, das Kaiser Ruprecht seinem Vater gegeben) aus dem Sattel gehoben und gefangen. Dieß entmutigte die Sforzesken. Lang schwankte die Schlacht, endlich schien sie sich auf Braccio's Seite günstig zu neigen. Da verließ Niccolo Piccinino seinen Posten vor den Thoren von Aquila; sei es, daß er dem Kampfe den Ausschlag geben wollte; sei es, daß er ihn für beendigt hielt und nach Beute lüstern war. Augenblicklich stürzten die Aquilaner hervor, die sich längst bewaffnet hatten. Nicht Männer bloß, auch die Frauen kamen in Harnische gekleidet und die Braccesken sahen sich unvermutet von beiden Seiten angegriffen.

[1] *Simoneta.*

Nun fassen auch die Verbündeten neuen Mut, die päpstlichen Schaaren, die bereits zerstreut schienen, sammeln sich auf's Neue und dringen dem Feind entgegen. Ueberall sieht man den schwarzen Federbusch Francesco's, der den Seinigen zum Sammelpunkt dient.[1] Vergebens erhebt Braccio seine Stimme, sie verhallt im Getöse, vergebens winkt er mit dem Schwert, der Staub verhüllt es. Ein Sforzeske, Pellino aus Cotignola, erbeutet die feindlichen Feldzeichen. Leone wird wieder befreit, Braccio zieht sich zurück, um Zuflucht in einem nahen Castell zu finden. Um nicht erkannt zu werden, nimmt er den Helm ab, der mit einem silbernen Kranze geziert war. Aber Francesco hat ihn während des Treffens nie aus dem Auge verloren, er verfolgt ihn mit seiner Schaar, und der Vorderste, ein gewisser Armaleo Brancaleone aus Foligno, ruft ihm zu, sich seinem Herrn zu ergeben.[2] Aber Braccio antwortet nichts und Armaleo verwundet ihn am Genick, so daß Jener vom Pferd sinkt. Nun ward er auf einem Schilde in Sforza's Zelt getragen. Dieser beschied sogleich die Wundärzte und sprach dem Gefangenen auf das Freundlichste zu. Aber Braccio äußerte keinen Laut, sei es, daß ihn die Wunde daran verhinderte oder der Seele Stolz. Sprachlos, Trank und Speise zurückweisend, starb er am dritten Tage. Er war sechs und fünfzig Jahre alt, seine Mutter überlebte ihn.

Braccio war aus einem der ältesten und vornehmsten Geschlechter Perugia's entsprossen; auch hielt er, so lang er lebte, beständig die Partei des Adels aufrecht. Nach manchem Kampf ward er Herr seiner Vaterstadt. Doch wiewohl man die damaligen kleinen Fürsten Italiens Tyrannen zu schelten pflegt, und wiewohl der Vertrag, den die Peruginer und Braccio abschlossen, mit den Worten beginnt: Das peruginische Volk

[1] *Simoneta.*

[2] Dieser Name, der sonst nirgends erwähnt wird, findet sich in: Frammento d'una storia di Foligno in der Sammlung Tartini's. Die Aquilaner, wie ich in Aquila erfuhr, nennen einen ihrer Landsleute als Braccio's Ueberwinder.

übergiebt dem Braccio die Stadt, das Feld, die Straßen, die Kirchen, die Brunnen und sich selbst; so würde man doch sehr Unrecht haben, sich einen Tyrannen nach unsern ukasischen Begriffen darunter vorzustellen. Das damalige Volk behielt sich immer bedeutende Rechte vor, und am Schlusse desselben Vertrags heißt es: Neue Steuern, wider den Willen des Volks, darf Braccio nicht ausschreiben. Gewaffnete Schaaren darf er, ohne Befehl des Volks, in der Stadt nicht halten. Die Decemvirn darf er nicht verachten. Der Altvordern Gesetze muß er aufrecht halten. Die Einrichtungen des Staats, wenn das Volk sie nicht abschafft, darf er nicht verletzen.[1]

Von seinen Zeitgenossen ward ihm, außer einem unbegränzten Ehrgeiz, zu große Nachsicht gegen seine Truppen, Grausamkeit und Haß gegen die Geistlichkeit vorgeworfen. Er habe weder an Gott noch an die Heiligen geglaubt und sich gerühmt, daß er dreißig Jahre lang in keine Kirche gekommen. Einmal habe er sogar sechs Franciskanermönche, die auf einem Kirchthurme in sol fa sangen, herabwerfen lassen, so daß sie sämmtlich den Geist aufgaben.[2] So viel ist gewiß, daß Braccio's Leiche dem Ludwig Colonna übergeben wurde, um dem Papst ein Geschenk damit zu machen. Feuerwerke und Tänze wurden in Rom über diesen Todesfall angeordnet, und im feierlichen Zuge zu Pferd begleiteten die Römer, mit Fackeln in den Händen, den Bruder des Papstes durch die Stadt.[3] Martin ließ den im Banne Gestorbenen außerhalb des Weichbilds, unweit der Basilika St. Lorenzo beerdigen und eine Säule auf das Grab setzen. Später aber, als Braccio's Neffe Rom eroberte, grub er den Leichnam wieder aus, und ließ ihm ein prächtiges Denkmal in Perugia aufrichten.

[1] Novas exactiones invito Populo ne cogito. Delectus in urbe, nisi Populus jusserit, ne habeto. Decemviros ne contemnito. Majorum decreta servato. Civitatis instituta, nisi quae Populus abrogassit, ne violato. *Campanus.*

[2] *Giornali del Duca. Corio. Cronica di Napoli.*

[3] *Infessura*, Diarium Romanum.

Kurze Zeit nach Ludwig Colonna kam auch Francesco Sforza nach Rom, um den päpstlichen Segen zu empfangen. Vorher hatte er noch, sammt Caldora, das Castell Paganica bei Aquila belagert, in welches sich Niccolo Piccinino geflüchtet hatte, und wo Braccio die von den Florentinern empfangenen Gelder aufbewahrte. Ein Vergleich ward geschlossen, Niccolo sollte frei abziehn und die Hälfte der Geldsumme behalten. Aber Caldora wollte ihm einen Hinterhalt legen, um ihn seines Antheils zu berauben. Dieß verhinderte jedoch Francesco, indem er dem Niccolo eine Bedeckung von Sforzesken mitgab. Eine edle Erkenntlichkeit für den einst seinem Vater von Piccinino geleisteten Dienst. [1] Francesco ward nun vom Papste gegen den Tyrannen von Foligno, Braccio's Freund, verwendet.

In demselben Jahre hatte Martin noch ein anderes Freudenfest ähnlicher Art zu feiern. Benedikt XIII. starb in Spanien, in einem Alter von beinahe neunzig Jahren. Aber Alfons, dem es mehr als je darum zu thun war, dem heiligen Vater ein Gegengewicht zu halten, ließ von den beiden übrigen Cardinälen einen neuen Papst wählen, der sich Clemens VIII. nannte.

Neuntes Kapitel.

Sobald Alfons von der Einnahme Neapels Nachricht erhielt, sandte er einen Theil seiner Flotte von Barcellona aus dahin, unter der Anführung des Don Fadrique de Luna, eines natürlichen Sohns König Martins von Sicilien. Früher hatte schon ein aus Sicilien kommendes Proviantschiff Mittel gefunden, in's Castel nuovo einzudringen und dasselbe mit Lebensmitteln zu versehn. Das Unternehmen der Flotte jedoch mißlang.

[1] Siehe das fünfte Kapitel des ersten Buchs.

Johanna hatte sogleich die vornehmsten Barone mit ihren Heerhaufen in der Haubtstadt versammelt; man trieb die Schiffe, die sich des kleineren Molo bemächtigen wollten, von allen Seiten zurück, und diese mußten sich begnügen, den Infanten aus dem Castell zu befreien, in welchem ein Catalonier, Namens Dalmeo Cacirera, als Castellan zurückgelassen ward. [1]

Der Infant hatte sich unterdessen eine andere Kriegsthat ausgedacht. Er war mit dem vertriebenen Dogen von Genua, Thomas Fregoso, in Verbindung getreten, und die Absicht war, diesen auf's Neue in Genua einzusetzen und den Visconte der Herrschaft zu berauben. Wobei der Doge versprach, nach erlangter Gewalt, auch dem Könige zur Wiedereroberung Neapels zu verhelfen. Don Pedro begab sich mit seiner Flotte nach Porto Pisano, wo sich einige florentinische Schiffe mit den seinigen vereinigten, da die Florentiner in einem langwierigen Kriege mit dem Visconte begriffen waren. Zugleich erschienen die Brüder des Dogen, Battista und Abraham. Zuerst versuchten sie, im Haven von Genua sich zeigend, die Stadt aufzuwiegeln, indem sie den Ruf: Es lebe das Volk und die Fregosen! ertönen ließen. Doch selbst die fregosische Partei hielt sich ruhig, da man die Gemeinschaft mit den verhaßten Catalanen verabscheute. Hierauf wurden genuesische Küstenstädte von der Flotte verheert; Sestri und Rapallo, ersteres auf einer blühenden Landzunge gelegen, eingenommen. Die Genueser sandten fünfzehn Galeeren und einige größere Schiffe unter der Anführung des Antonio Doria. Mehrere Schlachten wurden gekämpft; doch ohne glücklichen Erfolg für Genua, wiewohl auf der andern Seite auch Giovanni Fregoso, der jüngste Bruder des ehemaligen Dogen, tötlich verwundet wurde. Endlich entschloß sich der Herzog von Mailand zum Frieden, da er zugleich in der Lombardie von den Venetianern, in deren Dienste Carmagnola übergetreten war, hart bedrängt wurde. Er wollte dem König von Aragon Calvi und Bonifazio abtreten; diesem

[1] *Zurita.*

widersetzte sich jedoch der genuesische Senat auf's Entschiedenste, und der Visconte übergab nun den Catalanen Porto Venere und Lerici zum Pfand, zwei damals stark befestigte Orte, wovon der erstere auf einem Vorgebirge des Golfs von Spezia, der andere in einer östlichen Bucht desselben, am Fuß des Gebirgs liegt. Der Infant fuhr hierauf mit seiner Flotte nach Sicilien.[1]

Das Königreich Neapel genoß während dieser Zeit, und eine Reihe von Jahren hindurch, der Ruhe, welche bloß durch die Ränke und das ehrgeizige Umsichgreifen Sergianni's und die Habgier des Papstes unterbrochen wurde. Martin V. glaubte seine Verwandten noch nicht hinlänglich begabt. Vor Allem wünschte er Astura und Nettuno zu besitzen, welche dem Grafen Nola, einem Orsino, zugehörten. Der Graf trat sie ab; die Königin mußte ihm jedoch Sarno und Palma dafür versprechen, und die Familie Gianvilla ward gezwungen, sie abzutreten. Hierauf verlangte der Papst für seinen Neffen Antonio, der bereits Salern besaß, das benachbarte Eboli mit andern umliegenden Castellen. Sie gehörten dem Francesco Mormile, einem Hause entsprossen, dem Johanna ehemals ihre Befreiung zu danken hatte. Nichtsdestoweniger sandte sie ihre Truppen nach Eboli, und Francesco ward aus seinen Besitzthümern verjagt. Antonio Colonna vermählte sich nun mit der Erbin von Cotrone und Catanzaro, wodurch ihm auch ein großer Theil von Calabrien zufiel, und seine Schwester gab er dem Gian Antonio Orsino, Fürsten von Tarent, zur Gemalin.[2] Dieser, der älteste Sohn der Königin Maria, war der mächtigste Vasall des Reichs.

Im Jahr 1428 kamen Johanna und Ludwig III. von Aversa nach Neapel, und Letzterer wünschte um so mehr seinen Wohnsitz in Neapel aufzuschlagen, als dieß dem Willen der Barone gemäß war, die ihn, wegen seiner Milde und Bescheidenheit, eben so sehr liebten, als sie den Einfluß des Seneschalls fürchteten. Aber Sergianni bestand bei der Königin darauf, daß Ludwig nach Calabrien geschickt werde, theils weil ihm diese

[1] *Zurita. Johannes Stella.*

[2] *Denincontrius*, Annales.

Provinz zugetheilt war, theils weil noch einige der dortigen Städte der catalanischen Partei huldigten, welche Ludwig erobern solle. Dieser hatte bald ganz Calabrien unter sich gebracht und genoß die allgemeine Liebe des Volks, bei welchem er bis zu seinem Tode verblieb. Doch behaubten Einige, daß er im Jahre 1429 der Krönung seines Vetters, Karls VII., in Rheims beigewohnt.[1]

Durch mächtige Verbindungen suchte nun Sergianni sein Ansehn immer mehr zu befestigen. Eine seiner Töchter vermälte er mit dem Sohne Jakob Caldora's, welcher Letztere unterdessen Herzog von Bari geworden war, und eine andere ward dem Gabriel Orsino, Bruder des Fürsten von Tarent, angetraut. Auch dem Einflusse des ohnedem entfernten Ludwigs wußte er auf mehrfache Weise zu begegnen. Die Belagerung des Castel nuovo ließ er auf das Lässigste betreiben und durch Waffenstillstände unterbrechen; und so geschah es, daß die Catalanen bis zum Tode der Königin im Besitz des Kastells blieben, und täglich sogar, um Lebensmittel zu kaufen, sich in die Stadt begaben. Auch verschmähte er nicht, heimlich mit Alfons zu unterhandeln, und da er nicht wagte, etwas Schriftliches von sich zu geben, so ließ er den König mündlich an eine Prophezeihung erinnern, die ihm dieser früherhin unter vier Augen anvertraut hatte.[2]

Papst Martin hatte gleichfalls für gut gehalten, den König von Aragonien nicht aller Ansprüche zu berauben und unterhielt mit ihm einen Briefwechsel, worauf Alfons den Gegenpapst fallen ließ. Clemens VIII. entsagte seiner Würde und ward zum Bischof von Majorca ernannt. Martin selbst genoß der Alleinherrschaft jedoch nur kurze Zeit: er starb im Februar 1431 im drei und sechzigsten Jahre seines Lebens und ward im Lateran bestattet. Sein größter Ruhm ist, daß er Rom im Zustande der äußersten Auflösung gefunden und im tiefsten Frieden hinterließ.

[1] *Bouche.*

[2] *Zurita.*

Dieser Friede überlebte ihn jedoch nicht lange. An seiner Stelle ward im März desselben Jahrs ein Venetianer aus der alten Familie Condolmieri gewählt, der sich den Namen Eugen IV. beilegte. Seine frühern Jahre hatte er im Kloster zugebracht, welches er zugleich mit seinem Jugendfreunde Antonio Cornaro betrat, nachdem er sein Vermögen der Kirche geschenkt. Als Antonio's Oheim, Gregor XIII., den päpstlichen Stuhl bestieg, machte er seinen Neffen zum Cardinal, welche Würde dieser jedoch nur unter der Bedingung annahm, daß auch Condolmieri derselben theilhaftig werde.[1] Als Cardinal hatte sich Eugen durch Stillung eines Aufruhrs in Bologna und durch Wiederherstellung des von Trajan erbauten Havens von Ancona einen würdigen Ruhm erworben. Seine Gestalt überdieß war ausgezeichnet, sein Aeußeres ehrfurchtgebietend auf eine seltene Art. Ohne gelehrt zu sein, besaß er viele historische Kenntnisse, und die berühmtesten Geschichtschreiber der Zeit, worunter Poggio Bracciolini, Flavio Biondo und Leonardo Bruno, waren an seinem Hofe versammelt. Die Baukunst liebte er, und zu den Kunstwerken, die unter seiner Regierung entstanden, gehören die ehernen Thüren von Sankt Peter.[2]

Im Leben beobachtete er gegen sich und Andere eine mönchische Strenge, und sein erster Regierungsakt war gegen die Familie seines Vorgängers gerichtet. Denn man beschuldigte die Colonnesen, daß sie nicht nur den bedeutenden Geldschatz Martins V., sondern auch Juwelen und kostbare Kirchengeräte an sich gebracht. Auf der andern Seite wurde dem Papste Schuld gegeben, daß er bloß im Interesse der Orsini, die an seiner Wahl Antheil hatten, verfahre. Wie dem auch sei, der Schatzmeister Martins und der Bischof von Tivoli wurden gefangen gesetzt, Stefano Colonna, Antonio, des vorigen Papstes Neffe, und dessen Bruder, der Cardinal Prospero Colonna, flohen aus der Stadt. Sie sammelten auf ihren umliegenden Gütern, wozu besonders Genzano und Marino gehörten, einige Heerhaufen,

[1] *Vespasiano*, Vita del Papa Eugenio.

[2] *Vespasiano. Platina.*

bemächtigten sich der Porta S. Sebastiano und drangen in Rom ein, wo es gegen die päpstlichen Truppen, zu denen sich die römischen Sackträger gesellten, auf dem venetianischen Platz und der Piazza Colonna zur Schlacht kam. Da die Colonnesen jedoch von ihrem Anhange schlecht unterstützt wurden, mußten sie sich zurückziehn. Eugen rief den Jakob Caldora aus Neapel in seinen Sold; doch diesen bestach Antonio Colonna, dessen Reichthümer unermeßlich waren. Da nun aber der Papst den Caldora, dem Alles feil war, ebenfalls bestechen ließ, und sowohl die verbündeten Venetianer und Florentiner dem Papste ein Hülfsheer schickten, als auch die Königin Johanna ein anderes unter Marino Caracciolo, dem Bruder des Seneschalls, so trat Caldora auf die päpstliche Seite zurück und die Colonnesen wurden vollständig besiegt. Fünf und siebzig tausend Dukaten mußte Antonio der Kirche herausgeben, Eugen schleuderte eine Bannbulle gegen die Familie Colonna, in welcher er sie aller ihrer Güter, Lehen und Würden entsetzt, ihre Palläste der Zerstörung preisgiebt, die gekrönte Säule, welche sie im Wappen führen, allenthalben auszumerzen befiehlt, ihnen ein ehrliches Begräbniß versagt und selbst ihren entferntesten Nachkommen einen ewigen Fluch hinterläßt. Sie sollen nie ein Amt bekleiden, nie ein Erbe erwerben können, beständige Armut solle ihr Loos, das Leben ihnen zur Last, der Tod zur Erquickung sein.[1]

[1] De testamento aliorum nihil capiant, sint semper egentes et pauperes, ut iis perpetua egestate sordentibus sit mors solatium et vita supplicium. *Bulla Eugenii Papae IV. adversus Prosperum de Columna Cardinalem.* Dieß war bereits der dritte Bannfluch, der von den Päpsten gegen die Colonnesen geschleudert wurde. Der erste rührte von Alexander III., der zweite von Bonifacius VIII. her.

Zehntes Kapitel.

Da in der Bulle des Papstes die Colonnesen nicht nur ihrer Besitzthümer verlustig erklärt, sondern zugleich verboten war, dem Antonio Colonna auch nur den Titel eines Fürsten von Salern zu geben, so zog die Königin Johanna alle Güter jener Familie ein, und Caldora war hiezu behülflich, da er selbst einen Theil des Raubs zu erhalten hoffte. Antonio verlor auch Catanzaro und Cotrone, da seine Gemalin ermordet ward und das Erbe der jüngern Schwester zufiel. Unter diesen Umständen begehrte Sergianni von der Königin Salern und den Fürstentitel. Die Königin versetzte, daß er bereits Capua besäße, und sich Fürst von Capua nennen könne. Hierauf entgegnete Sergianni, daß Capua fast immer mit der Krone vereinigt gewesen und ihm daher von einem allenfallsigen Nachfolger im Königreiche gewiß entzogen werden würde. Er bestand daher auf dem Besitz von Salern, Johanna beharrte auf ihrer Weigerung. Denn theils war ihr persönliches Verhältniß zu dem Seneschall wegen des vorgerückten Alters erkaltet, theils ward sie von Covella Ruffa, der Herzogin von Sessa, zur Festigkeit aufgemuntert. Diese Frau, die, der Sprödigkeit ihres Charakters willen, von ihrem Gemal getrennt lebte, hatte sich in der letzten Zeit an die Königin, mit welcher sie verwandt war, besonders angeschlossen, und wohnte mit ihr im Castel Capuano. Stolz und Herrschbegierde waren die Triebfedern ihres Wesens, und so konnte sie nicht lange mit dem Seneschall in friedlichen Verhältnissen ausharren. Letzterer, da er abschlägiger Antworten ungewohnt war, wurde durch die Weigerung Johanna's auf's Aeußerste erbittert, und vergaß sich so weit, daß er sie mit pöbelhaften Vorwürfen überhäufte. Als er dieselbe verlassen, trat die Herzogin hervor, die das beiderseitige Gespräch belauscht hatte, und als sie die Königin in Thränen fand, warf sie sich derselben zu Füßen und beschwor sie mit Leidenschaft, nicht länger die Sklavin eines armen Edelmanns sein zu wollen, den

sie aus dem Staube gezogen, was der Enkelin so vieler Könige nicht gezieme. Nichts fehle mehr zum Uebermut des Seneschalls, als daß er selbst an die geheiligte Person der Monarchin Hand anlege, und nichts könne sie davor schützen, da sie völlig in seiner Gewalt, und selbst der Kastellan des Schlosses ein Verwandter und Geschöpf Sergianni's sei.

Johanna umarmte hierauf die Herzogin und versprach, die herrische Selbstsucht des Seneschalls nicht länger zu dulden. Der Kastellan wurde gewechselt und ein Vasall der Herzogin an dessen Stelle gesetzt. Die Edelleute des Hofs waren längst gegen Sergianni aufgebracht, ja es ging ein Gerücht, daß dieser, nach dem Tode der Königin, mit Caldora und dem Fürsten von Tarent eine Art von Triumvirat errichten und das Land mit denselben theilen wolle, welches sie dann als päpstliche Statthalter zu regieren gewillt seien.[1] Die Herzogin wandte sich vor allem an Ottino Caracciolo, den wir schon als einen alten Feind des Seneschalls kennen. Diesem verschaffte sie Gehör bei der Königin zugleich mit Pietro Palagano von Trani und Marino Boffa, die ebenfalls vor Begierde brannten, den Sergianni zu stürzen. Doch vermochten sie der Königin kein Todesurtheil zu entlocken. Sie sei zu alt, um sich mit einem Verbrechen zu beladen und müsse bald vor ihren Richter treten; doch wünsche sie die Verhaftnahme des Seneschalls. Im Rat der Verschworenen wurde jedoch beschlossen, ihn zu ermorden; denn eine bloße Gefangensetzung schien bei dem Wankelmute der Königin allzugefährlich und hätte das Verderben auf die Häubter der Theilnehmer zurückwälzen können.

Unter diesen Planen war der August des Jahrs 1432 herangekommen. Sergianni, um sich mit Caldora, dem er mißtraute, noch näher zu verbinden, hatte dessen Tochter mit seinem einzigen Sohne Trojano Caracciolo verlobt. Die Hochzeit sollte mit großer Pracht und auf Kosten der Königin im Castel Capuano gefeiert werden. Acht Tage waren dazu anberaumt, die

[1] *Costanzo.*

unter Tänzen, Ritterspielen und Gastmählern verbracht werden sollten. Der Abend des sechsten Tags war von den Verschworenen zur Ausführung ihres Vorhabens festgesetzt worden. Das Brautpaar hatte sich bereits in seine Behausung zurückgezogen, und Sergianni, der im Castel wohnte, in sein Schlafgemach. Da sandten die Verschworenen einen Deutschen, der als vertrauter Diener der Königin ihr aus Oestreich gefolgt war, voraus. Dieser pocht an die Thür und meldet dem Seneschall, daß die Königin durch einen heftigen Anfall von Gicht auf dem Tod liege und ihn auf der Stelle zu sprechen verlange. Sergianni richtet sich sogleich auf, begehrt von einem Knaben die Kleider, und befiehlt diesem die Thür zu öffnen, um sich näher zu unterrichten. Der Knabe öffnet und ruft: Sie sind bewaffnet! Worauf Sergianni versetzt: Schließe! Schließe! Zugleich bemächtigt er sich des Schwerts, das zu seinen Häubten hing. Aber die Verschworenen brachen durch die geöffnete Thüre mit Gewalt herein und stürzen sich auf den nur zur Hälfte Bekleideten, den sie bald mit Dolchen und Messerstichen niederstrecken.[1]

Dieß waren vorzüglich der Bruder Ottino's, Pietro Palagano und ein Diener der Herzogin. Ottino selbst und Marino Boffa waren im Hof des Castells geblieben, um sogleich, wenn der Streich mißlingen sollte, zu entfliehen. Diese befahlen nun die Thore zu schließen und Niemanden herauszulassen. Hierauf ließen sie den Sohn und Bruder Sergianni's nebst andern Verwandten desselben unter dem Vorwande in's Castell entbieten, daß die Königin im Sterben sei. Alle kamen und wurden sogleich verhaftet, ihre Häuser geplündert. Caldora selbst war jedoch nicht bei der Hochzeit gegenwärtig und in den Abruzzen zurückgeblieben.

Sergianni's entstellter Leichnam ward, das eine Bein noch barfuß, in's Vorzimmer auf eine Bahre gelegt. Mit Tagesanbruch erschien die Herzogin von Sessa, welche die Nacht außer dem Castell zugebracht hatte, betrachtete den Toten und rief:

[1] *Giornali del Duca. Tristanus Caracciolus.*

Dieß ist der Sohn der Isabella Sarda, der mir den Rang wollte streitig machen.[1] Des Abends kamen einige Mönche aus S. Giovanni in Carbonara, wo sich Sergianni eine Kapelle hatte bauen lassen, und bestatteten ihn ohne Sang und Klang. Die Königin ertheilte den Mördern einen Schutzbrief, erklärte jedoch, daß sie keineswegs den Tod des Seneschalls gewollt habe. Jene entschuldigt sich, daß der Seneschall sich widersetzt und ihn lebendig zu fahen unthulich gewesen sei.

So starb Sergianni im sechzigsten Jahr seines Alters. In der erwähnten Kapelle, die hinter dem großen Denkmal des Königs Ladislaus befindlich, wurde ihm später ein Monument errichtet, das noch heutzutage wohlerhalten zu sehen ist. Sergianni ist auf demselben geharnischt in Lebensgröße abgebildet; seine kräftigen, aber wenig sympathischen Züge verraten einen Mann, der nicht immer die lautersten Wege, um zu seinen Zwecken zu kommen, einschlug. Das Volk übrigens haßte ihn, wie jeden Günstling, und noch lange nach seinem Tode wurde in den Straßen Neapels ein Lied in der Landesmundart auf ihn gesungen, von welchem jede Strophe mit den Worte schloß:

Muorto è lo pulpo e sta sotto la preta,
Muorto è Ser Janne, figlio de Poeta.[2]

Elftes Kapitel.

Als Ludwig III. den Tod des Seneschalls erfuhr, gedachte er sich nach Neapel zu begeben; die Königin aber verhinderte es

[1] Sergianni's Mutter war die Tochter eines Pisanischen Kaufmanns. Siehe *Fra Luigi Contarino*, Antichità di Napoli.

[2] Pulpo (ital. polpo), der Polyp, ist das Wappen der Caraccioli, preta das neapolitanische Wort für pietra. Sergianni's Vater war Notar;

auf den Rat der Herzogin, und der stets Gehorsame gehorchte. Die Herzogin hatte nicht nur die Absicht selbst zu regieren, sie war zugleich den Franzosen abgeneigt und im Interesse des Königs von Aragonien. Dieser Letztere, der sich damals in Sicilien befand, wollte eine so günstige Gelegenheit, seinen Einfluß zu erneuern, nicht ungenutzt verstreichen lassen. Noch in demselben Jahre begab er sich, trotz der Winterstürme, nach der Insel Ischia, die von den Seinigen noch besetzt war. Ehe wir aber in dieser Erzählung fortfahren, dient es vielleicht zur Aufklärung, Alfonsens bisherige Unternehmungen seit dem Jahre 1424 nachzuholen.

Sogleich nach seiner Ankunft in Spanien wurden Unterhandlungen mit dem König von Castilien, wegen der Freilassung des Infanten Don Enrique, angeknüpft. Der König von Castilien jedoch, der ganz von seinem Günstlinge Don Alvaro de Luna beherrscht wurde, suchte dieselben in die Länge zu ziehn, und wich jeder entschiedenen Antwort aus. Don Alvaro war ein Neffe des verstorbenen Gegenpapstes Benedikt. Seine an sich selbst nicht unweise Politik hatte große Aehnlichkeit mit jener Sergianni's, indem er jeden fremden Einfluß zu entfernen suchte, um sich selbst desto fester zu behaubten. Da Alfons nun aber mit einem Einfall in Castilien drohte, und da es ihm gelang, seinen Bruder, den Infanten Don Juan auf seine Seite zu bringen, so ward der castilische Hof zur Nachgiebigkeit veranlaßt. Don Enrique ward freigelassen, mußte jedoch sowohl dem König von Castilien als dem Don Juan Ergebenheit angeloben. Letzterer war unterdessen durch den Tod seines Schwiegervaters König von Navarra geworden (1425). Er ward mit seiner Gemalin Blanca in Pampeluna gekrönt, und

ob er nebenbei auch ein Dichter gewesen, steht sehr zu bezweifeln. Wahrscheinlicher ist, daß man in der damaligen Zeit, wo die Schreibkunst so selten war, jeden Verfertiger von Schriften einen Poeten nannte. Ein Umstand, der auch in unsern Tagen vorkommt. Das angeführte Distichon steht in den *Giornali del Duca*.

Beide wurden, nach damaliger Sitte, von den Großen des Reichs auf Schilden emporgehoben.[1]

Alfons, der indeß mit seinen eigenen Cortes nicht immer im besten Vernehmen stand, strebte vor allem dahin, die ganze Halbinsel in sein Interesse zu ziehn. In dieser Absicht vermälte er auch seine Schwester Donna Leonora mit dem Infanten von Portugal, eine Ehe, deren Frucht jene Leonora war, die später mit Kaiser Friedrich verbunden wurde. Der Stein des Anstoßes für Alfons war Don Alvaro, der den Anmaßungen der beiden Infanten beständig entgegentrat. Denn selbst Don Juan schätzte seine Besitzungen in Castilien höher, als sein Königreich Navarra, und nahm es für eine Art von Verweisung, als ihm der castilische Hof zu verstehn gab, er solle sich in seine eignen Länder begeben.

Als nun im Jahre 1429, kurz vor dem Erscheinen des Mädchens von Orleans, der Dauphin von Frankreich sich in der äußersten Bedrängniß befand und Alfonsen um Hülfe anflehte, benutzte dieser einen solchen Vorwand, um gegen Castilien sich zu rüsten, in das er wirklich einrückte. Don Alvaro zog ihm mit einem Heere entgegen. Da eilte der Cardinal von Foix, den Papst Martin gesandt hatte, zur Ausgleichung herbei, und die Königin von Aragonien, des castilischen Monarchen Schwester, ließ ihr Zelt zwischen beiden Lagern aufrichten, um die Schlacht zu verhindern. Die Heere zogen sich nun wirklich zurück, ein gutes Verhältniß ward aber keineswegs hergestellt.[2]

Noch über ein Jahr lang dauerten die gegenseitigen Ränke, der kleine Krieg, die nutzlosen Unterhandlungen fort. Auf beiden Seiten schien es jedoch an bedeutenden Hülfsmitteln zu fehlen. Zumal wollten die catalanischen und aragonischen Stände die Notwendigkeit eines solchen Kampfes nicht einsehn, und verweigerten dem König Subsidien. Nur im Falle eines Angriffs der Castilianer erklärten sie zu seinem Beistand bereit zu sein. Alfonsens Angelegenheiten verschlimmerten sich sehr durch den

[1] *Zurita.*

[2] *Zurita.*

Abfall eines seiner mächtigsten Vasallen, des Don Fadrique de Luna. Dieser, wie schon erzählt worden, war ein natürlicher Sohn des verstorbenen Königs von Sicilien und also Enkel des letzten aragonischen Herrschers aus der frühern Dynastie. Er besaß große Besitzthümer in Aragonien, und Alfons behandelte ihn wie einen seiner Brüder. Aber sei es nun, daß der eigene unruhige Charakter ihn verführte, sei es, daß der Kriegszug gegen Neapel und der Aufenthalt, den er mit Don Pedro in Sicilien gemacht, seinen Ehrgeiz geweckt hatte (denn die Sicilianer waren ihm sehr zugethan), oder auch, daß Don Alvaro ihn heimlich anspornte; genug, er entfernte sich plötzlich von Alfonsens Hof. Zum Vorwand diente, daß er mit seiner Schwägerin in einem blutschänderischen Verhältniß lebte, worüber die Verwandten derselben laute Klagen bei dem Könige erhuben. Alfons jedoch gewährte dem Don Fadrique einen Schutzbrief, um ohne Furcht zurückkehren zu können; dieser aber begiebt sich 1430 nach Castilien, spricht laut von seinen Erbrechten auf das aragonische Reich und noch mehr auf Sicilien, und fodert endlich Alfonsen zu einem Zweikampfe heraus, welcher zurückgewiesen wurde. Der König von Castilien empfing den Don Fadrique mit großer Auszeichnung und schenkte ihm die Stadt Arjona, worauf Alfons sich der Güter desselben in Aragonien bemächtigte. Diesen Anlaß benutzte der König von Castilien, um auch die Besitzungen der Infanten in seinem Reiche mit Beschlag zu belegen.

Es ist nicht unsre Aufgabe, in diese Geschichten näher einzugehn, genug, daß der diplomatischen Winkelzüge unzählige waren. Alfons zog den König von Granada in sein Interesse, und dieser mußte der Infantin Catalina (Don Enrique's Gemalin) zu Hülfe eilen, die in Segura von den Castilianern belagert wurde. Dafür wandten sich die Letztern an die Genueser und versprachen denselben, ihnen wieder zur Freiheit zu verhelfen, wenn sie eine Flotte gegen Alfons auszurüsten Willens seien. Desto fester verband sich nun Alfons mit dem Visconte in Mailand. Endlich ward, auf Vermittlung des Königs von

Portugal, ein fünfjähriger Waffenstillstand zwischen Castilien und Aragonien abgeschlossen. Don Fadrique jedoch schwur dem König von Castilien feierlich den Vasalleneid und gelobte, nach damaliger Sitte, im Fall eines Wortbruchs barfuß nach Jerusalem zu wallfahrten.[1]

Durch jenen Waffenstillstand ward Alfons ermächtigt, seine Kräfte wieder auswärts zu verwenden, da der Aufenthalt in Spanien ihm zu keiner Zeit zu behagen schien. Er beschloß einen Kriegszug nach Afrika, theils aus eigenem Unternehmungsgeist und zum Schutze Siciliens, theils als Vorwand, um sogleich, bei veränderten Umständen, in Neapel gegenwärtig sein zu können. Mit 26 Galeeren und 9 Lastschiffen segelte er von Barcelona hinweg. In Sardinien erhielt er Nachricht, daß die Stadt Tropea in Calabrien, die seine Truppen noch besetzt hielten, von Ludwig belagert werde, und nach zwanzig Tagen die Uebergabe versprochen habe. Alfons beeilte sich, den Seinigen Hülfe zuzuführen; allein die Ungunst der Winde warf ihn nach den sardinischen Häfen zurück, wo er zwölf Tage verweilen mußte. Endlich gelang die Fahrt nach Palermo, wo er nur ein Paar Stunden blieb, um sogleich nach Tropea zu schiffen. Er langte noch an demselben Tage an, an dem die Uebergabe erfolgen sollte; allein der Wind verhinderte die Ausschiffung der Truppen, und als sie bewerkstelligt werden konnte, war die Stadt, die nicht unmittelbar an der See liegt, bereits in den Händen der Provenzalen. Der König kehrte hierauf nach Sicilien zurück, und segelte von dort nach der Insel Gerbes, die in der Nähe des festen Landes von Afrika mit demselben durch eine Brücke verbunden ist. Schwierig war es, sich derselben zu nähern, theils einiger Untiefen wegen, theils weil die Eingeborenen eine große Menge von Steinen zu beiden Seiten in's Meer gesenkt hatten. Als jedoch Alfons einen Theil derselben hatte hinwegräumen lassen, gewannen einige Schiffe Platz, Mehrere der tapfersten Catalanen sprangen an's Land und trieben

[1] *Zurita.*

den Feind von der Brücke zurück, die sie bald in ihre Gewalt bekamen. Da langte auf einem Dromedar ein Gesandter des Königs von Tunis an, der Alfonsen einen Brief überbrachte.[1] Die Eroberung einer so kleinen Insel, hieß es darin, sei eines so großen Monarchen unwürdig, vielmehr solle er die Ankunft des Königs von Tunis mit seinem Heere abwarten, damit auf eine würdige Art König und König sich gegenüberstünden. Alfons ging diese Bedingung ein, und nach einigen Tagen erschien der afrikanische Fürst mit einem unermeßlichen Heere. Eine Schlacht entspann sich, in welcher die Geschichtschreiber den Sieg Alfonsen beimessen. Da dieser jedoch, wie erzählt wird, sich bald darauf wegen Mangels an Lebensmitteln von der Insel wieder entfernen mußte, so scheint jener Sieg von sehr zweifelhafter Natur gewesen zu sein, und hatte in jedem Fall keinen Erfolg.

Auf der Insel Gozzo erfuhr Alfons den Tod Sergianni's und segelte sofort nach Ischia, wie bereits erwähnt worden. Vermittels der Herzogin von Sessa gelangen ihm neue Unterhandlungen mit der Königin, welche ihn abermals an Kindesstatt annahm und zum Erben einsetzte.[2] Dieser Beschluß ward aber nie öffentlich bekannt gemacht und bald wieder zurückgenommen, indem die Herzogin mit Alfons zerfiel, weil dieser mit ihrem Gemal, den sie haßte, ein Bündniß eingegangen war. Alfons schloß hierauf einen zehnjährigen Waffenstillstand mit der Königin und begab sich nach Sicilien.

[1] *Fazius.*

[2] *Zurita* giebt das ganze Document; es ist vom 1. April 1433.

Zwölftes Kapitel.

Im Anfange des folgenden Jahrs 1434 erschien zu Schiffe im Golf von Neapel Margarethe von Savoyen, die mit Ludwig III. verlobt war. Ihr Vater war jener Herzog Amadeus, der um dieselbe Zeit die Regierung niederlegte und sich mit seinen Vertrauten in eine Einsiedelei am Genfersee begab, später aber zum Gegenpapst vom Baseler Concil gewählt wurde. Als Johanna die Ankunft der Prinzessin erfuhr, wollte sie dieselbe nach Neapel einladen, dahin auch den König Ludwig bescheiden, um das Hochzeitfest feierlich begehn zu lassen. Ihre Umgebungen rieten ihr jedoch davon ab. Wenn sie ruhig herrschen wolle, müsse sie ihren Adoptivsohn so sehr als möglich von sich entfernt halten. Die Prinzessin mußte daher, trotz eines heftigen Sturms, in Sorrent landen, wohin ihr die Königin ein unbedeutendes Geschenk sandte. Sie schiffte sich hierauf nach Calabrien ein und die Vermälung ward in Cosenza gefeiert.

In dieser Zeit kam Gian Antonio Orsino, Fürst von Tarent, nach Neapel. Auch gegen ihn betrug sich die Königin, auf den Rat ihrer Ratgeber, mit großer Kälte, und als er einst das Castel Capuano verlassen wollte, und den ganzen Hof von Soldaten besetzt fand, geriet er in solche Furcht, daß er aus einem Fenster herausspringen wollte, um sich in Sicherheit zu bringen.[1] Doch wurde er durch Ottino Caracciolo beschwichtigt, der ihm sagte, daß die Truppen wegen der Soldbezahlung versammelt seien, und ihm die Thore, welche verschlossen waren, öffnen ließ. Der Fürst begab sich jedoch spornstreichs nach Acerra, das sein Eigenthum war. Ohne Zweifel rührte seine Furcht von seinen Verbindungen mit Alfons her, wiewohl die Geschichtschreiber darüber schweigen. Die Königin suchte ihn wieder zu begütigen und machte ihn zum Oberfeldherrn gegen die Sanseverinesken, welche damals (man weiß nicht, aus welcher Ursache) in

[1] *Costanzo.*

Ungnade gefallen waren. Gian Antonio bemächtigte sich ihrer Besitzungen. Aber die Mutter des Grafen Sanseverino lag der Königin flehentlich an, ihre Söhne zu begnadigen, worauf Johanna dem Fürsten befahl, die eingenommenen Städte wieder zurückzustellen. Gian Antonio behielt jedoch diejenigen, die seinem Gebiet am nächsten lagen, und wollte dieselben bloß nach bezahlten Kriegskosten herausgeben. Diesen Umstand benutzten seine Feinde bei Hof, worunter vorzüglich der Graf von Caserta und Marino Boffa, die sich auf seine Kosten zu bereichern hofften. Auch Jakob Caldora, aus demselben Grunde, reizte die Königin gegen den Fürsten auf. Er wurde nach Neapel vorgeladen, und als er nicht erschien, ward ein Kriegszug gegen ihn angeordnet, den Caldora befehligte, während auch König Ludwig den Bescheid erhielt, ihn von Calabrien aus anzugreifen.

Der Fürst von Tarent, der fünftausend Reiter und viele Fußtruppen in Sold hatte, verzweifelte nicht an seiner Vertheidigung. Er selbst trat dem König Ludwig entgegen, seinen Bruder Gabriel und seinen Feldhaubtmann Ruffino, einen Lombarden, sandte er nach Ascoli di Satriano, um Caldora aufzuhalten. Als jedoch Gabriel sich nach Minerbino begab, wußte Caldora den Ruffino zu bestechen und dieser verriet feinen Herrn und Wohlthäter, indem er Ascoli übergab. Er wurde aber später von Caldora auf das Schnödeste behandelt und endigte sein Leben als Bettler in der Lombardie.[1] Caldora eroberte nun die Besitzungen des Fürsten in Terra di Bari und vereinigte sich mit Ludwig, um Castellaneta zu belagern, welches sich auch ergeben mußte. Diesem Beispiele folgten viele andere Kastelle, und Gian Antonio mußte sich nach Tarent zurückziehn, das den Feinden widerstand. Eben so Lecce, Gallipoli und einige andere feste Schlösser; alles übrige Land nahm Caldora für die Königin in Besitz, und da Ludwig kränkelte, wollte er demselben nicht einmal ein in gesunder Gegend gelegenes Castell

[1] *Giornali del Duca.*

abtreten, um sich zu pflegen.[1] Ludwig, weil der Winter herannahte, ging daher nach Cosenza zurück. Aber ohnedem von zartem Körperbau, durch den Feldzug über Verhältniß angestrengt und durch die schlechte Luft in den Niederungen von Terra di Otranto mit Fiebern heimgesucht, erholte er sich nicht mehr, und im Ehebett überfiel ihn ein plötzliches Uebel, das ihn in wenigen Tagen in's Grab führte. Er starb Mitte Novembers 1434. In seinem letzten Willen verordnete er, daß sein Herz zu seiner Mutter nach der Provence gebracht und sein Leib im Dom von Neapel begraben werde. Dieses Letztere ward jedoch nicht zur Ausführung gebracht, und er liegt in Cosenza. Seine Wittwe wurde späterhin mit einem Pfalzgrafen von Bayern vermählt.

Die Königin Johanna empfing die Nachricht von Ludwigs Tode mit dem größten Schmerz. Sie weinte und warf sich zur Erde, indem sie laut den Gehorsam und die sanften Gemütseigenschaften des Verstorbenen erhob und sich selbst über die kalte Behandlung, die sie ihm angedeihen ließ, anklagte. Hierauf legte sie die tiefste Trauer an, wie Mütter für ihre Söhne zu tragen pflegten.

Desto schnöder betrug sich Caldora, und als er die Todesbotschaft erhielt, zog er ein scharlachenes Wamms an, um seine Verachtung zu bezeigen.[2] Er hatte sich bereits nach Bari begeben, und wollte dort seine Reichthümer in Ruhe genießen. Die beiden Unterfeldherren jedoch, die er zurückgelassen, Minicuccio von Aquila und Graf Onorato Gaetano, konnten sich, nach Ludwigs Abzug, gegen den Fürsten von Tarent nicht lange halten. Gaetano ward gefangen genommen, und in kurzer Zeit eroberte der Fürst, der die Liebe seiner Unterthanen in hohem Grade besaß, die ganze Provinz von Otranto wieder. Als Statthalter nach Calabrien ward von der Königin Giovanni Cossa geschickt.

[1] *Giornali del Duca.*

[2] *Giornali del Duca.*

Aber schon am zweiten Februar 1435 starb Johanna II., die seit geraumer Zeit leidend war, nach zwanzigjähriger Regierung und im fünfundsechzigsten Jahr ihres Alters. Schwäche und Unbestand wird ihrem Charakter, wie ihren Sitten vorgeworfen; doch verletzte sie niemals den äußerlichen Anstand. Ihr Ruf war übrigens so schlecht, daß einmal sogar ein florentinischer Gesandter es wagen konnte, ihr Liebesanträge zu machen, worauf sie ihn lachend fragte, ob dieß auch in seiner Vollmacht stehe?[1] Außer den schon Erwähnten sollen besonders Artugio Pappacoda und Urbano Origlia ihre Gunst genossen haben. Auch wird erzählt, daß sie einige ihrer Liebhaber heimlich töten ließ, um mit ihnen die eigene Schuld zu begraben.[2] Im Uebrigen erschien sie stets freigebig und herablassend und versagte zu keiner Zeit ihren Unterthanen Gehör. Ihren Hof unterhielt sie mit großer Pracht, und zeigte sich selbst immer voll Würde und in königlicher Kleidung. Sehr frühe des Morgens stand sie auf, und nachdem sie eine Stunde lang in ihren Sälen auf- und niedergegangen war, hörte sie die Messe. Die kirchlichen Feste und Umgänge versäumte sie nie, und in der Fastenzeit besuchte sie sämmtliche Kirchen zu Fuß. Sie war so wohlthätig, daß sie einmal hundert arme Mädchen zu gleicher Zeit ausstattete. Ein Paar Stunden des Tags brachte sie jedesmal mit Musik zu. Sie war nicht ohne Kenntnisse und auch des Lateins kundig, in welcher Sprache noch im sechzehnten Jahrhundert einige Liebesbriefe von ihr vorhanden waren, die sie dem Pandolfello geschrieben hatte. Auf die Erhaltung ihrer Gestalt verwandte sie viele Sorgfalt, und jeden Morgen mußten hundert Eselinnen vor den Pallast kommen, deren Milch sie zum Bad gebrauchte.[3]

Ihr marmornes Bild ist uns auf dem Grabmale des Ladislaus aufbehalten, wo sie sitzend, mit dem Reichsapfel in der Hand, abgebildet ist. Es verrät mehr starke und junonische als schöne Züge, die Augen groß, die Brauen sehr hoch, der Blick

[1] *Summonte.*

[2] *Mazzella.*

[3] *Mazzella.*

nicht ohne Verstellung. Die Geschichtschreiber schildern sie jedoch von üppigen Formen, blendender Gesichtsfarbe, blonden Haaren, hellen und heitern Augen. Ihre Art zu reden soll einschmeichelnd, ihr Anstand abgemessen und königlich gewesen sein. [1]

Als die Letzte ihres Stammes fand sie Niemanden, der ihr ein Grabmal errichtet hätte. Sie liegt unweit des Haubtaltars in der Annunciata, unter einem einfachen Leichensteine.

[1] Nichts jedoch kann ungereimter sein, als daß man ein berühmtes Bild von Leonardo da Vinci, das namentlich in der Gallerie Doria zu Rom vorhanden ist, für eine Johanna II. ausgiebt, mit deren authentischem Marmorbildniß (welches, nebenbei gesagt, nach Art griechischer Statuen, einen leichten Anstrich von Farbe hat) es nicht die geringste Aehnlichkeit besitzt. Ein früheres Bild der Johanna zu copiren, konnte Leonardo in seiner Zeit nicht die mindeste Aufforderung finden. Jenes einzige und unschätzbare Bildniß stellt übrigens allerdings eine Johanna vor, die Königin von Neapel gewesen. Es ist entweder Johanna von Aragonien, die zweite Gemalin Ferdinands I., oder ihre gleichnamige und unglückliche Tochter, die mit Ferdinand II. vermält war. Beide waren gleichzeitig mit Leonardo.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Nachdem die Königin gestorben war, kam ein Testament zum Vorschein, in welchem sie sechzehn von ihren Räten und Hofleuten zu Governatoren des Reichs ernannte und ihre Krone dem jüngern Bruder Ludwig III., Renatus, Herzog von Lothringen, hinterließ. Der Stadt Neapel vermachte sie eine große Summe Geldes, und vertheilte noch mehrere Legate an die Ihrigen sowohl, als an den Visconte in Mailand und die Genueser. Von Vielen ward jenes Dokument für untergeschoben gehalten.[1] Die Neapolitaner jedoch pflanzten sogleich die Fahne des Königs Renatus und die des Papstes auf, und erwählten zwanzig Volksvertreter aus den höhern und niedern Ständen, um der Regierung zur Seite zu stehn, Zwiespalt und Ränke zu verhindern. Gesandte wurden sofort nach der Provence geschickt, um den neuen Oberherrn in sein Erbreich einzuladen.

Bald nach dem Tode der Königin landete Giovanni Ventimiglia in Calabrien, von Alfons gesendet. Er brachte dem Fürsten von Tarent Verstärkungen und zugleich den Stab des Großconnetabels. Caldora lag unterdessen krank in Bitonto, und schickte seine Söhne Antonio und Berlingiero gegen den

[1] *Flavius Blondus*, ein Zeitgenosse, sagt ausdrücklich von den Governatoren: 'a quibus testamentum illius nomine, subornatis qui se notarios et testes subscriberent, est confictum.

Orsino, und diese foderten ihn zur offenen Schlacht heraus. Dem Fürsten riet jedoch Minicuccio von Aquila, den er in seinen Sold genommen, jene Ausfoderung zurückzuweisen, da es ihm nicht gezieme, sich selbst und seine wieder erworbenen Besitzungen gegen zwei Abenteurer auf's Spiel zu setzen, die nichts zu verlieren hätten. Caldora indessen, der es nicht verschmerzen konnte, bei der Vertheilung des königlichen Nachlasses entfernt zu sein, ließ sich in einer Sänfte nach Neapel tragen und erhielt einen Theil des Raubs, indem zugleich ein neuer Soldvertrag mit ihm abgeschlossen wurde. Eben so wurden der Graf von Pontadera und Micheletto von Cotignola geworben, und das Heer bestand bald aus 6000 Reitern und 10,000 Mann Fußtruppen. Neapel stellte aus seinen Mitteln noch eine eigene Stadtwache, und es ward beschlossen, daß die Volksvertreter zweimal die Woche am Staatsrat Theil nehmen sollten, welcher sich täglich drei Stunden Vormittags und drei Stunden des Abends versammelte. [1]

Als Papst Eugen durch Gesandte erklären ließ, daß nur Derjenige die Krone erhalten könne, dem er sie selbst verleihe, und daß er den Patriarchen von Alexandrien, Giovanni Vitellesco, als Statthalter nach Neapel senden werde, ward ihm zu wissen gethan, daß man dem rechtmäßigen König Renatus getreu bleiben wolle. Bloß die Städte und Flecken in den Abruzzen schloßen einen Bund und verkündeten, nur ein vom heiligen Vater eingesetztes Oberhaubt anerkennen zu wollen.

Alfons hatte die Nachricht von dem Tode Johanna's in Messina vernommen und sogleich den Carafello Caraffa in's Königreich geschickt, um die Barone und ihre Gesinnungen auszuforschen. Dieser hatte mit dem Herzog von Sessa und Andern unterhandelt, welche sich bereit zeigten, den König auf's Entschiedenste zu unterstützen. Der Herzog hatte bereits seine Thätigkeit begonnen. Ein Vasall von ihm, Giovanni Caramanico, war Befehlshaber der Burg von Capua, und diesen suchte er

[1] *Mazzella.*

zu bereden, ihm die Stadt in die Hände zu liefern. Caramanico zeigte sich bereitwillig, erklärte jedoch, daß vor Allem das Castell an der Volturnobrücke in seiner Gewalt sein müsse, ehe er die Stadt übergeben könne. Sollte ihm dieser Streich gelingen, so wolle er mit dem Horn ein Zeichen geben. Hierauf brachte er einen seiner Freunde, der auf der Brücke des Castells die Wache hatte, auf seine Seite, und dieser ließ des Nachts, verabredeter Maßen, ein Seil vom Thurme herab, und an diesem kletterten die unten harrenden Soldaten des Herzogs von Sessa empor. Nur Dreien jedoch glückte dieses Wagestück wegen der Höhe und Steilheit der Mauern. Caramanico's Freund verbarg dieselben, und da er gegen die Besatzung mit Gewalt nichts auszurichten vermochte, so lockte er sie einzeln, unter dem Vorwande eines Auftrags zu sich und ließ sie gefangen setzen. Eben so gelang es, den Befehlshaber selbst zu verhaften. Caramanico wurde bald von diesem günstigen Ereigniß unterrichtet, wagte aber noch nicht, die Maske fallen zu lassen, weil er sich vor dem Citatino, dem die Truppen in der Stadt anvertraut waren, fürchtete. Da geschah es, daß Citatino zwei Bürger, die mit einander haderten, festnehmen und in die Burg führen ließ. Hierauf benachrichtigte Caramanico den Citatino, die beiden Bürger wünschten sich in des Letztern Gegenwart zu vergleichen, und er möchte sich daher in die Burg begeben. Citatino kam, ward aber auf der Schwelle des Schlosses verhaftet und von seinen Begleitern getrennt. Nun gab Caramanico das Zeichen mit dem Horn; der Herzog von Sessa führte die Seinigen heran und eroberte Capua ohne Blutvergießen. [1]

Schleunig wurde hievon Alfons in Sicilien benachrichtigt und um baldige Hülfe angesprochen, da sich Capua gegen das Heer von Neapel, das zu erscheinen nicht lange zaudern würde, mit Schwierigkeiten halten könne. Auch ward er um eine persönliche Zusammenkunft gebeten, da man sich über die fernere Führung des Kriegs nicht vereinigen konnte. Alfons begab sich

[1] *Fazius.*

hierauf mit sieben Galeeren nach Ischia, und von da landete er unweit Sessa, auf dem Gebiet des Herzogs. Dieser nebst den andern Baronen ging ihm an's Ufer entgegen, und der König lud sie in sein Schiff, um bei einem fröhlichen Mittagsmahle die nächsten Angelegenheiten zu besprechen. Alfons hätte vor allen Dingen gern Gaeta wegen der Sicherheit des Havens in seiner Gewalt gehabt. Die Barone erklärten jedoch, daß sie die Ihrigen in Capua nicht entbehren könnten, wenn man diesen wichtigen Besitz nicht wieder preisgeben wolle; ja, daß zur Behaubtung dieses Platzes Truppenverstärkungen nötig seien. Einstimmig wurde beschlossen, den Fürsten von Tarent nach Capua zu berufen; unterdessen sollten die Infanten in Sicilien die königliche Flotte ausrüsten. Mitten durch die Feinde fand Caracello den Weg zu dem Orsino, der sich bereitwillig zeigte, mit einer bedeutenden Heerschaar aufzubrechen. Als ihm Berlingiero Caldora bei den caudinischen Pässen die Straße versperrte, ging er über Cerito und schlug ein Lager bei Francolisi. Nachdem er eine Zusammenkunft mit Alfons gehabt, warf er einen Theil seiner Truppen nach Capua. Caldora und Pontadera eilten herbei, um die Stadt zu belagern und mehrere unentschiedene Gefechte fanden statt. Doch verzögerte Caldora geflissentlich einen ernsthaften Angriff; denn er wünschte, daß ihn, im Fall der Einnahme, die Governatoren zum Herrn von Capua machten, wie es früher Braccio und Sergianni besessen hatten. Die Governatoren erklärten jedoch, hiezu keine Vollmacht zu besitzen.

Zweites Kapitel.

Alfons hatte sich unterdessen mit seinen Galeeren nach Gaeta begeben, dessen Besitz er als den Entscheidungspunkt des ganzen Kriegs betrachtete. In Gaeta befanden sich damals Ottolin

Zoppo, Gesandter des Herzogs von Mailand, und Francesco Spinola mit seiner genuesischen Besatzung, welche der Senat von Genua, wie es scheint, aus eigner Machtvollkommenheit gesandt hatte; theils aus verjährtem Haß gegen die Catalanen, theils weil sich in Gaeta große Niederlagen genuesischer Kaufmannswaaren befanden. Den Ottolino hatte der Visconte an die Königin Johanna geschickt, um ihr sein Beileid über den Tod Ludwigs III. zu bezeugen, und wahrscheinlich um eigene Ansprüche auf Neapel geltend zu machen. Als jedoch Ottolino in Gaeta ankam, erfuhr er den Tod der Johanna.[1]

Alfons belagerte nun die Stadt zu Wasser und zu Land und schnitt alle Zufuhr ab, nachdem er auch den Fürsten von Tarent mit einem großen Theil der Seinigen an sich gezogen hatte. In Capua blieb Ventimiglia zurück. Der Berg über Gaeta, auf welchem der sogenannte Thurm des Orlando steht, geriet durch Bestechung in des Königs Gewalt. Er lag zwar schon damals innerhalb der Befestigungen, es war jedoch zwischen demselben und der eigentlichen Stadt noch eine zweite Mauer gezogen. Sofort sahen sich die Gaetaner auf's Höchste bedrängt, und noch mehr als die Belagerungswerkzeuge, gegen welche sie sich durch Wollsäcke schützten, bestürmte der Hunger. Außer dem Getreide, wovon wenig vorhanden war, diente besonders der Zucker als Nahrungsmittel, dessen sich viel in den Waarenspeichern vorfand, und welchen Spinola in kleinen Raten vertheilen ließ.[2] Endlich entschloß man sich, alle Waffenunfähigen mit Gewalt aus der Stadt zu stoßen. Die Begleiter des Königs rieten demselben, sie nach Kriegsrecht zurückzutreiben. Als jedoch diese Verjagten von den Gaetanern mit Steinwürfen verfolgt wurden und sich verzweifelnd vor dem Lager Alfonsens auf die Kniee warfen, erbarmte er sich der Unglücklichen und ließ sie, mit Speise erquickt, ihres Wegs ziehn. Während aber die Not in Gaeta wuchs, verlangten die Einwohner von Ottolino (Spinola lag an einer Wunde darnieder), daß mit dem Könige

[1] *Summonte.*

[2] *Fazius.*

unterhandelt würde. Ottolino erbat sich daher von Alfons als Unterhändler den unter dem Namen Panormita bekannten Lehrer des Königs, mit welchem dieser die Alten zu lesen pflegte. Panormita kam in die Stadt. Er stellte den Gaetanern die Uebermacht des Königs, die wenige Hoffnung auf Entsatz vor Augen, er nannte den Hunger das einzige Uebel, dessen Ertragung unmöglich sei. Sodann verwies er auf Alfonsens Großmut und erklärte, daß man entweder zu siegen fähig sein oder dem Sieger gehorchen müsse.[1] Die Gaetaner zeigten sich jedoch zu keiner Uebergabe geneigt und erbaten sich eine gewisse Frist, die der König um so weniger bewilligte, als unterdessen auch die Infanten mit der Flotte aus Sicilien angelangt waren. Ottolino, gegen den Willen Spinola's, erschien selbst im feindlichen Lager, um mit Alfons zu unterhandeln; jedoch ohne Erfolg. Letzterer begann einen allgemeinen Sturm, ward aber zurückgeworfen.

Unterdessen hatte man in Genua 14 Schiffe ausgerüstet, um den Belagerten beizustehn. Nicht ohne Widerstreit des Adels und nur durch den herzoglichen Einfluß ward zum Befehlshaber Biagio Afferto ernannt, von plebejischer Abkunft, aber als Seeheld berühmt. Um die Stärke der aragonischen Flotte auszuforschen, ward Benedikt Pallavicini unter dem Vorwand an Alfons gesandt, daß er sich mit ihm wegen der Uebergabe Gaeta's verständigen solle. Ihm ward vom Könige vergönnt, sich in die Stadt zu begeben, die er zum Widerstande aufmunterte und schleunige Hülfe versprach. Dem Könige brachte er die Nachricht zurück, daß es unmöglich sei, die Gaetaner zur Nachgiebigkeit zu bereden, worauf er sich nach Gaeta zurückbegab.[2]

Bald darauf langte im Lager des Königs die Nachricht an, daß eine genuesische Flotte herannahe. Da Alfons im Golf von Gaeta seine Schiffe nicht hätte entfalten können, beschloß er, dem Feinde in's offene Meer entgegen zu fahren. Er selbst übernahm den Oberbefehl, damit unter den Infanten kein Rangstreit

[1] *Fazius.*

[2] *Lengueglia*, Guerre de Genovesi contro Alfonso Primo.

entstehe, und steuerte nach der Richtung der Ponzainseln. Eine Anzahl Fahrzeuge ließ er zurück, um die Stadt blokirt zu halten.

Als die Flotte von den Genuesern bemerkt wurde, schickten sie einen Trompeter an den König. Sie verlangten, hieß es, mit ihm keinen Krieg; er möchte erlauben, daß sie das ihnen verbündete Gaeta mit Lebensmitteln und Soldaten unterstützten, dann würden sie ohne Feindseligkeit nach Genua zurückkehren. Alfons behielt den Boten zwei Tage lang auf dem Schiff und besprach sich erst vielfach mit den Seinigen. Seine eigene Meinung war ganz für das Wagstück einer Schlacht; er haßte die Genueser und glaubte ihnen, wegen Bonifacio, Wiedervergeltung schuldig zu sein. Ueberdieß vertraute er auf die Größe seiner Schiffe, auf den Mut seiner Truppen, auf seine Ueberlegenheit in Streitkräften. Gleichwohl gab es Manche im Rat des Königs, die sich einem zu liefernden Seetreffen widersetzten. Die Genueser, sagten sie, hätten bessere Matrosen, und daran läge in einer Seeschlacht mehr, als an den Truppen selbst. Die Größe der aragonischen Schiffe sei kein Vortheil bei einer so windstillen Jahrszeit (es war im hohen Sommer), sie würden sich bloß durch ihre Unbeweglichkeit auszeichnen. In einem Kriege, bei dem so viel auf Wind und Wetter ankommt, dürfe man die Person des Königs nicht mutwillig aussetzen. Besser sei es, nach Gaeta zurückzuschiffen, um die Zufuhr zu verhindern, wozu die großen Lastschiffe tauglicher seien, als zum Gefecht.[1]

Alfons war für solche Vorschläge taub. Jedoch sandte er mit dem Trompeter den Grafen von Venafro, Francesco Pandone, an den genuesischen Admiral, und ließ gemäßigte Bedingungen vorschlagen. Wolle Assereto sein Vorhaben aufgeben, so verspreche Alfons, dem Spinola mit den Seinigen freien Abzug zu gewähren, im Falle Gaeta erstürmt werde. Was die in der Stadt niedergelegten Kaufwaaren betreffe, so verspreche er, dieselben unter seine eigene Obhut zu nehmen. Beschließe man aber einen ungleichen Kampf, so solle man die Uebermacht

[1] *Bracelli. Fazius.*

der königlichen Flotte in Erwägung ziehn, und nicht Genua zu Grunde richten wollen, um Gaeta zu retten, das Alfons bloß als rechtmäßiger Besitzer in seine Gewalt bekommen wolle. Hierauf erwiederte Assereto: Den Belagerten beizustehn, habe Genua sein Wort verpfändet; nicht über die Sicherheit der Genueser wolle man unterhandeln, sondern über die der Gaetaner. Daß er unverrichteter Dinge umkehre, würden selbst seine Soldaten nicht zugeben.[1]

So rüstete man sich gegenseitig zur Schlacht, die in den ersten Tagen des August unweit der Insel Ponza statthatte. Vom frühen Morgen bis zum Einbruch der Nacht wurde gekämpft. Gleich im Anfange des Treffens hatte Assereto dem Jakob Giustiniani befohlen, mit drei Schiffen scheinbar die Flucht zu ergreifen. Der Infant Don Enrique wollte sie verfolgen, ward aber von Alfons zurückgehalten. Außer dem Admiralschiff Assereto's und noch zweien andern, war jedes der genuesischen Fahrzeuge gezwungen, gegen zwei aragonische zu fechten. Die kämpfenden Schiffe ketteten sich mit Haken aneinander, so daß der Ausweg zur Flucht unmöglich wurde. Bald zeigte sich der Vortheil, den die seegeübten Genueser vor den Landtruppen des Königs voraus hatten. Von den Letztern konnten sich Wenige auf den Verdecken aufrecht halten, Viele wurden von der Seekrankheit befallen. Das königliche Schiff, die Mannana, hatte gleich im Anfange das feindliche des Assereto mit großem Ungestüm angegriffen; aber dieses drehte sich plötzlich und stieß mit solcher Gewalt wider das Hintertheil der Mannana, daß dieselbe sich völlig auf eine Seite neigte, und den Geschossen der Genueser offenen Spielraum darbot. Hievon war besonders Ursache, daß Alfons außer dem obern Mastkorb noch einen zweiten in der Mitte des Haubtmastes hatte befestigen lassen, der mit Soldaten erfüllt war.[2] Der ganze Ballast war bereits auf die geneigte Seite herabgesunken, und der untere Raum begann leck zu werden. Während die Mannana sich in dieser Bedrängniß

[1] *Lengueglia.*

[2] *Fazius.*

befand, sah sie mit einem Male die drei von Giustiniani befehligten Schiffe umkehren und gegen sich heransegeln. Der Angriff der Neuhinzugekommenen war so heftig, daß Alfons gezwungen war, sich mit einigen Fürsten unter das erste Verdeck zu verfügen, ohne sich jedoch ergeben zu wollen. Vergebens hatte sich eine aragonische Galeere an die Mannana angelegt, um den König zur Flucht zu bewegen. Das Verdeck war von den Pfeilen und Wurfzeugen der Genueser besät; sie bedienten sich zugleich des Oels, um den Boden zu verunsichern, und des Kalks, der die Luft dergestalt verfinsterte, daß kaum Freund und Feind mehr sich unterscheiden konnte.[1] Der König war wieder auf's Verdeck emporgestiegen, um mit den Seinigen zu sterben oder, wo möglich, zu entrinnen. Aber auch diese letzte Ausflucht wurde vereitelt. Die Genueser, deren Viele bereits auf der Mannana kämpften, hatten die catalanischen Matrosen vermocht, die Taue des Mastbaums zu durchschneiden, so daß dieser mit Krachen herabstürzte. Als nun ein großes Wurfgeschoß unmittelbar an der Seite des Königs niederfiel und das Schiff jeden Augenblick mehr Wasser schöpfte, drangen die Fürsten auf das Entschiedenste in Alfons, sich in's Unabänderliche zu fügen, und nicht durch einen freiwilligen Tod die Hoffnung künftiger Triumphe zu vereiteln. Schon früher hatte sich der König von Navarra mit seinem Schiffe dem Galeotto Lomellino übergeben. Alfons forschte nun nach den Namen der feindlichen Haubtleute, und als er hörte, daß ein Giustiniani dabei sei, welche Familie damals die Insel Scios als Souverain beherrschte, so ergab er sich in dessen Hände, und ward vermittels einer Brücke auf das feindliche Verdeck gebracht.[2]

Am andern Morgen übergaben die verschiedenen Schiffshaubtleute ihre Gefangenen dem Admiral, und Alfons erklärte, daß er sich in die Verfügung des Herzogs von Mailand stelle. Außer den beiden Königen fielen auch der Infant Don Enrique, der Fürst von Tarent, der Herzog von Sessa, der Graf von

[1] *Giornali del Duca.*

[2] *Collenuccio. Bracelli.*

Venafro, Minicuccio von Aquila nebst einer namhaften Anzahl sicilianischer und catalanischer Großen in die Hände der Sieger. Die Menge der geringern Gefangenen war so bedeutend, daß sie Assereto ohne Lösegeld freiließ, weil sie seiner eignen Mannschaft überlegen waren. Bloß Don Pedro rettete sich mit den Galeeren und einem Kriegsschiff nach Ischia. Dreizehn Schiffe eroberten die Genueser, und als sie in Gaeta anlangten, verbrannten sie dieselben sämmtlich, im Uebermut des Siegs.[1] Unterdessen hatten auch die Gaetaner einen Ausfall auf das Landheer des Königs, das sich wegen der Trauerbotschaft in großer Zerrüttung befand, gemacht, dasselbe zerstreut und im Lager eine ungeheure Beute vorgefunden. Jakob Caldora, der das Gebiet des Herzogs von Sessa verwüstete, kam herbei, um den Raub zu theilen.

Assereto mit seinen Gefangenen verließ jedoch Gaeta bald wieder, unter dem Vorwand, einen Streich auf Ischia auszuführen. Der eigentliche Grund mochte sein, daß er nicht unter Spinola's Befehlen stehen wollte, welcher Letztere der republikanischen Partei in Genua zugethan war, während Assereto sich unter dem Einflusse des Visconte befand. Dem Könige ward nun der Antrag gestellt, Ischia und die Castelle von Neapel den Siegern zu überliefern, was er jedoch auf das Standhafteste ablehnte. Als die Flotte ungefähr tausend Schritte von Ischia entfernt war, wurde sie durch einen heftigen Sturm zerstreut und sammelte sich erst später wieder bei der Insel Ponza. Anstatt aber nach Ischia umzukehren, richtete Assereto seinen Lauf nordwärts und landete in Porto Venere. Dort fand er einen Boten des Visconte, welcher ihm befahl, den König nicht nach Genua, sondern nach Savona zu führen, von wo ihn der Herzog nach Mailand wolle bringen lassen. Im Angesicht der Schiffshaubtleute, die sämmtlich der genuesischen Adelspartei angehörten, ein solches Vorhaben in Vollzug zu setzen, wagte Assereto keineswegs. Er bediente sich daher folgender List: Alle Befehlshaber,

[1] *Giornali del Duca.*

so gebot er, sollten am nächsten Morgen die sämmtliche Beute ausliefern, damit eine gleiche Vertheilung derselben veranstaltet werde. Hiezu waren Jene wenig geneigt, und schifften voraus nach Genua.[1] Das Admiralschiff indessen, das zurückgeblieben, steuerte gegen Savona und gab dort den König in die Hände des herzoglichen Statthalters. Vergebens warteten die Genueser ungeduldig auf die Ankunft des erlauchten Gefangenen.

Drittes Kapitel.

Unterdessen waren die neapolitanischen Gesandten, welche den Thronerben aus der Provence abzuholen bestimmt waren, in Marseille angelangt. Hier erfuhren sie aber, daß Renatus sich in der Gefangenschaft des Herzogs von Burgund befinde, und so waren denn die beiden Kronbewerber des unglücklichen Reichs ihrer Freiheit beraubt.

Renatus hatte sich in zartem Alter mit der Tochter des Herzogs von Lothringen vermält, und dieser ihn zum Erben eingesetzt, welches Erbrecht auch von Kaiser Sigismund anerkannt worden war. Renatus setzte sich in Besitz des Landes, nachdem der Cardinal von Bar, Bruder des letzten Herzogs, im Jahr 1430 gestorben. Aber Anton von Baudemont, Neffe des in der Schlacht bei Azincourt getöteten Karls, behaubtete, Lothringen sei ein Mannslehen und könne nicht auf die Tochter des Verstorbenen übergehn. Er gehörte zur burgundisch-englischen Partei, während Renatus, nachdem das Mädchen von Orleans den Dauphin nach Rheims geführt, seine Waffen mit denen der Franzosen vereinigt hatte. Daher bewilligten die

[1] *Fazius.*

burgundischen Stände, die durch die Besitznahme des Renatus einen neuen Feind an ihren Gränzen sahen, eine Geldsumme, um die Ansprüche Antons zu beschützen. Hiezu foderte sie besonders der Marschall von Toulongeon auf, der Antons Freund war. [1]

Schwer ward es jedoch diesen Beiden, eine Anzahl Truppen zusammen zu bringen; denn Philipp der Gute von Burgund wollte seine übrigen Provinzen nicht entblößen. Endlich brachte man ein kleines Heer auf, meist aus Abenteurern und Bastarden vornehmer Familien zusammengesetzt. Das Heer des Renatus jedoch war eben so zahlreich als ansehnlich: ihn begleiteten viele lothringische und deutsche Herren. Bei Bulligneville traf man zusammen. Der Marschall, der die Burgunder befehligte, wollte sich wegen der Uebermacht des Feindes zurückziehn: aber Renatus schnitt ihnen den Weg ab. Uebermut war die Stimmung seiner Truppen, welche von jeher zur Niederlage geführt hat. Die Burgunder verschanzten sich hinter ihr Gepäck und stellten auf beiden Flügeln einiges Geschütz auf. Man beschloß zu Fuß, nach Weise der Engländer, zu kämpfen. Renatus, nachdem er eine Herausfoderung an den Marschall erlassen, drang vor. Aber die Seinigen wurden gleich im Anfange durch die feindlichen Feldschlangen in Unordnung gebracht. Bald darauf fiel einer der angesehensten Haubtleute. Renatus selbst ward verwundet und gefangen: eben so der Bischof von Metz. Der Sieg Burgunds war vollständig und der Marschall führte den Renatus nach Dijon. Dort besuchte ihn sechs Monate später der Herzog von Burgund. Renatus, der sich in seiner Einsamkeit mit Poesie und Malerei beschäftigt, machte demselben ein Geschenk mit zwei Gemälden auf Glas, worauf er Philipp den Guten selbst und dessen Vater abgebildet. Der Herzog ließ sie in die Kirchenfenster der Karthause einsetzen. [2]

Isabella, die Gemalin des Renatus, wandte indeß Alles an, um ihren Gatten zu befreien. Eben so der lothringische

[1] *Barante*, Histoire des Ducs de Bourgogne.

[2] *Barante*.

Adel. Diese Befreiung gelang endlich im Jahr 1432; doch unter der Bedingung, daß sich Renatus bei dem Aufruf des Herzogs wieder zu stellen habe. Seine Söhne gab er als Geißeln. Da man sich nun über die förmliche Auslösung nicht verständigen konnte, kehrte er später in seine Haft zurück, und ward in einem Schlosse bei Salins gefangen gehalten. Der Herzog erlaubte ihm, als die Gesandten von Neapel in Burgund ankamen, dieselben in Dijon zu bewillkommnen. Doch gab er ihm, trotz der Verwendungen des Königs von Frankreich, seine Freiheit nicht zurück, da er mit Alfons ein freundschaftliches Verhältniß unterhielt.

Die Gesandten beredeten nun Renatus Gemalin, ihnen nach Neapel zu folgen. Isabelle schiffte sich mit ihrem zweiten Sohne, der den Titel Marquis von Piemont führte, ein und landete im Oktober 1435 mit 4 Galeeren in Gaeta. Da sie dem Ottolino Zoppo mißtraute, führte sie ihn als herzoglichen Botschafter mit sich nach Neapel, und veränderte den Magistrat, welches ihr jedoch später zu großem Nachtheile gereichte. In Neapel ward sie mit allgemeinem Jubel als Königin empfangen und unter dem Baldachin durch die Stadt begleitet. Selbst der Graf von Nola, wiewohl des Verständnisses mit Alfons verdächtig, huldigte ihr. Den Jakob Caldora ernannte sie zum Großconnetabel.

Dieser Letztere hatte sich von Gaeta nach Sessa zurückgewandt und belagerte die Stadt. Um sich von ihm zu befreien, pflanzten die Sessaner die Fahnen des Visconte auf, und Caldora ward, auf Ottolin's Mahnung, veranlaßt, Sessa zu verlassen und kehrte nun alle seine Streitkräfte gegen Capua, in dessen Besitz er als Fürst zu gelangen hoffte. Er schlug eine Schiffbrücke über den Volturno und schickte einen Theil des Heers unter Micheletto Attendolo und Antonio Pontadera auf das jenseitige Ufer, um die Stadt von beiden Seiten einzuschließen. Capua war durch Mangel an Lebensmitteln nicht minder als durch innern Parteizwist bedrängt; Ventimiglia jedoch wußte die Ordnung zu behaubten und knüpfte Unterhandlungen mit

Pontadera an. Caldora erhielt hievon Nachricht, und ließ den Pontadera zu sich entbieten. Dieser aber läugnete hartnäckig, und Caldora, der vielleicht einen Soldatenaufstand befürchtete, oder den Micheletto, Antonio's Freund, nicht beleidigen wollte, entließ ihn wieder zu den Seinigen.[1] Pontadera empfing nun von Ventimiglia dreitausend Goldgulden, verheimlichte den Verrat nicht länger und zog sich mit seinen Söldlingen nach der römischen Campagne, wo seiner jedoch ein trauriges Schicksal harrte, das wir später erzählen werden. Micheletto allein vermochte sich nicht zu halten und vereinigte sich mit Caldora. Dieser hatte unterdessen die Nachricht erhalten, daß die Grafen von Sora und Laureto (von Alfonsens Partei) seine Besitzungen in den Abruzzen verheerten. Er hob daher, ohnedem geschwächt, die Belagerung von Capua auf und eilte nach den Abruzzen, wo er nicht nur sein Eigenthum wieder eroberte, sondern auch die Feinde hart in die Enge trieb. Micheletto wandte sich nach Calabrien und brachte die ganze Provinz, bis auf die Stadt Scilla in seine Gewalt. Ihn begleitete der Marquis von Piemont, damals ein zehnjähriger Knabe.

Viertes Kapitel.

Die Königin Isabella erwarb sich indessen das allgemeine Zutrauen. Ihre glänzende Schönheit, ihr kluges und herablassendes Betragen, die Art, wie sie Alle zu gewinnen, Allen ein geneigtes Gehör zu schenken wußte; dabei die Sittsamkeit ihres Wesens, worin sie so sehr von ihrer Vorgängerin abwich, war für die Neapolitaner ein so seltenes und hinreißendes Schauspiel, daß sie mehr wie eine Gottheit, als eine Sterbliche verehrt

[1] *Fazius.*

wurde.[1] Leider sollte das glückliche Gestirn, unter dem sie ihre Herrschaft antrat, seine Stellung bald verändern. Während sie die Haft ihres Gemals beklagte, konnte es ihr zum Troste gereichen, daß auch der Gegner sich in fremder Gewalt befinde; plötzlich aber langte die Nachricht an, Alfons sei befreit und nähere sich dem Königreich.

Alfons, der mit königlicher Auszeichnung behandelt wurde, war von Savona nach Mailand gebracht worden. Bis zehn Millien von der Stadt ging ihm Piccinino entgegen. Die Herzogin, welche ihm gleichfalls entgegenkam, kniete vor ihm nieder.[2] Er ward außer der Stadt in den Pallast geführt, welchen die Letztere zu bewohnen pflegte. Nach dreien Tagen erst ward er in die Burg begleitet. Der Herzog hatte sich an einem Ort verborgen, wo er, ohne bemerkt zu werden, den König betrachten konnte.

Filippo Visconte, einer der bedeutendsten aber rätselhaftesten Charaktere jener Zeit, lebte fast von aller menschlichen Gesellschaft getrennt, mit einigen Lieblingen in den geheimsten Gemächern seiner Palläste. Von dort aus regierte er, und dort brütete er beständig kriegerische Plane, obwohl persönlich dem Waffenhandwerk abgeneigt. Bloß die Jagd liebte er leidenschaftlich. Feldherrntalente ehrte er vor allen, Kunst und Wissenschaft wenig; doch bezeugt die große Vorliebe, die er für Dante und Petrarca empfand, den Tiefsinn seines Geschmacks, während er die Dichter seiner eigenen Zeit verachtete. Zweizüngigkeit in Rede und Schrift war ihm zur andern Natur geworden, in alle Kunstgriffe des Herrschens schien er eingeweiht. Aber während er auf der einen Seite seinen Umgebungen überlegen war, folterten ihn auf der andern Gespensterfurcht und ein bis in's Kleinlichste gehender Aberglaube; und die Widersprüche, von denen sein Leben voll war, begleiteten ihn bis in's Grab. Er, der unaufhörlich vor dem Tode gezittert hatte, starb zuletzt mit

[1] *Mazzella.*
[2] *Zurita.*

der größten Fassung, ja beinahe freiwillig, da er die Ratschläge der Aerzte zurückwies.[1]

Dieser Mann war es, der in dem Zeitpunkte, von dem wir sprechen, zum Schiedsrichter Italiens berufen war. Schwer fiel es ihm, seine Menschenscheu zu überwinden und seinem erlauchten Gast persönlich entgegenzutreten. Endlich ward festgesetzt, daß bei der ersten Zusammenkunft bloß von gleichgültigen Dingen die Rede sein solle. Hierauf erschien der Visconte vor dem Könige mit entblößtem Haubte und gebeugtem Knie.[2] Man unterhielt sich über Gegenstände der Jagd, einem Vergnügen, dem auch Alfons besonders ergeben war. Des andern Morgens schickte ihm der Herzog Falken und Pferde zum Geschenk. Sie sahen sich hierauf öfters und jagten zusammen im herzoglichen Park. Hier gelang es nun bald Alfonsen, den Visconte ganz für sich einzunehmen. Dazu trug nicht wenig Niccolo Piccinino bei, der seine Absichten gegen Francesco Sforza, den der König haßte, durch diesen durchzusetzen hoffen konnte. Auch bedurfte Filippo kaum der Einflüsterungen eines Andern, um gewahr zu werden, wie gefährlich es sei, den Franzosen in Italien festen Fuß fassen zu lassen, da Mailand und Genua leicht die ersten Opfer davon sein konnten. Er entschied sich daher für die catalanische Partei, wiewohl der Erfolg auf die Länge den Erwartungen nicht entsprach. Seine Astrologen konnten ihm nicht vorhersagen, daß seine eigene Nachkommenschaft und die des Königs von Aragonien von demselben Schlage sollte zerschmettert werden, und noch weniger, welch ein Weltreich im Westen von Europa sollte gegründet werden, um den Ruin Italiens zu vollenden. Sehen wir doch in unsern eigenen Tagen weit deutlichere Wahrzeichen verachten, und aus ähnlicher Franzosenfurcht den Untergang von Europa beschleunigen!

Der Visconte entließ alle seine Gefangenen ohne Lösegeld. Der König von Navarra und Don Enrique begaben sich nach Spanien und Ersterm wurde die Statthalterschaft von Aragonien

[1] *Candidus Decembrius*, Vita Philippi Vicecomitis.

[2] *Bracelli.*

anvertraut. Der Fürst von Tarent und der Herzog von Sessa wurden nach Neapel vorausgesandt, um ihre Partei auf's Neue zu ermutigen. Alfons selbst eilte über Pontremoli nach Porto Venere, das noch von seinen Truppen besetzt war, um eine neue Flotte vorzubereiten.

Welchen Eindruck diese Begebenheiten in Genua hervorbringen mußten, war vorauszusehn. Da befahl der Visconte den Genuesern, eine Anzahl Schiffe zu Alfonsens Unterstützung auszurüsten; ja, als Gaetanische Gesandte nach Genua kamen, um dem Senat für ihre Rettung zu danken, ließ sie der Herzog nach Mailand bringen und als Gefangene behandeln. Nun riß den Genuesern die Geduld. Längst hatte Francesco Spinola auf eine Gelegenheit gelauert, seine Vaterstadt zu befreien. Früher in venetianischer Gefangenschaft, hatte er dort schon Plane zum Verderben des Visconte geschmiedet und Venedigs Beistand angerufen. Er versammelte nun Viele der Edeln in seinem Pallaste, und in feuriger Rede die Beleidigungen des Herzogs vorstellend, bot er sich zum Haubt der Verschwörung an, wenn es Andern an Mut gebrechen sollte. Nie soll es, fügte er hinzu, von Francesco Spinola gesagt werden, daß er sich weniger tapfer für Genua bewiesen, als für Gaeta! [1]

Mit Thomas Fregoso, dem in Sarzana verbannten Dogen, wurden Unterhandlungen angeknüpft, und der Plan gefaßt, den herzoglichen Statthalter, Opizino Alzate, am Weihnachtsabend zu ermorden. Dieß ward jedoch wieder aufgegeben. Die ganze Unternehmung schien höchst bedenklich, da der Visconte das Castelletto in Genua und die Festungen im Polceverathal in seiner Gewalt hatte. Endlich bot sich eine andere Gelegenheit dar. Der Herzog, dem die Umtriebe in Genua nicht entgangen waren, schickte einen neuen Statthalter in der Person des Erasmo Trivulzio. Opizino zog demselben vor das Thor S. Tommaso entgegen. Diesen Augenblick eines festlichen Aufzugs benutzte Spinola und brach plötzlich mit einer bewaffneten Schaar von

[1] *Lengueglia.*

Verwandten und Freunden hervor, die Freiheit ausrufend. Das Volk schloß sich ihm an, Erasmo flüchtete in's Castelletto, Opizino suchte in den Straßen der Stadt die Seinigen zu versammeln; doch ward er bald aus den Fenstern durch Steinwürfe von den Frauen verwundet, von dem entrüsteten Volke durchbohrt. Lange lag sein nackter Leichnam vor der Kirche S. Siro als Siegeszeichen.[1] Seine Soldaten verschonte man, das Blut eines Einzigen sollte genügen. Später wurden auch die Festungen erobert; vergeblich sandte der Herzog den Piccinino, um die Stadt wieder zu unterjochen. Acht Provveditoren wurden ernannt, sie erwählten den Isnardo Guarco, einen siebzigjährigen Greis, zum Dogen. Aber Thomas Fregoso erschien mit den Seinigen, vertrieb ihn aus dem Pallast und verkündete, daß sein eignes früheres Recht weder durch die Tyrannei des Visconte, noch durch die Wahl des Isnardo erloschen sei.[2]

Fünftes Kapitel.

Der Fürst von Tarent hatte sich zuerst nach Palermo eingeschifft, wo er den Infanten Don Pedro von dem Vorgefallenen benachrichtigte, und ihn aufforderte, den König in Porto Venere abzuholen. Hierauf ging er über die Meerenge von Messina nach Calabrien hinüber. Don Pedro rüstete seine Flotte und schickte ein Schiff mit Lebensmitteln nach Porto Venere voraus, welches, durch heftigen Wind getrieben, schon am dritten Tag anlangte. Er selbst jedoch sah seine Fahrzeuge durch den Sturm zerstreut, und erst im Golf von Gaeta, wo er in bedeutender Entfernung von der Stadt anlegte, gelang es ihm, sie wieder

[1] *Giustiniano*, Storie di Genova.

[2] *Folieta*, Historia Genuensis.

zu sammeln. Da begaben sich einige Männer von Gaeta, die der catalanischen Partei angehörten, zu ihm, und stellten ihm als leichte Unternehmung dar, sich der Veste zu bemächtigen. In der Stadt wüte die Pest, der Governatore sei gestorben, die meisten Provenzalischgesinnten hätten sich in gesündere Gegenden geflüchtet. Die Wachen seien nachlässig vertheilt, man ruhe auf den errungenen Lorbeeren.[1] Don Pedro ergriff eine so günstige Gelegenheit mit Freuden. Durch Ueberredung und Bestechung gelang es, noch Mehrere zu gewinnen. In größter Stille näherte sich die Flotte des Nachts; Leitern wurden an einer wenig bewachten Stelle angelegt, eine Anzahl Catalanen bemächtigte sich des nächsten Thurms und öffnete das Thor. Nun drang der Infant mit den Seinigen gewaltsam ein und nach kurzem Widerstand ergab sich die Besatzung, welche aus der Stadt gejagt und durch aragonische Truppen ersetzt wurde. So erlag Gaeta einer nächtlichen List, um welches Achill und die tausend Kähne vergebens gekämpft hatten.

Auf Panormita's Rat blieb Don Pedro in Gaeta und sandte den Perellos mit den Schiffen nach Porto Venere. Alfonsens Abreise verzögerte sich; denn der Visconte bat ihn, sich mit seiner Flotte gegen Savona zu wenden, welches damals noch in der Gewalt des Herzogs war. Aber ein anhaltend ungünstiger Wind verhinderte den König, den Haven zu verlassen, und als er die Fahrt antreten wollte, befand sich Savona bereits in den Händen der Genueser und der Herzog entließ ihn seiner Verpflichtung. Er segelte hierauf nach Gaeta, wo er am zweiten Februar 1436, ein Jahr nach dem Tode der Königin Johanna, anlangte. Frühling und Herbst vergingen im Hin- und Herreisen zwischen Gaeta und Capua und in den Zurüstungen eines neuen Heers. Er erbaute damals das Castell von Gaeta, wie es noch heutzutage vorhanden ist, und nahm den Minicuccio von Aquila mit 200 Lanzen in seinen Sold.[2] Während dessen hatte sich Jakob Caldora nach Apulien geworfen

[1] *Fazius.*

[2] *Summonte.*

und einen Krieg im Kleinen mit dem Fürsten von Tarent geführt, den jedoch ein Waffenstillstand beendigte. Denn im Oktober waren Minicuccio und Riccio von Montechiaro in den Besitz der Stadt Pescara gelangt und Chieti war abgefallen. Dorthin eilte der alte unermüdliche Caldora, wiewohl im tiefsten Schmerz über den Tod seines Sohns Berlingiero. Dieser hatte sich in Bari in einen Pagen verliebt, und als er sich des Nachts zu demselben schleichen wollte, ward er von einem Steinwurfe getroffen. Aus Scham verheimlichte er die Wunde und starb daran.[1]

Das Glück war indessen Alfonsen günstig. In Capua führte ihm der Fürst von Tarent seinen Vetter, den Grafen von Nola, zu, der zur catalanischen Partei übertrat. Alfons gab ihm seine Verwandte, Leonora von Aragonien, zur Gemalin und zur Mitgift Amalfi. Und als Leonora, damals in Spanien, sich dieser Verbindung widersetzte, befahl der König, sie mit Gewalt zu Schiff zu bringen.[2] Auch der Graf von Caserta fiel von der Königin ab. Mit Hülfe dieser Beiden gelang es, Scafati zu erobern, dessen feste Burg auf einer Insel im Sarno lag. Da jedoch Brücke und Ufer des schmalen Flusses besetzt waren, so konnte die Burg nicht lange widerstehn. Alfons schenkte diese Herrschaft dem Grafen von Nola, der auch Sarno besaß. Hierauf wandte er sich gegen Castellamare; die Stadt ergab sich, das Castell wurde erstürmt. Vergebens suchte er jedoch auf einem Zug durch die caudinischen Päße den Trojano Caracciolo, Sergianni's Sohn, der Graf von Avellino war, auf seine Seite zu locken. Als er zurückkehrte, überfiel ihn mitten in den Apenninen ein ungewöhnliches Schneegestöber, wodurch Viele seines Heers erkrankten. Der Fürst von Tarent bezog hierauf Winterquartiere in Apulien.

Isabella, die bereits einen Theil der nächsten Umgebungen Neapels in der Gewalt der Feinde sah, schickte den Ottino Caracciolo an den Papst nach Florenz, seinen Beistand anflehend. Eugen sandte ihr wirklich ein Hülfsheer, dessen Anzahl sehr

[1] *Giornali del Duca.*

[2] *Zurita.*

verschieden bezeichnet wird. Anführer desselben war Giovanni Vitellesco, Patriarch von Alexandrien.

Dieser merkwürdige Mann war in Corneto geboren. Nachdem er seine Studien in Bologna vollendet, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er sich zum Parteihaubt aufwarf. Ohne gelehrt zu sein, besaß er eine große Beredsamkeit und das Talent, die verwickeltsten Händel mit Leichtigkeit zu schlichten. Bald schloß er sich an den Tartaglia an, der sich damals in Toscanella aufhielt. Dieser benutzte ihn als Schreiber und zu Gesandtschaften, nicht selten auch zum Waffenhandwerk. Als Tartaglia in Aversa enthaubtet wurde, kehrte Vitelleschi nach Rom zurück, und Martin V., der seine Gaben zu schätzen wußte, ernannte ihn zum Protonotar. Noch günstiger war ihm das Glück, als Eugen IV. an die Regierung kam. Er hatte diesen Papst früher als Cardinal von Siena kennen gelernt und ihm in Viterbo, wo Eugen sich seiner Gesundheit wegen aufhielt, dienstfertig und hülfreich zur Seite gestanden.[1] Dessen erinnerte sich Eugen, der ein unterwürfiges Anschließen an seine Person besonders liebte, und ernannte ihn zum Bischof von Recanati und später zum Patriarchen von Alexandrien. Als hierauf der Papst durch einen Aufstand der Römer gezwungen ward, nach Florenz zu flüchten, Rom jedoch bald wieder durch eine List des Befehlshabers der Engelsburg in päpstliche Gewalt kam, ward Vitelleschi gesendet, um den Kirchenstaat auf's Neue zu unterjochen. Hierbei entfaltete er sein ganzes militärisches Talent und seine ganze Grausamkeit. Er war der Ruffo jener Zeit. Vor allem wütete er gegen die Savellen und Colonnesen. Palästrina, das den Letztern gehörte, ward dem Boden gleich gemacht. Den Antonio, Grafen von Pontadera, dessen Söldlinge, wie schon erzählt worden, die Campagna von Rom durchstreiften, nahm er bei Piperno gefangen und befahl, ihn an einen Oelbaum aufzuhängen. Als ihn Pontadera um eine seinem Range mehr angemessene Todesstrafe anflehte, ließ ihn der Patriarch höher

[1] *Garimberti*, Fatti memorabili di alcuni Papi e di tutti i Cardinali passati.

als die Uebrigen und mit zwei Stricken zugleich aufknüpfen.[1] Pontadera's Neffen erlitten später auf dem Capitol dieselbe Strafe. Als hierauf der Patriarch seinen Einzug in Rom hielt, ward er mit großem Jubel empfangen. Theils weil er die unruhigen Barone ausgemärzt, theils weil er die Kornpreise (denn es herrschte eine große Theurung) herabgesetzt hatte. Magistrat, Priester und Volk, mit Fackeln uud Olivenzweigen in den Händen, gingen ihm bis zum Lateran entgegen und führten ihn unter einem prächtigen Baldachin, der dann dem Volk zur Beute überlassen wurde, bis S. Lorenzo in Damaso, wo der Patriarch vom Pferde stieg und den Hochaltar küßte. Hierauf wurde ihm von der Bürgerschaft eine große Geldsumme in einem goldnen Becher überreicht.[2]

Sechstes Kapitel.

Es war im April 1437, als der Patriarch die Gränzen des Königreichs überschritt, wohin er schon früherhin einen Streifzug unternommen hatte. Alfons, der ihm ohne die Hülfe des Fürsten von Tarent nicht gewachsen war, wollte sich auf den Rat der Catalanen nach Gaeta zurückziehn. Die neapolitanischen Barone vermochten ihn jedoch, in Campanien zu bleiben, und da Capua nicht hinlänglich mit Lebensmitteln versorgt war, zog er sich mit dem Heere nach Tiano. Der Patriarch eroberte Ceperano nebst andern Castellen und drang in Campanien ein. Da er sich nicht stark genug fühlte, um Capua zu belagern, bat er die Königin um Hülfstruppen, und Isabelle sandte den Antonio Caldora, Sohn des Connetabels, mit 800 Reitern.

[1] *Jovius*, Elogia.
[2] *Paolo Petroni*, Mesticanza, im Muratori.

Antonio jedoch verließ das Heer, um seine Gemalin zu besuchen, und während dessen ward sein Stellvertreter vom Ventimiglia geschlagen, und fast alle gerieten in Gefangenschaft. Hierauf entsagte der Patriarch der Belagerung von Capua und begab sich nach Neapel, wo ihn Isabella mit Ehrenbezeugungen empfing. Doch zeigte sich bald, daß die Caldoresken, auf seinen Einfluß eifersüchtig, ihn zu unterstützen wenig geneigt seien. Nach drei Tagen zog er sich gegen Aversa und sodann durch die caudinischen Pässe nach Montesarchio, das er verbrannte und plünderte.

Unterdessen hatte Alfons den Fürsten von Tarent herbeigerufen, und dieser schlug ein Lager bei Montefuscolo, während Ventimiglia auf der andern Seite herankam, um den Weg nach Benevent abzuschneiden. Der Patriarch schickte hierauf eine Schaar nach Benevent, um Lebensmittel herbeizuführen, indem er vier Schwadronen in den Hinterhalt legte. Der Fürst eilte heran, um sich der Lebensmittel zu bemächtigen, ward aber plötzlich überfallen und mußte sich in sein Lager zurückziehn. Die Folge dieses Sieges war, daß die Burg von Montesarchio, die bisher widerstanden hatte, sich ergab, worauf der Patriarch am frühen Morgen des andern Tags das Heer des Fürsten unversehens angriff und in die Flucht schlug. Der Fürst, der durch einen Weinberg entfloh, verwickelte sich in die Reben, das Pferd stürzte und er selbst ward gefangen.[1] Als der Papst diese Nachricht erfuhr, schickte er dem Patriarchen den Cardinalshut. Auch Jakob Caldora, der ein Todfeind des Fürsten war, näherte sich nun dem Vitelleschi. Beide hatten eine Zusammenkunft im Lager des Letztern, sie umarmten sich und wechselten ihre gegenseitigen Ansichten über die Führung des Kriegs. Doch war dieß Bündniß von kurzer Dauer. Der Papst, der der Familie Orsino vielfach befreundet war, befahl den Fürsten von Tarent zu befreien, wenn er die päpstlichen Zeichen aufzupflanzen geneigt sei, wozu sich Gian Antonio verpflichtete. Hiedurch fanden sich aber sowohl die Königin als Caldora beleidigt. Schwer ist es übrigens,

[1] *Collenuccio.*

während dieses ganzen Bürgerkriegs, bei so widersprechenden Nachrichten, den wahren Zusammenhang der Begebenheiten auszumitteln. So viel scheint gewiß, daß der Cardinal Vitelleschi das Land eher im Namen der Kirche, als für den König Renatus zu erobern wünschte, während Caldora bei der provenzalischen Partei seinen Vortheil zu finden glaubte, wiewohl er auch mit Alfons mehrmals Unterhandlungen anspann.[1]

Wiewohl nun Caldora und Vitelleschi einige feste Plätze gemeinschaftlich eroberten, so wurde doch Alfons bald benachrichtigt, daß zwischen beiden eine neue Entfremdung eingetreten sei, wozu die Freilassung des Orsino, wie es scheint, den Anstoß gegeben. Der Cardinal zog allein nach Salern; Alfons hatte sich in's Nolanische geworfen, um ihm entgegenzugehn, dem er nach dem Abmarsche Caldora's beinahe überlegen war. Da kamen ein Paar Vitelleskische Reiter in's Lager des Königs, die diesem vorstellten, daß der Cardinal leicht zu einem Waffenstillstande die Hand bieten würde, wozu sich Alfons geneigt zeigte. Doch glaubte er zu diesem Zweck das Vitelleskische Heer noch mehr in die Enge treiben zu müssen, und eilte gegen Salern. Auf dem Wege schlug er eine Schaar Hülfstruppen, welche unter dem Befehl eines Deutschen von Montefuskolo herbeikamen, und nahm einen großen Theil derselben gefangen. Der Cardinal ging hierauf einen zweimonatlichen Waffenstillstand ein, und versprach zwischen König und Papst den Frieden zu vermitteln. Alfons schlug bald nachher ein Lager zwischen Aversa und Neapel, um der Haubtstadt die Lebensmittel abzuschneiden. Die Königin Isabella jedoch wandte Alles an, um den Cardinal mit Caldora auszusöhnen, und es gelang ihr mittelst des Erzbischofs von Benevent. Die beiden Heere vereinigten sich und zogen die ganze Nacht hindurch, bei Fackelschein, gegen das königliche Lager. Ein aragonisch gesinnter Baron hatte dem Könige zwölf Briefe in verschiedenen Richtungen zugesandt, die ihn von der bevorstehenden Gefahr benachrichtigen sollten. Alle, bis auf einen,

[1] *Zurita.*

wurden aufgefangen.[1] Alfons jedoch, theils wegen der Entzweiung der Gegner, theils wegen des mit Vitelleschi abgeschlossenen Vertrags, schenkte der Nachricht keinen Glauben und setzte sich ruhig zur Tafel. Plötzlich erschien ein Bote, welcher aussagte, daß die Feinde bloß noch eine Millie entfernt seien. Alfons stieß den Tisch um und schwang sich auf's Pferd, den Weg nach Capua einschlagend. Nur ein geringer Theil der Mannschaft konnte ihm folgen. Doch dienten ihm die Sümpfe, die sich zwischen Capua und Aversa befinden, zum Anhaltspunkt, und die beutelustigen Feinde zeigten keine Lust, sich der starkbesetzten Brücke zu bemächtigen. Gepäck und Hausrat nebst vielen Gefangenen fielen in ihre Hände. Auch die Aversaner machten einen Ausfall in's Lager des Königs, wo sie das Fleisch noch an den Spießen und die Tische gedeckt fanden.[2]

Caldora und Vitelleschi begaben sich hierauf nach Neapel, wo jedoch neuerdings offene Feindseligkeit zwischen Beiden ausbrach. Der Cardinal hatte von der Königin die Uebergabe von Aversa verlangt, theils um seine Gefangenen unterzubringen, theils um einen festen Wohnort im Königreich zu besitzen. Caldora hatte sich im Staatsrate diesem Ansinnen widersetzt und Isabella es abgeschlagen. Hierauf wandte sich Caldora nach seinen Besitzungen in den Abruzzen, und der Cardinal beschloß nach Apulien zu ziehn, um jene reichen Provinzen zu brandschatzen. Hierüber waren besonders die Bürger von Trani, einer sehr wohlhabenden Stadt, erschrocken. Ein großer Theil der Einwohner war erst vor Kurzem vom Judenthum zur christlichen Religion übergetreten und fürchtete für die unter der Aegide des alten Glaubens erworbenen Schätze. Sie schickten daher die Schlüssel der Stadt an Alfons, welcher versprach, in Kurzem einige Galeeren zu senden, um das Castell, das noch in den Händen der Gegner war, von der Seeseite zu belagern. Dorthin wandte sich nun Vitelleschi und ging zuerst nach Andria, wo der Fürst von Tarent sich aufhielt. Aber bald kam es

[1] *Collenuccio. Fazius.*

[2] *Giornali del Duca.*

zwischen den Vitelleskern und den Bürgern zu einem blutigen Kampf, und nur mit Mühe gelang es dem Fürsten, die Ordnung herzustellen. Der Verdacht des Cardinals, der dem Fürsten bereits mißtraute, vermehrte sich, als dieser wegen Gesundheitsrücksichten sich weigerte, gegen Trani mitzuziehn. Doch gewährte er dem Cardinal einen großen Theil seiner Reiterei.

Die von Trani, an deren Spitze Paolo Palagano stand, hatten zwischen der Stadt und dem Castell, das auf einer Landzunge liegt, einen tiefen Graben gezogen, um einen Ausfall unmöglich zu machen. Um denselben zu überschreiten, ließ Vitelleschi die Reiter absitzen; aber die Reiterei des Fürsten weigerte sich zu gehorchen, und der Cardinal, der sich verraten glaubte, verließ Trani und zog mit den Seinigen nach Bisceglia und Giovinazzo, wo er Alles vorsätzlich verheeren ließ. Für jeden abgehauenen Olivenstamm gab er seinen Söldlingen einen Ablaß von hundert Tagen.[1] Als er aber mit jedem Augenblick den aragonischen Schiffen entgegensehn mußte und die ganze Macht des Fürsten von Tarent im Rücken hatte; als endlich Caldora, an den er Boten geschickt, sich weigerte, ihm zu Hülfe zu eilen, verließ ihn der Mut. Auf einer kleinen Barke schiffte er sich nach Ancona ein und ging von dort nach Ferrara, wo damals Eugen mit dem griechischen Kaiser eine Kirchenvereinigung bezweckte. Noch einige Zeit gelang es ihm, sich in der Gunst des Papstes zu erhalten und einem großen Theile des Kirchenstaats vorzustehn. Doch endlich stürzten ihn seine eigene Ränke oder der Haß des Patriarchen von Aquileja, von welchem Eugen beherrscht wurde. Vitelleschi ward beschuldigt, ein geheimes Verständniß mit Niccolo Piccinino, dem Feldhaubtmann des Visconte, zu unterhalten, und als er eben im Begriff war, mit seinem Heere Rom zu verlassen, um nach Toscana zu ziehn, und vorher noch den prachtvollen Pallast in Augenschein zu nehmen, den er sich in Corneto erbaut hatte, hielt ihn der Befehlshaber der Engelsburg auf der benachbarten

[1] *Giornali del Duca.*

Brücke an, und lockte ihn unter einem Vorwande bis an's Thor des Castells, wo er von den Wachen gefangen genommen, und da er sich zur Wehre setzte, verwundet wurde. An diesen Wunden starb er bald darauf, oder, wie es wahrscheinlicher ist, an Gift.[1]

Die Truppen, die er in Apulien zurückgelassen, wußte Caldora an sich zu ziehn, und diesem fiel auch der reiche Hausrat des Cardinals in die Hände. Die Burg von Trani jedoch, zu Land und See belagert, übergab sich nach tapferm Widerstand, und die genuesischen Galeeren, die ihr zu Hülfe eilen wollten, kamen zu spät. Der Fürst von Tarent ließ die päpstlichen Zeichen von den Zinnen seiner Schlösser abnehmen und erklärte sich wieder offen für Alfons.

Siebentes Kapitel.

Endlich im April 1438 langte in Neapel die Nachricht von der Befreiung des Renatus an. Er mußte dem Herzog von Burgund ein ungeheures Lösegeld bezahlen und vier lothringische Festungen zum Pfand geben.[2] In der Provence mit Freudenbezeugungen aufgenommen und die Stände um Geld bittend, schiffte er sich mit fünf Galeeren nach Genua ein. Die Genueser gaben ihm sieben Schiffe zur Begleitung und zwei andere fand er in Porto Venere. In Porto Pisano kam ihm Francesco Sforza entgegen und bot ihm seine Dienste an. Renatus lehnte sie ab, sei es aus Geldmangel, sei es, weil er fürchtete, Caldora's Eifersucht zu erregen. Zu Neapel landete er an der Magdalenenbrücke und begab sich in's Castel Capuano. Der Papst hatte ihm die Investitur zugeschickt und am folgenden

[1] *Bonincontrius. Garimberti.*

[2] *Barante.*

Himmelfahrtstage ritt er, die Krone auf dem Haubt, durch die Stadt. Auf das Verlangen seiner Gemalin schlug er sieben und zwanzig vornehme Jünglinge zu Rittern und die damit verbundenen Feste waren vom größten Jubel des Volks begleitet, das den ganzen Krieg für beendigt hielt. Aber Geldmangel vermochte ihn, die genuesische Flotte wieder zu entlassen, und als seine Armuth bekannt wurde, nahm sein Anhang bedeutend ab.[1] Caldora wurde nun aus Apulien, Micheletto aus Calabrien herbeigerufen, und Beide stellten ihre Söldnerschaaren dem neuen Könige vor. Ich vermag, sagte ihm Caldora, deiner Majestät kein andres Geschenk zu machen, als diese Leute, und sterbe zufrieden, dein Angesicht gesehn zu haben; denn da ich alt bin, will ich mich zurückziehn, um auszuruhn. Renatus' versetzte: Im Kriegshandwerk seien die Alten die Erfahrensten und er hoffe, seines väterlichen Rats zu genießen.

Hierauf ging Caldora nach Scafati und nahm es ein. Da jedoch Alfons in die Abruzzen gezogen war, fürchtete Caldora für seine Güter, und entbot den Micheletto mit seinen Heerhaufen zu sich, um dem Könige desto sicherer die Spitze bieten zu können. Micheletto bat ihn, noch ein Paar Tage Geduld zu haben, worauf er ihm folgen wolle. Caldora, darüber entrüstet, ließ ihm sagen, er möchte nur zu den Stieren von Calabrien zurückkehren; worauf Micheletto erwiederte, Caldora möchte nach Belieben die Schafe in den Abruzzen heimsuchen.[2]

Alfons war unterdessen gegen Sulmona vorgerückt und diese Stadt hatte ihm ihre Schlüssel übersandt. Caldora folgte ihm und schlug ein festes Lager bei Casa Candidella unweit Sulmona. Beide Heere standen sich hier gegenüber, nur ein Bach trennte sie. Aber Alfons vernahm, daß Francesco Sforza nördlich durch die Marken in's Königreich eingedrungen, um die Besitzungen des Josua Acquaviva, seines persönlichen Feindes, zu verwüsten, der einer der Feldhaubtleute des Königs war. Dieser, um nicht von beiden Seiten eingeschlossen zu werden,

[1] *Giornali del Duca.*

[2] *Cronica di Napoli.*

vermied eine Schlacht mit Caldora und zog sich nach Celano und Alba, die er eroberte. Sforza stand indessen in Atri und rückte nicht weiter vor, wahrscheinlich durch den Visconte zurückgehalten, der ihm seine Tochter Bianca zur Ehe versprochen hatte; wiewohl florentinische Geschichtschreiber behaupten, der Visconte hätte ihn geflissentlich, als gelegentliches Schreckbild gegen Alfons, in die Abruzzen einrücken lassen. Alfons schickte ihm drei schöne Pferde und ein prächtiges, mit Perlen gesticktes Kleid. Zugleich bot er ihm den Stab des Großconnetabels und den Besitz von Salern an. Sforza schickte die Geschenke zurück, mit dem Bemerken, daß er bessere Pferde besitze als der König.

Caldora beschwor hierauf den Renatus, sich mit ihm zu vereinigen[1], um den Krieg mit Einem Schlage zu beenden. Renatus machte sich mit Micheletto auf den Weg, und in Torello erschien vor ihm der Graf von Caserta und huldigte ihm. Bei Sulmona vereinigten sich die beiden Heere; doch mißlang die Einnahme dieser Stadt. Die Aquilaner jedoch, der französischen Partei leidenschaftlich ergeben, sandten ihm 7000 Mann Fußtruppen, so daß das Heer des Renatus bis zu 18,000 Mann stieg.[2] Alfons erhielt hievon Nachricht, als er bei Castelvecchio sich sorglos dem Vergnügen der Jagd hingab. Er floh hierauf mit den Seinigen in's Lager. Doch Renatus bezweckte keinen Ueberfall. Er sandte Alfonsen einen Herold mit dem blutigen Eisenhandschuh, um ihn zur Feldschlacht, Heer gegen Heer, herauszufodern. Alfons nahm den Handschuh an und beschenkte den Herold reichlich, erwiederte jedoch, daß ihm selbst als Gefoderten die Wahl des Kampfplatzes gebühre. Er bescheide daher seinen Nebenbuhler binnen acht Tagen nach Terra di Lavoro zwischen Acerra und Nola.[3] Diesem Rufe zu folgen, war Renatus keineswegs geneigt, da er sich der Abruzzen mit leichter Mühe zu bemächtigen hoffte. Er eroberte verschiedene Castelle und ward in Aquila mit großem Jubel empfangen. Dort hatte

[1] *Cronica di Napoli. Zurita.*
[2] *Giornali del Duca.*
[3] *Fazius.*

er mehrfache Unterredungen mit Fra Bernardino von Siena, der nachmals heilig gesprochen wurde, und besuchte dessen Predigten mit seinen Feldhaubtleuten.[1] Durch die Geschenke der Aquilaner unterhielt er noch eine Zeitlang sein großes Heer; doch als der Sold erschöpft war, verließ es ihn größtentheils.

Alfons erwartete unterdessen an der anberaumten Stelle den Feind, und als dieser nicht erschien, ließ er ein öffentliches Instrument darüber ausfertigen. Hierauf zog er durch die caudinischen Pässe nach Arpaja, bemächtigte sich der Stadt und nahm den Marino Boffa, dem sie gehörte, gefangen. Mit diesem versöhnte er sich, und ließ ihm seine übrigen Castelle abtreten, um sie ihm nach vollendetem Kriege zurückzustellen. Als der Graf von Caserta hörte, daß der König sich gegen seine Besitzungen wende, kam er in's Lager und schwur ihm abermals den Eid der Treue, indem er seinen Sohn als Geißel zurückließ; nicht ohne das Gespött des Lagers, wo man ihm vorwarf, in zwei Jahren die Feldzeichen fünfmal gewechselt zu haben.[2]

Nachdem Alfons sich auch mit den Grafen aus der Familie Zurlo verständigt, rückte er gegen das Ende Septembers vor Neapel, um es zu Land und Meer zu belagern. Seine Galeeren beliefen sich auf zwölf, sein Landheer auf 15,000 Mann. Neapel fand sich entblößt, da fast die ganze kriegsfähige Jugend den Renatus begleitet hatte. Ottino Caracciolo lag krank im Bette. Doch waren vier genuesische Schiffe in der Nähe, welche Lebensmittel herbeigeführt hatten, und es gelang diesen, ihre Mannschaft an's Land zu bringen, um der bedrängten Stadt beizustehn. Alfons bezog ein Lager auf der Nordseite und nahe dabei hatte sich der Infant Don Pedro mit seinem Heerhaufen gelagert; unweit der Carmeliterkirche, in welcher Conradins Grab. Eines Tags, als eben der Infant die Seinigen anfeuerte, traf ihn

[1] *Cirillo*, Annali della città dell' Aquila. Im S. Bernardino zu Aquila bewundert man noch heutzutage das schöne Grabmal des Heiligen aus der besten Zeit der Kunst.

[2] *Zurita. Cronica di Napoli.*

eine Kugel vom Glockenthurm jener Kirche. Sie zerschlug ihm den Schädel, den sie mit sich in's nahe Meer führte. Alfons erhielt diese Botschaft, als er eben in der Magdalenenkirche die Messe hörte. Doch erhob er sich nicht eher von den Knieen, als bis der Gottesdienst beendigt war. Hierauf ließ er sich zum Leichnam seines Bruders führen, und weinend öffnete er dessen Harnisch und küßte die nackte Brust, indem er ausrief: Frater laborum et gloriae nostrae particeps, aeternum vale! [1]

Don Pedro starb im siebenundzwanzigsten Jahr seines Alters, an Schönheit und Tapferkeit hervorragend, zum Krieger geboren. Ein Calabrese hatte die seidene Mütze des Infanten gefunden und brachte sie in die Stadt zur Königin Isabella. Doch empfing diese die Nachricht unter Thränen, den Tod eines Verwandten in ihm beklagend. Sie bot Alfonsen an, den Infanten in der Stadt begraben zu lassen, und wollte ihm den ganzen Clerus heraussenden. Alfons lehnte es ab und ließ den Leichnam in einer verpichten Kiste nach dem Castel dell' Ovo bringen, um ihm dermaleinst ein feierliches Leichenbegängniß zu bereiten.

Sechs und dreißig Tage stand der König vor Neapel. Da traten so heftige und andauernde Regengüsse ein, daß es unmöglich schien, sich länger im Lager zu halten. Gott wolle nicht, hieß es, daß Neapel genommen werde. Schon Don Pedro's Tod hatte die Soldaten entmutigt; denn man schrieb seinen Fall einer göttlichen Strafe zu, weil er die Kirche hatte beschießen lassen. Zugleich tischten die Priester ein Wunder auf, dem auch der König Glauben schenkte. Er zog sich hierauf nach Capua und der Fürst von Tarent nach Apulien.

[1] *Mazzella. Fazius.*

Achtes Kapitel.

Als Renatus von der Belagerung Neapels Kunde erhielt, zog er aus, die Haubtstadt zu retten und schickte den Caldora gegen Ventimiglia, der ihm den Weg versperren wollte. Ventimiglia ward geschlagen und Renatus drang bis Neapel vor. Caldora kehrte sogleich in die Abruzzen zurück, und nahm den einzigen Sohn des Herzogs von Sessa, den er gefangen genommen, mit sich, da er ein großes Lösegeld für denselben erwartete. Dem Renatus, der seine persönliche Hülfe verlangte, machte er Vorschüsse, wofür ihm dieser Aversa verpfändete. Noch ehe dieß geschah, hatte Alfons Caivano, einen zwischen Neapel und Caserta gelegenen Ort, erobert, welchem Renatus wegen Geld- und Truppenmangel keinen Beistand verleihen konnte. Doch fiel Caivano in seine Hände, nachdem Alfons sich gegen Ponte corvo gewandt hatte, um keinen Feind im Rücken zu behalten. Alfons kehrte nun sogleich zurück und bemächtigte sich des Städtchens abermals, worauf er seine Truppen nach Mondragone legte. In seine Fahnen hatte er einen gekrönten Drachen als Sinnbild der Wachsamkeit aufgenommen, im Gegensatz eines andern Emblems des Renatus, welches einen Stier vorstellte, mit der Aufschrift: Pas à Pas. [1]

Um diese Zeit erschien ein französisch gesinnter Priester aus Pozzuoli vor dem Renatus und versprach, das Castel dell' Ovo in dessen Gewalt zu bringen. Unter der Besatzung befinde sich einer seiner Freunde und Landsleute, Namens Giacomo Cecato, Schwiegersohn des Castellans, und ihn hoffe er vermittels Versprechungen leicht zu überreden. Renatus verhieß ihm eine bedeutende Belohnung und der Priester offenbarte seinem Freunde den Vorschlag. Giacomo ging scheinbar darauf ein, theilte jedoch sogleich den Plan seinem Schwiegervater mit, der sich darüber bei Arnaldo Sanz, einem Catalonier, der im Castel nuovo befehligte, Rats erholte. Arnaldo schlug vor, sich einer List zu bedienen, um den Feind in die Falle zu locken.

[1] *Mazzella.*

Giacomo mußte mit ein Paar Franzosen, die Renatus unter dem Vorwande der Auswechslung von Gefangenen in's Castel dell' Ovo geschickt hatte, sich besprechen, und zeigte sich bereitwillig, in einer anberaumten Nacht, wo er die Wache hatte, das Castell zu überliefern. Renatus schickte zuerst fünf Mann und zwei Trompeter voraus, welche letztere, nachdem die beiden ersten Thore in ihrer Gewalt seien, ein Zeichen geben sollten. Jene Fünf wurden von Giacomo festgehalten, und die Trompeter zum Blasen gezwungen. Nun ließ Renatus die Seinigen über den Brückendamm nach dem Inselcastell vorrücken, während die Besatzung auf den Mauern stand, um sie mit Steinen zu zerschmettern. Da jedoch die Nacht sehr finster war, so hatten die Aragonesen ihre Feinde nicht nahe genug herankommen lassen; die List wurde bald entdeckt, und nur Wenige waren verwundet. [1]

Dieser Vorfall hatte jedoch sehr bedeutende und für Alfons nachtheilige Folgen. Bald hierauf nämlich ließ Arnaldo Sanz die genuesischen Schiffe bombardiren, die sich noch immer, unter Anführung des Niccolo Fregoso, im Haven befanden. Da geschah es, daß ein Stein (denn eiserner Kugeln scheint man sich noch selten bedient zu haben) unmittelbar bei dem Fregosen, der eben Geld zählte, niederfiel und das Schiff namhaft beschädigte. Niccolo schwur, dafür Rache zu nehmen. Er ließ auf dem Dach einer am Molo gelegenen Kirche eine Baliste aufpflanzen, und das Castell dergestalt mit Steinwürfen übersäen, daß die Wachen sich nicht mehr zu halten vermochten. Arnaldo schickte hierauf eine Barke in's Castel dell' Ovo, und ließ jene fünf gefangenen Franzosen herbeiführen, welche er den Geschossen der Wurfmaschine aussetzte. Als die Genueser gleichwohl fortfahren wollten zu schießen, eilte ein französischer Anführer herbei, beschützte seine Landsleute, und foderte den Fregosen auf, statt einer ungerechten, lieber eine ruhmwürdige Rache zu nehmen, und den Thurm S. Vincenzo, der dem Castel nuovo zum größten Schutz gereiche, zu erobern. Er selbst wolle ihm hierin mit

[1] *Fazius.*

den Seinigen beistehn. Niccolo willigte ein und Renatus ward davon benachrichtigt.

Der Thurm S. Vincenzo lag unweit des Castells, auf allen Seiten vom Meer umgeben; eine starke Mauer schützte ihn von der Seeseite gegen die Brandung. Arnald sandte sogleich zwanzig der Tapfersten nach dem Thurm, die jeden Versuch der Uebergabe sich selbst dadurch zu vereiteln suchten, daß sie die Schlüssel in's Meer warfen.[1] Aber Arnaldo, dessen Pulvervorrat erschöpft war, konnte nicht verhindern, daß eines der Schiffe zwischen Thurm und Castell seine Stellung nahm, so daß der erstere von allen Seiten umschlossen und bestürmt wurde. Die Besatzung stand auf der Plattforme, welche den Thurm umgab; aber das Geschütz der umringenden Feinde wirkte so heftig, daß Jene, bereits alle verwundet, in's Innere zurückzuweichen gezwungen waren. Die Franzosen bemächtigten sich der Plattforme und es gelang ihnen, nach siebenstündigem Gefecht, die Thüre des Thurms in Brand zu stecken, worauf sie hineindrangen, und die Besatzung zwangen, die Waffen niederzulegen. Renatus, die Tapferkeit der Feinde ehrend, ließ die Verwundeten verpflegen. In ihm war hiedurch der Gedanke aufgestiegen, sich auch des Castells zu bemächtigen, da er bemerkt hatte, daß es gänzlich an Pulver fehle. Hierin bestärkte ihn ein Soldat, der sich aus dem Castell an einem Seile heruntergelassen; dieser verriet ihm, daß die Lebensmittel beinahe aufgezehrt seien.

Sobald Alfons, der in Gaeta stand, Nachricht von der Einnahme des Thurms erhielt, sammelte er seine Truppen und zog gegen die Haubtstadt, nur daß er zuerst noch die Ankunft des Fürsten von Tarent erwarten wollte. Eine zweite Verzögerung wurde ihm durch List eines gewissen Marco Persico bereitet, der als scheinbarer Ueberläufer ihm versprach, die Carmeliterkirche Neapels, welche am Ausgange eines Thors nach der Seeseite gelegen und stark befestigt war, in seine Gewalt zu bringen. Doch müßte man, der Sicherheit wegen, den Neumond abwarten.

[1] *Fazius.*

Unterdessen hatte Renatus vor dem Castel nuovo ein Lager geschlagen, das er mit einem Walle und doppelten Graben umzingelte. Zugleich wurde eine Balkenkette vom Thurm S. Vincenzo bis zum Molo gezogen, und dieselbe durch die genuesischen Schiffe bewacht. Endlich kam der König Alfons über die Berge herbei und lagerte auf dem Pizzofalcone, welcher damals außerhalb der Stadt lag. Doch war diese Stellung, da sie dem Geschütz von S. Elmo ausgesetzt war, unhaltbar. Einzelne Kämpfe entspannen sich nun zwischen beiden Lagern, und unter Andern drang Pierluigi Origlia, des Renatus Haushofmeister, in's aragonische Lager ein, um seine Lanze zu brechen. Alfons bewunderte dessen Tapferkeit und verbot, bei dem Verlust der beiden Hände, nach dem Origlia mit einem Feuergewehr zu zielen. Bloß Schwert und Lanze seien gegen ihn erlaubt. [1]

Um diese Zeit wollten sich die Provenzalen eines Geschützes bemächtigen, das vor dem Thore des Castells aufgepflanzt war. Sie drangen mit Ungestüm vor, befestigten an der Kanone ein Seil und zogen sie gegen den Molo zu. Aber Arnaldo ließ sogleich eine Menge Steine auf sie hinabwerfen und unmittelbar darauf machten die Catalanen einen Ausfall, trieben den Feind zurück, zerschnitten das Seil mit den Schwertern und brachten die Kanone im Triumph zurück. Bei diesem Anlasse hatten sich drei genuesische Schiffe jenseits des Molo gezogen, und diesen Augenblick benutzte der Castellan des Castel dell' Ovo, um ein Bot mit 38 Mann und einigen Lebensmitteln nach dem Castel nuovo zu senden, welche glücklich, wiewohl nicht ohne hartnäckigen Kampf, ihre Bestimmung erreichten. Bald darauf gelang es auch dem Arnaldo, durch zwei in einem Kahne befindliche Seesoldaten die Havenkette zu brechen, indem sie einen eisernen Haken daran befestigten, welcher vom Castell aus durch ein Seil gelenkt wurde. Doch frommte dieses Wagestück wenig, da die Genueser ihre Wachsamkeit verdoppelten. Indessen unterhielt Arnaldo seinen Verkehr mit Alfons durch einen Schwimmer, der die in einer

[1] *Collenuccio.*

Wachskugel verpichten Briefe unter dem Wasser beförderte.[1] Da im Castell die Lebensmittel sowohl, als Steine und Wurfgeschütz völlig ausgingen, vergönnte Alfons dem Castellan in Unterhandlungen einzugehn. Er selbst zog sich mit dem Heere nach Castellamare, weil in seinem Lager, das beständig von S. Elmo beschossen wurde, die größte Unzufriedenheit überhand nahm. Man wolle gern, hieß es, im Kampfe sterben; aber nicht wie Ziegen erlegt werden.

Um diese Zeit waren Gesandte des Königs von Frankreich angekommen, die den Frieden vermitteln sollten. Wolle Alfons (so wurde vorgeschlagen) dem Renatus einen jährigen Waffenstillstand bewilligen, so solle nach Ablauf dieser Zeit das Castel nuovo sein gehören, unterdessen aber in der Gewalt der Gesandten verbleiben, denen es Arnaldo um freien Abzug bereits übergeben hatte. In diesen Vorschlag einzugehn, war Alfons wenig geneigt. Da geschah es, als sich die Abgesandten, von Neapel aus, zum Könige begeben wollten, daß sie auf dem Wege von catalanischen Kriegsknechten überfallen und geprügelt wurden. Hierüber erbittert, reisten sie sogleich ab und übergaben das Castell dem Renatus, die Rache ihres Monarchen androhend.[2] Diese blieb jedoch aus, da Carl VII. zu viel bei sich selbst beschäftigt war. Die Uebergabe erfolgte im August 1436.

Alfons ging hierauf von Castellamare nach Salern, welche Stadt er, nicht aber das feste Schloß, einnahm und dem Raimund Orsino schenkte. Sodann eroberte er Capaccio, versöhnte sich mit den Sanseverinen und ging nach Campanien zurück, als er hörte, daß Jakob Caldora aus den Abruzzen herannahe. Er versperrte diesem den Uebergang des Volturno, unweit S. Agata. Caldora, welchem ohnedem die Nachricht zukam, daß Neapel an Lebensmitteln Mangel habe, zog sich in's Beneventanische. Hier wollte er seine Soldaten in eine kleine Stadt, Namens Colle, einquartieren; doch widersetzte sich der Magistrat. Caldora beschloß nun, die Stadt mit den Waffen zu nehmen. Als er nun

[1] *Fazius. Costanzo.*

[2] *Giornali del Duca.*

außerhalb derselben mit dem Grafen Altavilla und einigen Andern spazieren ritt, rühmte er sich, bald gewaltsam nach Neapel vordringen zu wollen. Er habe siebzig Jahre, doch fühle er die Kraft eines Fünfundzwanzigjährigen. Aber bei diesen Worten überfiel ihn ein Schlagfluß, und er stürzte, von den Seinigen aufgefangen, vom Pferd.[1] In's Zelt getragen, starb er bald nachher, im November des oben erwähnten Jahrs und ward in Sulmona begraben. Er hinterließ den Ruf des erfahrensten Feldherrn seiner Zeit und des habgierigsten. Uebrigens besaß er außerdem eine große Beredsamkeit und jene feinere Bildung, die nur aus Büchern erlernt wird. Den Herzogstitel, der ihm ertheilt ward, legte er sich niemals bei. Auf dem Harnisch seiner Pferde und den Bedeckungen der Wagen war folgendes Motto angebracht: Coelum coeli Domino, terram autem dedit filiis hominum.

Neuntes Kapitel.

Bald hierauf geschah es, daß Acerra sich dem König Alfons übergab, und seinen ehemaligen Herrn, den Fürsten von Tarent, zurückverlangte. Nun ward auch, trotz des strengen Winters, Aversa eingenommen und das feste Schloß durch Giovanni Ventimiglia belagert. Renatus, der ganz Campanien in den Händen des Königs sah, und dem Aversa wegen der Zufuhr von Lebensmitteln vor allem wichtig war, entbot den Antonio Caldora mit seinem Heere nach Neapel. (Denn dieser hatte sich nach den Abruzzen gezogen, weil er, nach dem Tode seines Vaters, einen Abfall der Vasallen befürchtete.) Zugleich bestätigte ihn Renatus in den Lehen und Würden seines Vaters. Aber Antonio entschuldigte sich, daß er als neuer Feldherr, ohne

[1] *Cronica di Napoli.*

vorher die Truppen zu besolden, einen solchen Zug nicht wagen könne; vielmehr solle sich Renatus nach den Abruzzen begeben, wo er die ihm ergebenen Provinzen leicht zu einer Beisteuer bewegen könne. Renatus, der einen Verrat von Seiten Antonio's besorgte, wollte demselben jede Ausflucht abschneiden, und beschloß, ihm nach Apulien entgegenzukommen. Mit den Truppen war dieß unmöglich, theils weil sie der Macht Alfonsens nicht gewachsen waren, der alle festen Plätze in seiner Gewalt hatte; theils weil Neapel nicht entblößt werden durfte. Er bediente sich daher einer List und ließ öffentlich bekannt machen, daß er seine Sache für verloren erachte und auf einem genuesischen Fahrzeuge nach der Provence zu schiffen gewillt sei. Diese Nachricht wurde sogleich dem König von Aragon hinterbracht, der Neapel bereits für erobert hielt, weßhalb dann auch die Zugänge von Campanien nachlässiger bewacht wurden.[1]

Da ließ Renatus gegen Ende Januars 1440 eine Anzahl seiner Getreuesten bei Nacht zu sich einladen, theilte ihnen seinen Plan mit, heimlich zu den Caldoresken zu entfliehn, und empfahl ihnen seine Gemalin und Kinder. Vierzig Ritter begleiteten ihn und einiges Fußvolk. Mehrere junge neapolitanische Edelleute gingen zu Fuß mit, da sie keine Zeit mehr fanden, ihre Pferde zu holen. Einsame Feldwege einschlagend, sahn sie sich mit Tagesanbruch im Angesichte Nola's. In Bajano wurden sie angehalten und gaben sich für Aragonesen aus, die Summonte erobern wollten, indem sie „Orso, Orso,“ den orsinischen Kriegsruf, ertönen ließen, der von Denen in Bajano wiederholt wurde. Bei hellem Tage schien es nicht länger ratsam, auf offenkundigen Straßen zu verweilen, und Fra Antonello, ein Mönch aus Monte Vergine (einem berühmten Wallfahrtsort bei Avellino), führte sie über's Gebirg, wo sie jedoch einige Fuß hoch Schnee trafen. Dabei trat Regen und Schneegestöber ein und Mehrere verunglückten. Auch fehlte es an Nahrungsmitteln. Nur ein Soldat hatte dreizehn Brode und eine Flasche Wein

[1] *Giornali del Duca. Cronica di Napoli.*

bei sich, die Renatus selbst unter die Ermatteten vertheilte. So kamen sie nach S. Angelo della Scala, einem befreundeten Ort, der dem Ottino Caracciolo zugehörte. Der Castellan empfing den Monarchen auf's Beste, und gab ihm seine Kleider zum Wechseln, da Renatus durchnäßt war und die Mantelsäcke verloren gegangen. Zugleich schürte er ein großes Feuer an, und Renatus sott sich selbst die Eier; denn es war Fasttag. Auch schaffte der Castellan mit Mühe ein kleines Glas für den König herbei, da sonst nur irdene Krüge vorhanden waren. Doch Renatus versetzte, er wolle die Landessitte nicht verderben, und trank aus dem Krug.[1]

Erquickt und getrocknet schlugen sie die Straße von Benevent ein. Die Bauern von Pietra Stornina überfielen den Zug mit Geschrei, da sie den König nicht erkannten. Aber ein französischer Haubtmann mit einigen Reitern trieb sie zurück und machte fünf von ihnen zu Gefangenen, die er dem Renatus, der sich bereits bei Altavilla befand, zuführte. Die Landleute knieten vor demselben nieder; doch er hieß sie aufstehn und frei in ihre Heimat zurückkehren, indem er sagte: Ich bin Renatus, der gekommen ist, das Land zu retten und nicht es zu verderben. Als Die von Altavilla dessen gewahrten, brachten sie Lebensmittel aus der Stadt und luden den König ein, bei ihnen zu übernachten, wiewohl sie der feindlichen Partei angehörten; denn der Graf hatte sich, nach Caldora's Tode, mit Alfons verglichen. Renatus nahm diese Einladung nicht an und ritt noch in der Nacht bis Benevent, wo ihn der Erzbischof in sein Haus aufnahm und ihm fünfzig Dukaten vorstreckte. Des andern Tags aß Renatus in der ärmlichen Wohnung des Fra Antonello, der in Benevent zu Hause und leidenschaftlicher Anhänger der provenzalischen Partei war. Diese Huld und Leutseligkeit des Königs erwarb demselben allenthalben Freunde und Viele boten sich an, ihn zu begleiten. Er hieß sie jedoch zurückkehren und bat sie, wenn sie ihm wahrhaft dienen wollten, auf Schleichwegen Lebens-

[1] *Giornali del Duca.*

mittel nach Neapel schaffen zu lassen. Er selbst ging nach Padula. In der Nähe standen ein Paar der feindlichen Partei angehörige Condottieren mit einer kleinen Truppenzahl, die ihm jedoch zwei Pferde und sechs silberne Tassen überschickten und sich bereit zeigten, in seinen Sold zu treten, was Renatus auch annahm. Sodann ging er nach Lucera und endlich nach Aquila. Ueberall wurden ihm Geldgeschenke überbracht, die aber nicht hinreichten, um den Antonio Caldora zu befriedigen.

Unterdessen hatte Alfons die Flucht des Renatus mit großem Unwillen vernommen. Er schalt Diejenigen, die ihm die Nachricht von dessen Einschiffung überbracht hatten, und sagte zu den Umstehenden: Nun gilt es, daß Jeder seine Schuldigkeit thue, da jener Löwe entfesselt ist![1] Die Belagerung der Burg von Aversa ward nun mit großem Eifer und bedeutenden Kriegsanstalten betrieben.

Renatus wandte Alles an, um diesen wichtigen Punkt zu retten; allein Antonio Caldora war den ganzen Frühling hindurch zu keinem Aufbruch zu vermögen. Endlich, gegen Ende Mai's war Renatus bis Dragonara vorgerückt, in der Hoffnung, Caldora werde nachfolgen. Dieser aber befand sich in Carpenone bei seiner Gemalin, die er auf das Zärtlichste liebte. Als Renatus ihn auch bis dorthin aufsuchen wollte, kam ihm Antonio beschämt bis Bojano entgegen und empfing von ihm das demselben noch übrige Geld, womit er sich aber auch nicht beruhigen wollte, wiewohl Renatus versprach, ihn in Neapel besser zu befriedigen, wo er von den Florentinern geschickte Summen erwarte.[2] Mit Mühe ließ sich Caldora endlich von seinem Schwager Trojano Caracciolo, den Alfons aus Avellino verjagt hatte, bereden, sich dem Heer des Renatus anzuschließen.

Durch's Beneventanische wollte dieser Letztere gegen Aversa vordringen. Aber Alfons kam ihm durch die caudinischen Pässe entgegen. Als sich die Heere gegenüber standen, sandte Renatus einen Herold in's aragonische Lager, um dem König Alfons

[1] *Giornali del Duca.*

[2] *Cronica di Napoli.*

abermals einen Zweikampf, sei es Mann gegen Mann, oder Schaar gegen Schaar, anzubieten, welcher über die Herrschaft des Landes entscheiden solle. Aber Alfons antwortete, daß er bereits die meisten Plätze des Reichs in seiner Gewalt habe und nicht mehr darum kämpfen könne. Auch sei das Ziel eines guten Feldherrn nicht der Kampf, sondern der Sieg.[1]

Renatus entschloß sich hierauf zur Schlacht und griff das Lager des Königs mit außerordentlichem Ungestüm an. Auch begannen bereits die Aragonesen zu weichen und Alfons, welcher sich, Unwohlseins halber, in einer Sänfte tragen ließ, war nahe daran, in Gefangenschaft zu geraten. Da rief Antonio Caldora plötzlich seine Leute aus dem Treffen zurück, und als ihm Renatus darüber Vorwürfe machte, versetzte er, der Feind sei überlegen, es sei ein Hinterhalt zu befürchten, und Renatus sei von der Art, in Italien Krieg zu führen, nicht unterrichtet. Schon früher soll Riccio da Montechiaro, Antonio's Freund, einen Reiter an Alfons geschickt haben, um ihm zu versichern, daß Antonio und er selbst seine Diener seien. Vielleicht hätte Caldora diesen Tag zu völligem Abfall benutzt, wenn er nicht bemerkt hätte, daß Renatus die Truppen durch seine Tapferkeit begeistert habe.[2] Dieser Letztere eilte nun gegen Neapel, und Antonio, wiewohl widerwillig, mußte nachfolgen. Da Proviant von Genua ankam, so fiel Antonio's Vorwand, in Neapel Hungers sterben zu müssen, zu Boden.

Während Alfons nach Aversa zurückgekehrt war, jedoch vergeblich den ihm vom Visconte mit 4000 Reitern zu Hülfe gesandten Niccolo Piccinino erwartete (denn dieser war unterdessen von den Florentinern besiegt worden), schlug Renatus ein Lager bei Neapel, auf dem Weg nach Nola, und lud die sämmtlichen Feldhaubtleute zu einem Mittagsmahle in's Castel nuovo ein. Hier richtete er folgende Worte an Caldora: Herzog, ihr wißt, daß ich euch nach dem Tode eures Vaters in allen seinen Würden und Besitzungen bestätigt und euch bat hieher zu eilen, um mir

[1] *Zurita.*

[2] *Cronica di Napoli.*

und dieser Stadt beizustehn. Ihr fandet für gut, mich zu überreden, zu euch zu kommen, und ich, den königlichen Anstand auf die Seite setzend, folgte eurem Rate. Mit Gefahr meines Lebens durchzog ich die Provinzen, nicht als König, sondern vielmehr als euer Steuereinnehmer, und alles Geld, das ich eingetrieben, übergab ich euch. Gleichwohl wißt ihr, wie viel Mühe es mir kostete, euch zum Abmarsche zu bewegen. Auf der Reise, wenn ich eine Sache anordnete, befahlt ihr das Gegentheil, und bei den caudinischen Pässen habt ihr mir den sichern Sieg entrissen. Aus Liebe zu eurem Vater will ich euch in allen euren Titeln und Güterbesitzungen ungekränkt lassen; aber ich will, daß eure Truppen, die ich bezahlen muß, auch meinen Befehlen gehorchen.[1]

Antonio wollte sich entschuldigen; Renatus aber ließ ihm ein Zimmer des Castells zur Haft anweisen. Als jedoch des Erstern Dienerschaft diese Nachricht im Lager verbreitete und hinzufügte, daß Antonio solle enthaubtet werden, entstand ein Tumult unter den Caldoresken und die provenzalischen Feldzeichen wurden zerrissen. Raimund Caldora jedoch, Antonio's Oheim, beruhigte die Truppen und begab sich zum Renatus, um diesen zu bewegen, dem Antonio die Freiheit zu schenken; dann wolle er für das Heer gut stehen. Antonio wurde nun befreit und als Vicekönig nach den Abruzzen abgeschickt, worauf die Truppen den Eid der Treue leisteten. Aber bald erfuhr man, daß Antonio, statt abzureisen, sich an der Magdalenenbrücke befinde und den größten Theil des Heers um sich versammelt habe. Er schickte einen Boten um den andern an Renatus und bat um seine Wiedereinsetzung als Feldherr, indem er die Schande nicht ertragen könne, allein und mit der Fahne im Sack nach den Abruzzen zurückzukehren.[2] Renatus, mit Recht entrüstet, wollte sich zu keinem Vergleich verstehn, und endlich ließ ihm Antonio sagen, er befände sich auf der Magdalenenbrücke und nicht im Castell und könne jeden Augenblick zu Alfons nach Aversa abziehn. Endlich auf das Zureden von Antonio's

[1] *Cronica di Napoli. Giornali del Duca.*

[2] *Giornali del Duca.*

Verwandten schickte ihm Renatus 2000 Dukaten, und befahl ihm zurückzukehren. Aber Antonio, der sich von Alfons einen Geleitsbrief ausgewirkt, ging mit den Truppen nach den Abruzzen. Ihm folgte auch Trojano Caracciolo, sein Schwager, nachdem er sich bei Renatus beurlaubt. Dieser Letztere, durch solche Treulosigkeit außer Fassung gebracht, schickte auch den Raimund Caldora mit den Seinigen von sich; denn obgleich er ihn, wie er sagte, für einen Biedermann halte, so genüge doch der Name Caldora, um ihn abzuschrecken. So blieb Renatus mit wenigen Kriegshaufen in Neapel zurück.

Ehe jedoch Antonio abreiste, hatte er noch eine heimliche Unterredung mit Alfons in einem Wäldchen bei Acerra, wohin sich der König unter dem Vorwand der Jagd begab. Alfons soll hier über die außerordentliche Schönheit und kriegerische Gewandtheit Antonio's erstaunt, zu den Seinigen geäußert haben: Dieser Mann würde der erste Ritter in der Christenheit sein, wenn er reiner Gesinnungen fähig wäre.[1] Eine nähere Verbindung kam jedoch nicht zu Stande, da Beide den Fürsten von Tarent scheuten, der, ein Todfeind der Caldoresken, die Würde des Großconnetabels bekleidete. Antonio aber, um dem Könige seinen guten Willen zu beweisen, vermochte den Castellan von Aversa, dessen Freund er war, zur Uebergabe der Burg.

Zehntes Kapitel.

Nachdem Aversa verloren war, hielt Renatus seine Lage für so unsicher, daß er Frau und Kinder nach der Provence zurückschickte. Zugleich sollte ihr Bestreben sein, ihn von dorther mit Geld und Truppen zu unterstützen. Auch wurden Unter-

[1] *Costanzo.*

handlungen solcher Art mit Alfons angeknüpft, daß dieser Letztere in den vollen Besitz des Königreichs gesetzt werden solle, nach seinem Tode jedoch, da er keine rechtmäßigen Erben habe, solle das Land an die Söhne des Renatus zurückfallen. Alfons hatte wenig Veranlassung, in solche Bedingungen einzugehn, und auch die dem Renatus leidenschaftlich ergebenen Neapolitaner widersetzten sich jeder Aussicht auf catalanische Herrschaft.

Unterdessen hatte Alfons, wiewohl fruchtlos, Pozzuoli und Torre del Greco belagert, die einzigen, außer Neapel, ihm in Campanien noch abspenstigen Orte, und Garzia Cavanilla hatte auch Benevent, durch Vertrag, in die Hände des Königs gebracht. Sodann hatte Caldora's Statthalter in Apulien sowohl Bari als andere Städte dem Fürsten von Tarent überliefert. Antonio, der bisher eine zweideutige Rolle gespielt hatte, glaubte nun, wenn er nicht Alles verlieren wolle, sich ernstlich der aragonischen Partei anschließen zu müssen. Er sandte daher seinen Sohn dem Könige als Geißel. Alfons gab denselben als Gesellschafter seinem eignen natürlichen Sohn Ferrante bei, den er, einen achtzehnjährigen Jüngling, kürzlich aus Spanien entboten hatte.

Wer die Mutter dieses Don Ferrante, der nachmals in der Geschichte Italiens eine so bedeutende Rolle spielte, gewesen sei, ist nie bekannt geworden. Da Alfons einmal geäußert haben soll, sie stünde höher als er selbst, so schloß man daraus, daß er mit seiner Schwägerin, Donna Catalina von Castilien, in einem unerlaubten Umgang gelebt habe. Wahrscheinlicher ist, daß sie eine Ehrendame seiner Gemalin gewesen, welche Letztere vergiften ließ, worauf Alfons den Schwur solle gethan haben, die Königin niemals wiederzusehn, den er auch gehalten hat.[1]

Wie dem auch sei, Alfons hatte sich den Don Ferrante zum Nachfolger in dem Lande erkoren, dessen Eroberung er bald zum Ziele zu führen hoffen konnte. In diesem Falle versprach er auch dem Antonio Caldora reichen Ersatz für die in Apulien

[1] *Zurita.*

eingebüßten Besitzungen, die er dem Fürsten von Tarent zu entreißen keineswegs gewillt war. Unterdessen hatte sich Renatus an den Papst und an Francesco Sforza gewandt, die ihm schleunige Hülfe zusagten.

Francesco, welcher in Apulien Troja, Manfredonia, Lucera und andere Orte besaß, sandte den Cäsar Martinengo mit einem Heerhaufen, und dieser schloß sich an die Sforzeskische Besatzung an, die Victor Rangone in Troja befehligte. Auch Renatus schickte seinen Feldherrn Lionello, Grafen von Celano, nach dieser Seite. Alfons, der Cajazza und einige andere feste Plätze eingenommen, zog sich nun nach Apulien. Antonio Caldora verstärkte ihn mit 500 Reitern, da er selbst die Abruzzen wegen der Nähe Sforza's, der in den Marken stand, nicht verlassen wollte.

Troja liegt auf einem Hügel, der die apulische Ebene beherrscht. Die Stellung des Feinds war vortheilhaft; doch Alfons, der zuerst seine Anzahl ausgekundschaftet, bot ihm die Schlacht an. Rangone's Rat war, sich auf der Höhe zu halten und die Stadt zu vertheidigen. Martinengo jedoch glaubte den rechten Flügel des Königs umgehn zu können und warf sich in die Ebene. Durch eine Wendung schnitt ihn Alfons von der Stadt ab, und indem Jener sich wieder zu nähern strebte, entstand unter den Seinigen eine allgemeine Flucht. Der Graf von Celano mußte sich an einem Seil auf die Mauern von Troja emporziehn lassen.[1] Dem Francesco Severino gelang es, mit unerhörtem Sprunge über den Stadtgraben zu setzen. Ein eben so seltener Fall wird von einem aragonischen Ritter erzählt, der, den Feind verfolgend, bis in die Stadt hineinsprengte, aber wohlbehalten durch das entgegengesetzte Thor wieder hervorkam. So groß war die Verwirrung. Alfons selbst hatte sich zu weit hervorgewagt; er ward von einem Sforzesken angehalten, der ihn zum Gefangenen machen wollte und um seinen Namen befragte. Als jedoch Alfons mit entschiedener Fassung antwortete,

[1] *Cronichette antiche.*

er sei der König, fiel ihm Jener zu Füßen und ergab sich ihm als Gefangener.[1]

Das catalanische Heer begab sich hierauf nach Biccari, um dieses Castell einzunehmen. Die Belagerten warfen volle Bienenkörbe auf den Feind herab, wodurch dieser erst zum Weichen gezwungen, sodann aber, durch den Mut des Ludovico Podio angetrieben, das Städtchen einnahm und plünderte.[2]

Unterdessen hatte Francesco Sforza seinen Bruder Alexander in's Königreich geschickt, und dieser hatte bei Chieti den Raimund Caldora auf's Haubt geschlagen und gefangen genommen. Sodann knüpfte Francesco Unterhandlungen mit Antonio an, und beredete ihn, die Partei des Königs, in dessen Heere er doch nur eine untergeordnete Rolle spielen könne, zu verlassen, wofür er seinen Oheim befreien wolle. Antonio, der gegen Alfons, wegen der Nichtzurückgabe von Bari, erzürnt war, fand sich zum abermaligen Wechsel geneigt, und schloß sich mit den Seinigen an die Sforzesken an. Vorher ließ er jedoch den König bitten, ihm seinen Sohn auf einige Tage nach Carpenone, wo die Mutter krank läge, zu senden, welches ihm auch Alfons bewilligte.

An demselben Tage, an welchem Alfons Caldora's Verrat erfuhr, verriet ihm ein Priester die Insel Capri, die er sogleich von seinen Galeeren besetzen ließ. Kurz darauf landete dort ein provenzalisches Schiff, von jener Uebergabe nicht unterrichtet, und fiel mit einer großen Geldsumme in die Hände der Catalanen, wodurch die letzte Hoffnung des Renatus, den Krieg mit einigem Erfolge fortzusetzen, zu Grunde ging.

Zwar hatte Eugen den Cardinal von Tarent mit einem Heere über die Gränze geschickt; aber dieser schloß bald darauf einen Waffenstillstand mit Alfons und zog sich wieder in's Römische zurück, wahrscheinlich weil dem Papste Francesco Sforza gefährlicher schien als Alfons. Die Genueser hatten den Arunzio Cibo mit 800 Bogenschützen nach Neapel gesandt, und von

[1] *Fazius.*

[2] *Fazius.*

dorther kamen auch, von Zeit zu Zeit, Lebensmittel; gleichwohl wuchs die Not in Neapel täglich und das Getreide stieg zu ungeheuren Preisen. Das nicht waffentragende Volk mußte sich mit Kräuterkost begnügen. Denn Alfons hielt die Stadt bereits in strenger Belagerung und bemächtigte sich einer Bastei, die Renatus auf dem Pizzofalcone hatte erbauen lassen.[1] Dort ließ er seinen Sohn zurück und ging nach Pozzuoli.

Diese auf einem schroffen, in den Golf von Bajä sich hinausstreckenden Felsen erbaute Stadt war ihrer Lage nach unbezwingbar; da sie aber Alfons zu Land und Wasser umzingelte, zwang sie der Hunger zur Uebergabe. Diesem Beispiele folgte auch Torre del Greco. Auch Vico und Massa am sorrentinischen Vorgebirge wurden im Frühling 1442 von den Galeeren des Königs erobert, die Ebene von Sorrent, welche Stadt sich nicht ergeben wollte, verwüstet. Denn von dorther kamen noch häufig Barken mit Lebensmittel nach Neapel.

Während dieser Zeit hatte Riccio da Montechiaro unter dem Vorwand, daß er zu Alfonsens Partei gehöre, den Durchzug durch San Germano erlangt, den ihm der dortige Castellan Arnaldo Sanz bewilligte. Als er sich jedoch auf dem Marktplatze befand, nahm er den Arnaldo gefangen und brachte die Stadt in seine Gewalt. Hierauf belagerte er das feste Schloß, das auf der Höhe, unweit des Klosters von Monte Casino liegt. Alfons aber, davon unterrichtet, zog ihm in Eilmärschen entgegen. Sodann ließ er durch Mendoza den Berg umgehn, während er selbst die Truppen des Riccio von der Stadtseite angriff. Letzterer, der sich umzingelt sah, flüchtete zuerst mit den Seinigen in's befestigte Kloster und sodann nach den Gränzen des Kirchenstaats. San Germano öffnete dem Könige die Thore, worauf dieser zur Belagerung von Neapel zurückkehrte.[2]

[1] *Fazius.*

[2] *Fazius.*

Elftes Kapitel.

Da geschah es, daß zwei Brüder, der Maurerzunft angehörig, durch den Hunger aus der Stadt getrieben wurden und sich zu Alfons, der sich gerade in Aversa aufhielt, begaben. Sie entdeckten ihm, daß sie früher an dem Aquädukt, der das Wasser von Ogliuolo nach Neapel bringt, gearbeitet und daß die Stadt durch diesen Zugang am leichtesten zu erobern sei. Alfons, höchst erfreut über diesen Vorschlag, theilte ihn den Seinigen mit, die ihn jedoch als schwierig und unnütz zurückwiesen, indem die ausgehungerte Stadt keinen langen Widerstand mehr zu leisten fähig sei. Der König beschloß jedoch diese Gelegenheit zu ergreifen, da er wußte, daß Antonio Caldora mit den Sforzesken sich anschickte, Neapel zu entsetzen.[1]

Das Nötige wurde verabredet, den Maurern große Belohnungen versprochen. Die Sache wurde jedoch in der Stadt ruchbar, und Renatus befahl zweien Anführern, die Wasserleitung zu wahren, und diese ließen innerhalb des Aquädukts eine dreifache Mauer erbauen, durch welche, vermöge eines Gitters, das Wasser seinen Durchfluß nehmen konnte.

Am Frohnleichnamsfeste, das Renatus feierlich beging, kam ein Neapolitaner aus dem aragonischen Lager in die Stadt und erzählte, Alfons hätte behaubtet, binnen achtzehn Stunden in Neapel sein zu wollen. Dieß wurde jedoch als leere Drohung verachtet. Die der Wasserleitung Vorgesetzten bedienten sich zur Untersuchung derselben eines gewissen Sacchitello, welcher aber, wahrscheinlich von den Feinden bestochen, einen ungetreuen Bericht abstattete. Wenigstens verschwand er kurz darauf aus der Stadt, indem er sich von der Mauer hinunterließ.[2]

An einem Abende in den ersten Tagen des Junius 1442 beorderte Alfons 200 Mann, welche sammt den beiden Maurern, mit Fackeln versehen, durch einen außerhalb Neapel gelegenen

[1] *Cronica di Napoli.*
[2] *Cronica di Napoli.*

Brunnen in den Aquädukt hinabstiegen. Sobald die Ersten in der Stadt seien, solle der Letzte ein Zeichen geben, auf welches der König mit dem Heere gegen die Stadtmauer vorrücken sollte. Alfons wartete lange vergeblich, endlich rückte er vor; da aber von den Seinigen keine Stimme laut wurde, zog er sich wieder zurück, indem er sie für verunglückt hielt. Dieser Zufall schlug ihm zum Vortheil aus, da die Wachen auf den Zinnen, als sie ihn abziehen sahen, nachlässiger wurden und zum Theil der Ruhe pflegten.

Die Ursache jedoch der langen Zögerung Derjenigen, die sich in der Wasserleitung befanden, war die vorgefundene Sperrmauer, welche erst zerstört und sodann der Weg geebnet werden mußte. Die Soldaten, die der Niedrigkeit des Gewölbes wegen bloß mit Armbrüsten und kurzen Piken bewaffnet waren, kamen endlich an den ersten Brunnen innerhalb der Stadt, unweit des Thors S. Sofia. Mit großen Schwierigkeiten war das Emporklettern im Brunnen verbunden, das sie jedoch, indem sich Einer auf die Schultern des Andern stellte, ausführten.[1] Die Maurer steigen zuerst hinauf und sehn sich in einer kleinen Wohnung, wo sie eine alte Frau mit ihrer Tochter finden. Die Alte, welche Lärm schlagen will, wird theils mit Gewalt, theils mit Versprechungen zurückgehalten, indem auch die Tochter die Partei der Ankömmlinge ergreift. Vierzig Mann sind auf diese Weise glücklich emporgestiegen, da man sogleich Strickleitern hinabgelassen hatte. Da pocht der von der Arbeit zurückgekommene Sohn der Alten an der Thüre. Man beschließt ihn zu töten, wird jedoch von den Bitten der Mutter zurückgehalten. Als dieser nun, bei geöffneter Thür, die Gewaffneten wahrnimmt, ergreift er die Flucht und ruft durch die Straßen, daß der Feind in der Stadt sei. Die Soldaten, in Verzweiflung, stürzen aus dem Hause, um sich über die nahe Stadtmauer zu retten. Da sie aber dieselbe schlecht beschützt finden, töten sie die Wachen und suchen das Thor zu öffnen. Dieser Versuch mißlingt und sie

[1] *Fazius.*

bemächtigen sich des nächsten Thurms, auf dem sie die aragonische Fahne aufpflanzen. Alfons, der unterdessen das verabredete Zeichen erhalten, war wieder umgekehrt. Es war allmälig Tag geworden, und Renatus eilte sogleich mit einer Schaar nach dem Thor S. Sofia. Die Eingedrungenen werden hart bedrängt und Viele retten sich durch einen Sprung von der Mauer in's Freie. Renatus tötet Mehrere mit eigner Hand. Alfons läßt auf der Außenseite Sturmleitern anlegen. Ein Pferd, dessen sich ein Catalane bemächtigt, vermehrt die Verwirrung; denn Renatus glaubt, die feindliche Reiterei sei durch ein offenes Thor gedrungen.[1]

Unterdeß vernahmen 300 gepanzerte Genueser, welche das Thor S. Gennaro bewachten, das aragonische Heer sei in der Stadt. Da sie den tötlichen Haß der Catalanen gegen die Genueser kannten, verlassen sie ihren Posten und flüchten sich in's Castel nuovo. Das oben erwähnte Thor lag damals, bei kleinerem Umfange der Stadt, unweit des Frauenklosters Donna Regina. Einige Nonnen, welche bei dem Heere des Königs Verwandte und Brüder hatten, steigen auf das flache Dach und geben den Feinden Winke, sich dieser schwachbesetzten Seite zu nähern.[2] Pedro de Cardona mit 400 Mann eilt sogleich dem Thore zu, und ein gewisser Spiccicaso, der ein Handgeld verdienen wollte, läßt ihnen Strickleitern von der Mauer hinab.

Bald war nun die Stadt voll von Feinden und das Thor S. Sofia ward gesprengt. Renatus, um nicht gefangen zu werden, zog sich in's Castel nuovo zurück. Vier Stunden lang plünderten die Catalanen Neapel; endlich zeigte sich Alfons und gebot bei Todesstrafe, der Plünderung Ziel zu setzen.

Bei Renatus befanden sich von neapolitanischen Edeln vor Allen Giovanni Cossa und Ottino Caracciolo. Da Weib und Kinder des Erstern im Castel Capuano wohnten, so ließ Renatus, bei freiem Abzug, dieses Letztere dem Könige übergeben, da es aus Mangel an Lebensmitteln ohnedem nicht zu behaupten

[1] *Collenuccio.*

[2] *Giornali del Duca.*

war. Er selbst schiffte sich auf einem genuesischen Schiffe, das einen Tag nach der Eroberung Neapels am Castel nuovo mit Lebensmittel gelandet war, ein; oft die sehnsüchtigen Blicke nach der schönen Stadt zurückwendend und sein eignes Schicksal verwünschend.[1] Auch er sollte des oft erprobten Sprüchworts gewahr werden, daß die Lilie in Italien keine Wurzeln schlägt. Zuerst ging er nach Pisa und von dort nach Florenz zu Papst Eugen. Später ließ er auch Castel nuovo überliefern, unter der Bedingung, daß Giovanni Cossa und Ottino Caracciolo von Alfons Verzeihung erhalten sollten, welches bewilligt ward. Auch mußte Alfons dem Castellan, einem Genueser, Namens Antonio Calvo, die große Geldsumme ausbezahlen, welche Renatus diesem Letztern schuldig war. Das Castel St. Elmo wurde schon früher eingenommen.

Kurze Zeit nach dem Fall von Neapel zog Alfons mit dem Heere nach den Abruzzen, wo Antonio Caldora und Giovanni Sforza mit auserlesenen Truppen standen. Antonio beeilte sich nicht, dem Könige entgegenzukommen, da er ihn vielmehr in den ihm selbst ergebenen Provinzen, deren Oertlichkeit ihm genau bekannt war, erwarten wollte. Er stand zwischen Castel di Sangro und Trivento. Der König rückte bis Isernia vor und nahm diese Stadt. Hierauf ging er nach Carpenone, wo Caldora's Familie und Schätze sich befanden. Antonio Reale, Caldora's Milchbruder, versprach den Ort in vier Tagen zu übergeben, wenn keine Hülfe sich zeige; wahrscheinlich in der Absicht, Alfonsens Heer bei Carpenone festzuhalten. Caldora kam indessen heran und suchte den König in dem engen Thal einzuschließen, das von dem Berge, auf dem Carpenone liegt, und zweien andern gebildet wird. Getheilt waren die Meinungen im aragonischen Lager, ob hier eine Schlacht zu liefern sei. Ventimiglia riet hiezu, wofern die unschätzbare Person des Königs nicht zugegen wäre. Alfons erwiederte, seinetwegen solle eine große That nicht unterbleiben, und setzte den Helm auf.[2]

[1] *Fazius.*

[2] *Fazius.*

Indessen gelang es, durch einen gefangenen Caldoresken den Paolo Sangro, einen der besten von Antonio's Haubtleuten, zu bestechen. Die Schlacht begann hierauf mit großer Hartnäckigkeit von beiden Seiten und neigte sich zuerst zum Vortheile Caldora's, der das erste Treffen des Königs durchbrach. Aber da Alfons immer neue Mannschaft voranschickte, da ein Theil der Caldoresken, um das Gepäck der Catalanen zu plündern, sich entfernt hatte, da endlich Paul Sangro mit seiner Schaar unter dem Ruf: „Aragona! Aragona!“ sich gegen die Seinigen umwandte, erfolgte in Caldora's Heer allgemeine Flucht und Entmutigung. Antonio, der sich einen Ausweg mit dem Schwerte bahnen wollte, wehrte sich mit großer Tapferkeit gegen acht bis zehn catalanische Reiter. Da kam Alfons herbei und rief dem Umzingelten zu: Graf! Ihr habt uns lange genug zu schaffen gemacht; es ist nun Zeit, daß wir zu Tische gehn.[1] Antonio sprang hierauf vom Pferde und ließ sich vor dem Könige auf ein Knie nieder, der ihn jedoch wieder aufsitzen hieß. Unterdessen war Giovanni Sforza mit fünfzehn Reitern nach der Gränze entflohn.

Carpenone öffnete nun die Thore. Nachdem der König gespeist hatte, ließ er den ganzen Schatz des Antonio Caldora, von dessen Vater gesammelt, vor sich bringen. Außer einer großen Summe in Gold, fanden sich eine Menge von Kostbarkeiten. Alfons aber eignete sich nichts zu, als einen krystallenen Becher.[2] Alles Andere übergab er der Gemalin Antonio's, Sergianni's Tochter. Dem Antonio selbst ließ er alle Erbgüter der Familie; nur die von den beiden Caldora's zu Lehn getragenen vertheilte er unter die Getreuen seines Heers. Gerechtigkeit, pflegte er zu sagen, sei bloß den Guten angenehm, Milde aber auch den Schlechten.[3]

Hierauf übersandten Aquila und andere Städte freiwillig ihre Schlüssel. Alfons zog durch Apulien, nahm die Sforzeskischen

[1] *Cronica di Napoli.*

[2] *Collenuccio. Fazius. Panormita* u. s. w.

[3] *Panormita.*

Besitzungen weg, und brachte das ganze Land zur Ruhe. So gelangte er nach zwei und zwanzigjähriger Ausdauer in den friedlichen Besitz des Königreichs. Beruhte sein Unternehmen auf einem strafbaren Ehrgeiz, so haben wenigstens seine Nachkommen theuer dafür gebüßt.

Zwölftes Kapitel.

Für den Jänner des folgenden Jahrs 1443 hatte Alfons ein Parlament nach Benevent zusammenbeschieden, da er Neapel als eine ihm abgeneigte Stadt betrachtete. Die Neapolitaner baten jedoch dringend, daß jene Zusammenkunft nach alter Weise in der Kirche S. Lorenzo zu Neapel gehalten werde. Alfons bewilligte dieß mit Freuden, verschob aber seinen Einzug, da ihm ein Triumph nach Art römischer Feldherrn sollte bereitet werden. Die Mauern der Stadt wurden beim Carmine niedergerissen, um den hohen Wagen aufzunehmen. Dieser war vergoldet, der Sitz von Purpur, vier weiße, prächtiggeschirrte Pferde zogen ihn. Ueber ihm trugen Zwanzig aus den ersten Häusern den Baldachin. Nur der Fürst von Tarent wollte sich zu dieser demütigen Rolle nicht bequemen und ritt neben dem Wagen her.[1] Der König trug ein seidnes, mit Zobel besetztes Kleid, sein Haubt war unbedeckt; denn den Lorbeerkranz, den man ihm anbot, wollte er nicht annehmen. Indem er die sämmtlichen Sitze in der Stadt durchzog, die mit Blumen bestreut und mit Teppichen behangen waren, begrüßten ihn dort, unter Gesang und Musik, die tanzenden Frauen.[2]

[1] *Cronica di Napoli.*

[2] *Fazius.*

Hinter dem Wagen gingen Clerus und Adel, und es folgten sodann einige festliche Aufzüge, unter denen sich besonders der von den Florentinern veranstaltete auszeichnete. Zwölf schön gekleidete Jünglinge, mit klingendem Roßgeschirr, ritten voraus. Ihnen folgte die Fortuna mit ihrer Kugel. Sodann erschienen die Tugenden, Gerechtigkeit am höchsten, und hinter ihnen ein gekrönter Julius Cäsar, der vor den König trat und ihm die Tugenden vorstellte. Du hast sie bisher gepflegt, sagte er, bewahre sie bis an's Ende! Denn nicht sie, wohl aber das Glück ist unsicher. Doch bitte ich zu Gott, daß er dir dein Glück erhalte und der Stadt Florenz ihre Freiheit![1] Hierauf folgten ähnliche Züge der Spanier und Neapolitaner.

Vom Parlamente wurde dem Könige eine Beisteuer von einem Dukaten für den Feuerherd bewilligt und sein Sohn Ferrante als Nachfolger und Herzog von Calabrien anerkannt. Später erschien auch die Investitur des Papstes.

Jener Triumphzug jedoch sollte durch ein plastisches Kunstwerk dargestellt und verewigt werden, welches noch bis auf den heutigen Tag über dem innern Portal des Castel nuovo wahrzunehmen. Dieses vorzügliche und seiner Zeit voraneilende Werk wird vom Vasari dem Giuliano da Majano, einem Florentiner, zugeschrieben. Aus einer Grabschrift in der Kirche S. Maria nuova erhellt jedoch, daß es von einem Mailändischen Meister, Pietro di Martino, verfertigt worden, der, von Alfons in den Ritterstand erhoben, erst 1470 starb.[2]

So viel scheint gewiß, daß Alfons auch den Giuliano mit großen Ehren überhäufte und dessen Leichenbegängniß auf das Feierlichste begehen ließ. Das Castel nuovo ließ er verschönern, den Molo vergrößern, die Grotte des Posilipps erweitern. Außer der Kunst erfreute sich auch die Wissenschaft, zumal Geschichtschreibung und Gottesgelehrtheit, seines ausgezeichneten Schutzes. Er rühmte sich, die ganze Bibel vierzehnmal durchlesen zu haben,

[1] *Panormita.*

[2] *Eugenio, Napoli Sacra. Summonte.*

und besuchte häufig die theologischen Hörsäle.[1] Mit seinem Lehrer Panormita pflegte er die alten Historiker zu lesen. Den Livius und Cäsars Commentarien führte er beständig bei sich. Bei der Belagerung von Gaeta wollte er sich der Steine aus Cicero's nahegelegener Villa nicht bedienen, wiewohl daran Mangel war.

Die Gelehrten seiner Zeit wurden reichlich von ihm beschenkt, unter ihnen Lorenzo Valle, der ihm den Herodot und Thucydides übersetzen mußte. Von Georg von Trapezunt ließ er den Aristoteles, von Poggio die Cyropädie übertragen, vom Filelfo den Xenophon und einige Lebensbeschreibungen des Plutarch, wofür er jenem 12,000 Thaler und zwei Ringe von großem Wert schenkte. Als er hörte, daß der Kanzler des genuesischen Senats, Jakob Bracello, beschäftigt sei, den Krieg der Republik gegen die Catalanen zu beschreiben, schickte er ihm eine reiche Halskette mit goldnem Gehänge, auf welchem auf einer Seite die Wahrheit, auf der andern der Ruhm abgebildet waren.[2] Einen Hof ohne Gelehrte pflegte er eine sternlose Nacht, Könige ohne Bildung gekrönte Gimpel zu nennen.

Was das Aeußere betrifft, so war Alfons von mittlerer Statur und zart gebaut, die Farbe bleich, das Angesicht heiter, die Nase gebogen und das Haar dunkel. Von Hochmut war er so weit entfernt, daß er einmal einem Bauern seinen Esel aus dem Kote ziehen half, und bei der Belagerung von Pozzuoli, als das Meer den Leichnam eines Genuesers ausspülte, ließ er denselben beerdigen und schnitzte selbst das hölzerne Kreuz, um es auf den Hügel zu pflanzen.[3] Als ihm einmal ein Höfling zum Verdienst anrechnete, daß er Sohn, Bruder und Enkel eines Königs sei, antwortete er mit einem Vers Dante's:

Che sol grande è colui chi per se splende.[4]

[1] *Panormita.*

[2] *Mazzella.*

[3] *Panormita.*

[4] *Mazzella.*

Ursprung der Carraresen

und

ihrer Herrschaft in Padua.

Historisches Fragment.

1833.

Nach dem Untergang der schwäbischen Kaiser und dem Sturz Ezzelin's von Romano, bekam auch in Padua, wie überhaupt in Italien, die welfische Partei das Uebergewicht, und die Stadt regierte sich über ein halbes Jahrhundert lang als glücklicher Freistaat, reich an Pferden und Waffen, wie uns ein Zeitgenosse berichtet, mit Thürmen wohl versehen, durch edlere Bauwerke ausgeschmückt. Dieser friedliche Zustand aber wechselte schnell, als Kaiser Heinrich von Luxemburg diesseits der Alpen erschien, um seinen Römerzug anzutreten. Geldmangel war der charakteristische Begleiter der Römerzüge. Heinrich war geneigt, den Paduanern Vicenza zu verhandeln; die Paduaner jedoch verschmähten eine Stadt zu kaufen, die sie bereits seit geraumer Zeit in Besitz hatten. Hierauf sandte Heinrich den Can Grande della Scala, den er zu seinem Statthalter in Verona ernannt hatte, gegen sie ab, und Vicenza ward eingenommen. Auf den Rat des Bischofs von Genf unterhandelten nun die Paduaner mit dem Kaiser, und erkauften ihre Freiheit mit 100,000 Gulden, indem sie noch einen jährlichen Tribut von 20,000 als Versprechen hinzufügten. Thörichter Weise aber, und ehe sie noch einen Vortheil davon gezogen, brachen sie diesen Vertrag, bei vorherrschendem Einflusse der erhitzten welfischen Jugend, welche der geringen Macht des Kaisers spottete. Auch starb Dieser bald; aber der Friedensbruch hatte nichts desto weniger einen mehrjährigen Krieg mit Can Grande zur Folge, welcher fortwährend zum Vortheil des Letzten ausschlug. Vergebens vermittelten die Venetianer.

Unter den damaligen vornehmen Häusern von Padua waren die Carraresen die Angesehensten, oder doch den Angesehensten gleich. Verschiedenes wird über ihren Ursprung berichtet. Nach Einigen sollen sie aus Frankreich eingewandert, nach Andern eine lombardische Familie gewesen sein. Auf einem Stammbaume wird ihr Geschlecht bis in die Zeit Karl des Großen zurückgeführt, und bald waren sie als Grafen von Anguillara bereits mächtig in der Lombardei. Bei einer Belagerung gingen jedoch die wichtigsten Dokumente dieses Hauses verloren, da einige Frauen, welche sie bei sich führten, in dem See, über den sie sich zu flüchten dachten, ertranken. So viel scheint gewiß, daß die Familie von Kaiser Heinrich dem Vierten mit Carrara, einem sieben Miglien von Padua entlegenen Städtchen, belehnt wurde; daher Namen und Wappen.[1] Friedrich Rotbart bekräftigte die Schenkung, wichtiger Dienste dieses Geschlechts eingedenk. So mochten sie sich lange Zeit als Giebelingen behaubtet haben, bis ein heftiger Zank, den ein Anguillara in Gegenwart Friedrichs des Zweiten mit Ezzelin führte, die Spaltung hervorbrachte, wodurch die Carraresen zur welfischen Partei übertraten, oder sich wenigstens in der Mitte hielten, und um die Volksgunst bewarben. Dieß erhellt wenigstens daraus, daß sie in Padua Reichthum und Ansehen zu einer Zeit genossen, in welcher die Giebelingen aus der Stadt verbannt waren.

Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts stand Jakob von Carrara ausgezeichnet unter den Mitgliedern seines Hauses. Sein Charakter erinnerte an Cosmus von Medicis, wiewohl er diesem Letztern an Freigebigkeit nicht wohl gleich kommen konnte. Doch that er, so viel in seinen Kräften stand, um sich das allgemeine Wohlwollen zu erwerben. Als einmal

[1] Was von Ferrara nach Padua fährt, sieht Carrara rechts, unweit des Fleckens Battaglia. Anguillara liegt an der Etsch, einige Meilen von der Mündung. Der obenerwähnte See heißt noch heut zu Tage Lago delle Donne. Aus ihm fließt der sogenannte Canal de Cuori aus, der sich in die Lagunen von Brondolo ergießt.

ein dem Adel abgeneigter Bürger vor Gericht seine Stimme heftig gegen ihn erhob, flüsterte er demselben die Drohung in's Ohr, ihm die Zunge abschneiden zu wollen; worauf er ihm einen Wagen voll Getreide und ein darauf gebundenes Schwein in's Haus schickte. Sein Widersacher ließ sich hierdurch augenblicklich beschwichtigen. Mit dieser übrigens leicht zu erwerbenden Menschenkenntniß verband Jacob von Carrara entschiedene kriegerische Talente, und wir lesen auf seiner Grabschrift:

Vir fuit hic magnus membris, et corpore fortis,
Doctus et armatae disponere facta cohortis.

Im Jahre 1314 jedoch geriet er in die Gefangenschaft des Scaligers, und dieser sandte ihn nach Padua zurück, um den Frieden zu unterhandeln, den er auch wirklich zu Stande brachte, wiewohl sich namentlich Maccaruffo Maccaruffi, ein angesehener Paduaner und mit dem Markgrafen von Este verschwägert, widersetzte. Auch konnte Padua nicht lange den Verlust von Vicenza verschmerzen, und nach drei Jahren brachen abermalige Feindseligkeiten aus. Die Paduaner wollten Vicenza überrumpeln, wurden aber zurückgeworfen, und Can Grande eroberte in kurzer Zeit Monselice und ein Paar andre in der Nähe gelegene Ortschaften, und bedrängte Padua selbst. Hierauf ließ er abermals Friedensbedingungen vorschlagen. Das eroberte Land sollte er zeitlebens behalten, und die vertriebenen Giebelingen sollten nach Padua zurückkehren dürfen. Maccaruffo widersetzte sich wiederum, da er den Verlust der Freiheit unter diesen Bedingungen als unvermeidlich ansah, Jacob von Carrara jedoch, der fortwährend für den Frieden stimmte, drang durch, und vergebens erregte Maccaruffo einen Aufstand, um den Volksbeschluß zu hintertreiben. Was er voraussah, traf ein. Die Giebelingen kamen nicht als Bürger, sondern als Rächer in die Stadt; viele Welfen wurden erschlagen, ihre Häuser niedergerissen. Die Maccaruffi, nebst vielen Familien, waren bereits vor dem Einzug jener Gäste nach Ferrara zu dem Estenser entflohen.

Sobald ein Staat von zwei Parteien zerrissen wird, die

sich gleich stark gegenüber stehn, wird Einzelherrschaft unvermeidlich. Von den italiänischen Republiken haben bloß die Venetianer die Freiheit auf die Dauer genossen und gekannt, weil sie keiner fremdartigen Idee Zugang verstatteten, und nur die Größe ihres Vaterlands im Auge behielten. Alle Städte des festen Landes wurden, freilich nicht durch ihre eigene Schuld, in den Streit zwischen Reich und Kirche gewaltsam hineingerissen, mit dem sie eigentlich nichts zu schaffen hatten. Aber es war unmöglich, ihn zu vermeiden. Die Kaiser kamen, die Päpste wüteten und Italien bezahlte die Zeche. Ein regsames, ganz für Freiheit und Selbstständigkeit, mehr als irgend ein anderes, geborenes Volk, mußte sich in Jahrhunderte langen Kämpfen verbluten, bis es zuletzt völlig gelähmt wurde. Von einem richtigen Instinkt geleitet, wählten sich die meisten der einzelnen Freistaaten einheimische Oberherren, um wenigstens einen Theil ihrer Eigenthümlichkeit zu retten.

So erging es auch im Jahr 1318 den Paduanern. Schon der Scaliger hatte, als Jacob von Carrara sich bei ihm als Gefangener befand, darauf hingedeutet. Jacob war der Liebling des Volks, und die Giebelingen verdankten ihm ihre Rückkehr. Er wurde am 24. Juli zum Herrn von Padua gewählt, wiewohl er eine Zeit lang gezögert hatte, diese Würde anzunehmen. Nachgebend wurde er nach dem Rathause geführt, man übergab ihm den Gonfalon des Volkes, welcher weiß, mit einem roten Kreuz in der Mitte, geziert war, und sodann das Gesetzbuch, auf welches er den herkömmlichen Eid ablegte. Dieß Ereigniß zu feiern, ward ein Wettrennen veranstaltet, das alljährlich wiederholt wurde.

Um sich auch die Neigung der Venetianer zu erhalten, ernannte der neue Herrscher einen Gradenigo zum Podesta, aus welcher Familie auch seine Gemalin, eine Tochter jenes berühmten Dogen Peter Gradenigo, stammte. Mit Can Grande hatte er einige Monate später eine Zusammenkunft in Monte Galda, einer Villa am Bacchilione. Bei dieser Gelegenheit wird erzählt, daß beide an einem engen Durchgange anlangten,

und keiner vorausgehen wollte. Ein gegenwärtiger Schalksnarr rief: Der Dummste soll den Vorrang haben! worauf der Carrarese aus Bescheidenheit zuerst über die Schwelle trat. In seinen Unterhandlungen mit Can Grande zeigte er sich aber keineswegs des obigen Beiworts würdig; denn er vermied mit Klugheit die Falle, welche ihm der Scaliger zu legen suchte. Dieser betrachtete die Herrschaft der Carraresen bloß als eine Staffel seines eignen Throns in Padua, dessen Bewohner er zuerst durch den Geist der Unterwürfigkeit kirre zu machen suchte. Vor allem verlangte er, daß Jacob die Welfen, welche die Stadt freiwillig verlassen, als verbannt und ihrer Güter verlustig erklären solle, was Jacob standhaft verweigerte. Denn er fühlte wohl, daß der Scaliger ihn auch mit den Welfen zu verfeinden strebe, da die Giebelingen ohnedem von Can Grande's Partei waren. Um den Frieden noch mehr zu befestigen, stiftete er ein Verlöbniß zwischen seiner eignen noch unmündigen Tochter Taddea und dem Neffen des Scaligers Mastino. Ein Bündniß, das zehn Jahre später, nach Jacobs Tod, wirklich zu Stande kam. Merkwürdig ist der Stammbaum, den man im siebzehnten Jahrhundert (zu Ehren der carraresischen Familie Pappafeva) von dieser Taddea entworfen, und woraus auf historischem Wege hervorgeht, daß alle damaligen gekrönten Häubter Europa's von ihr abstammen, Türken und Moskowiten, wie sich von selbst versteht, ausgenommen. Die Sache wird begreiflich, wenn man erwägt, daß Beatrix, Taddea's Tochter, ihrem Gemal, dem Bernabo Visconte, zwölf Töchter gebar, welche sämmtlich in fürstliche Häuser vermält wurden. Eine derselben war die Großmutter Friedrichs des Dritten, die Gemalin des bei Sempach gebliebenen Leopolds.

Der Scaliger, der Padua's auf alle Weise sich bemächtigen wollte, haschte nach Vorwänden zum Krieg. Er wußte die beiden Markgrafen von Este, Obizzo und Rinaldo, zu gewinnen und mit ihnen den Maccaruffo, der neidisch auf die Carraresen hinblickte. Hierauf verlangte er, Jacob solle die entflohenen Welfen wieder aufnehmen. Jacob, der wenig

dabei zu verlieren hatte, erwiederte, sie möchten kommen, da sie Niemand verbannt habe. Can Grande, der sich betrogen fand, warf nun die Maske ab. Er wolle, hieß es, die Volksfreiheit von Padua wieder herstellen. Jacob rief nun die Stadt zur Vertheidigung auf, da die von einem Giebelingen angebotene Freiheit Niemanden täuschte. Can Grande belagerte Padua von allen Seiten, schnitt der Stadt das Wasser ab, und erbaute in der Nähe derselben bei Lassanello ein kleines Castell, Isola della Scala. — — —

Lebensregeln.

1817.

An honest man 's the noblest work of God.

Pope.

1.

Lies die Vorschriften, welche hier folgen, oft; präge sie dir genau ein, und laß den Vorsatz, ihnen treulich nachzuleben, immer fester, lebendiger, und laß ihn unverbrüchlicher in dir werden, als ein Schwur ist.

2.

Deine Religion sei die der Vernünftigen. Sie bestehe im Glauben an die große, Alles durchdringende Seele, deren Körper wir die Welt nennen; im Glauben an eine Vorsehung, deren lenkende Gegenwart alle Vorfälle deines Lebens dir unverkennbar bewiesen.

3.

Laß keine Zweifel, keine Zweifler dich irre machen. Es ist weder möglich, noch denkbar, daß du, mit menschlichem Verstande, die Gottheit und die ursprüngliche Erschaffung der Dinge begreifen könnest, da du nur einen so kleinen Theil des Universums übersiehst, und selbst diesen nur sinnlich und von außenher erkennst. In's Innere der Natur, sagt uns Haller mit Recht, dringt kein erschaffner Geist.

4.

Denke aber deßhalb nicht verpflichtet zu sein, Dasjenige als wahr anzunehmen, was dir von den Menschen überliefert worden. Sobald du einmal die Vernunft unterdrücken mußt, so hat dein Glaube weder bestimmtes Ziel, noch Gränze. Du möchtest dann das Schicksal jenes englischen Bischofs haben, dem

die Mysterien des Christenthums nicht genügten, und der es, in der guten Meinung, sich im Glauben zu üben, so weit brachte, daß er auch die Feen-Märchen für wahrhaftige Dinge hielt.

5.

Die Vorsehung zu glauben, die du niemals körperlich erkennen kannst, ist der Beschränktheit deiner menschlichen Natur angemessen, aber denke nicht, Gott könne fordern, daß du Dinge anerkennst, die dem gesunden Verstande widersprechen, den er dir gab, durch den du ihm angehörst.

6.

Theile nur Denen deine Grundsätze mit, die von gleichen oder ähnlichen beseelt sind. Laß die herrschende Religion unangefochten. Niemand, der sich nicht selbst überzeugt, wird von dir überzeugt werden. Die Weltverbesserung geht einen sehr langsamen Weg. Laß die Zeit gewähren. Alle Anschläge einer plötzlichen Aufklärung mißlangen.

7.

Sogenannte Religionsstreite führe niemals, und breche das Gespräch ab, sobald man dir Gelegenheit dazu geben möchte.

8.

Ehre im Christenthum die Reinheit seiner Moral und Alles, was geehrt zu werden verdient. Ehre in seinem Stifter, was dir bei einem Platon oder Marc-Aurel Bewunderung ablockt, und noch mehr als dieß. Er fühlte mehr, was das schwache Menschengeschlecht zumeist bedürfe — feste Bestimmung seiner schwankenden Meinungen, untrügliche Aussichten. Er glaubte sich berechtigt und berufen, Dasjenige, im Namen der Gottheit selbst zu verkündigen als gewiß und unfehlbar, was er in seiner großen Seele für wahr und unumstößlich hielt; nämlich daß alles Gute gute, alles Böse aber endlich böse Früchte erzeugen müsse. Gewiß wurden viele jener Dogmata, die späterhin seine Jünger und deren Nachfolger ausbreiteten, niemals von ihm beabsichtigt.

9.

Die Idee der Gottheit wird dich unausweichlich zu dem Glauben einer Fortdauer der Geister führen, ohne welche das Leben ohne Sinn wäre. Nicht der Geist verläßt den Körper, wie man gewöhnlich sagt, sondern der Körper, welcher der Abnahme und dem Tode, vermöge seiner Materie unterworfen ist, verläßt notgedrungen den Geist, und obgleich dieser fortbesteht, so muß uns doch die Sichtbarkeit seiner Wirkungen verborgen bleiben, sobald der Körper die Werkzeuge versagt hat. Die Stockung der Lebenssäfte, die Verengung der Blutgefäße, oder eine Bleikugel, eine Giftpflanze, die für den Leib zerstörend sind, stehen zu wenig in Relation mit unserer Denkkraft und sind zu wenig homogen mit ihr, um ihr den mindesten Schaden bringen zu können.

10.

Deine Vernunft, gleichsam ein Ausfluß des Weltgeistes, würde nicht irren können, wenn sie nicht auf eine unbegreifliche Weise mit dem Körper vereinigt und von ihm beschränkt wäre. Je mehr also jene von körperlichen Motiven und Einwirkungen beherrscht wird, desto mehr mißtraue ihr.

11.

Versäume den Körper nicht, von dem dein ganzes Erdensein abhängt. Unterrichte dich, was ihm frommt und was ihm verderblich ist. Verachte ihn nicht; aber auf der andern Seite bedenke, wie sehr er eine träge, unbrauchbare und verwesende Masse sei, sobald er des Lebens, das ihn beseelte, ermangelt.

12.

Quäle dich nicht mit Mutmaßungen über ein künftiges Sein. Sobald du die Zwecke deines jetzigen immer vor Augen hattest, so ist dein Leben vollendet, wenn dich auch der Tod mitten unter deinen Hoffnungen und Plänen hinwegnimmt.

13.

Der Zweck deines Lebens sei Vervollkommnung im Guten. Gut ist Alles, was zur Gesundheit deines eignen Körpers und Geistes, wie jener anderer Menschen beiträgt.

14.

Aufrichtiges Wollen genügt, um das Gute rein zu erkennen. Aber nur Nachdenken und Aufmerksamkeit auf uns selbst, führen zu jenem schnellen Scharfblick und jener Feinheit der Unterscheidungskraft, die bei den mannigfachen und verwickelten Ereignissen unsers Lebens so nötig sind.

15.

Verliere nie jenen Lebenszweck aus den Augen, auch bei Kleinigkeiten niemals. Glaube, daß keine Handlung so geringfügig sei, um nicht irgend eine Tugend durch sie zu fördern. Bei körperlichen Schmerzen und unangenehmen Geschäften übe mindestens die Geduld, deren der Mensch so sehr und so oft bedarf, und welche die beste Schützerin ist gegen die üble Laune.

16.

Der Gute trägt nicht allein durch ausdrückliche That und Belehrung zum Wohl Anderer bei. Sein Leben gleicht vielmehr einem fruchttragenden Schattenbaume, bei dem jeder Vorübergehende Labung und Schutz findet, der uneigennützig und selbst unwillkürlich auf das umgebende Erdreich glückliche Keime ausstreut, wodurch er Gleiches, ihm selbst Aehnliches hervorbringt.

17.

Was du thust, vertraue auf die Vorsehung, und vertraue auf dich selbst. Eines von diesen ohne das Andere wird dir selten frommen; aber Beide vereinigt retten dich aus jeder Lage, ermutigen dich in jedem Unternehmen.

18.

Droht ein Unfall dich in die tiefe Schwermut der Verzweiflung hinabzustoßen, ermanne dich an deiner göttlichen Natur. Was könnte Den zu Boden schlagen, dessen Wille frei ist, und Keinem unterworfen?

19.

Wende alle Mühe an, wie der weise Seneca sagt, daß du dich durch irgend eine Gabe bemerkenswert machest.

20.

Aber wende dich nicht bloß nach einer Seite. Strebe nach

deutlichen Begriffen über Alles. Gieb keine Wissenschaft ganz auf, denn die Wissenschaft ist nur eine.

21.

Befolge auch Garve's Rat: die Kunst und Klugheit, den ganzen Menschen wenigstens erträglich zu zeigen, wenn er gleich nur durch eine Seite seinen wahren Ruf in der Welt erhält: dieß ist es, was dem vernünftigen Manne zu erreichen obliegt.

22.

Beständige Thätigkeit und tägliche Betrachtung deiner selbst und der Wege der Gottheit, seien dir Losungsworte. Sie werden jeden Fehltritt von dir abwenden.

23.

Gönne dir übrigens so viele Erholung dir nötig ist, aber auch nicht mehr, wenn nicht ein unangenehmes Gefühl dein Lohn sein soll.

24.

Zwinge dich zur bösen Stunde zu keiner Arbeit, die dir nicht ausdrücklich Pflicht ist. Hasse aber auf der andern Seite den Aufschub, den Young mit Recht den Dieb der Zeit nennt. Diese Regeln haben ihre Ausnahmen, die sich nicht mißkennen lassen.

25.

Bringe Abwechslung in deine Studien und Lektüren. Wer nur wenig auf einmal liest, behält dieß Wenige desto besser.

26.

Hüte dich vor allzu vielem und schnellem Lesen. Lies vielmehr mit Bedacht, lege öfters das Buch bei Seite, präge dir das Gelesene ein, und sinne darüber nach.

27.

Excerpire aus den Schriften, die du liesest, doch nur die wahrhaft bedeutenden Stellen, nicht allein solche, die dir gefallen und deiner unwillkürlichen Stimmung zusagen. Durchgehe aber auch von Zeit zu Zeit deine Auszüge.

28.

Erwäge jeden Schritt, den du vorhast, sobald deine Leiden-

schaften mit im Spiele sind. Wie oft gewinnen die Dinge ein ganz anderes Aussehen, sobald sie bedacht werden.

29.

Sei dagegen rasch entschlossen in Allem, was du als unzweifelhaft, tadelsfrei und pflichtgemäß erkennst, und wobei du auf keine Weise zu fürchten hast, bloßgestellt zu werden.

30.

Bewahre die Unbescholtenheit deines Namens, und bringe ihn rein und makellos auf die Nachwelt. Laß dich durch keinen guten Zweck zu zweideutigen Mitteln hinreißen.

31.

Bei allen Dingen liebe die Mäßigung, eine Tugend, die schwerer ist, als sie scheint, aber notwendiger, als eine. Glaube aber nicht, daß das Schlimme durch Mäßigung könne geadelt werden.

32.

Fliehe die Wollust, die nicht allein den Körper, sondern auch den Geist schwächt. Beweise, daß du Herr deiner selbst bist. Halte alle sinnliche Liebe, sobald sie von der geistigen gesondert ist, für unerlaubt, des Menschen unwürdig. Suche deine geistige und sinnliche Natur so viel möglich in Harmonie zu bringen. Veredle deine Sinnlichkeit.

33.

Schränke deine Bedürfnisse ein, so viel es dir möglich ist, um so viel möglich deine Freiheit zu bewahren. Mancher, sagt Horaz, dient lieber in Ewigkeit, eh er lernt, mit Wenigem zu leben.

34.

Ueberlaß dein Bot auf dem Meere des Schicksals nicht den Wellen, sondern rudere selbst; aber rudere nicht ungeschickt. Noch einmal, überlege.

35.

Sei auf das Schlimmste gefaßt. Laß dich nie vom Schmerz hinreißen, verbirg ihn immer. Die Dinge, welche am meisten gewünscht werden, sagt La Bruyère, geschehen nicht, oder wenn

sie geschehen, so ist dieß nicht zu der Zeit oder in den Umständen, wo sie ein äußerstes Vergnügen würden verursacht haben.

36.

Sei immer wahr und offen, und hasse jede Art von Gezwungenheit und Verstellung. Scheue dich nicht, deine Unwissenheit, deine Ungeschicklichkeit zu gestehen. Deine Thorheiten und Fehler vertraue nur Wenigen.

37.

Bemerke, höre, schweige. Urtheile wenig, frage viel.

38.

Scheue den bösen Schein nicht bei guten Absichten. Sei nicht zu stolz, ihn, wenn er auf dir ruht, zu zerstreuen, sobald es dir möglich ist. Wo nicht, hülle dich in deine Tugend, wie Horaz sagt.

39.

Sei gern allein bei übler Laune. Bei Andern sei so viel möglich aufgeräumt. Es ist unglaublich, wie sehr kummervolles, mürrisches Wesen entstellen kann; wie sehr Heiterkeit für sich einnimmt.

40.

Wenn du verdrüßlich bist, so frage dich ernstlich selbst: Was ist die Ursache meiner Verdrüßlichkeit? Läßt sie sich nicht heben? Was soll ich thun? Meistens wird sie zu heben sein.

41.

Sei pünktlich. Laß nie Unordnung in deinen Habseligkeiten und Papieren einreißen. Mustere von Zeit zu Zeit deine Papiere, vernichte die unnützen.

42.

Scheine lieber zu freigebig als zu sparsam; aber verschwende nichts. Spare in Kleinigkeiten. Lerne entbehren.

43.

Wenn du zwischen Wahrheit und Lüge in die Enge kömmst, entscheide dich ohne Nachsinnen für die Wahrheit. Sie ist immer die Bessere, gesagt zu werden.

44.

Sei auf deiner Hut vor Aufwallungen des Zorns. Laß deinen Unmut niemals Leute fühlen, die dir nichts darauf erwidern dürfen oder mögen.

45.

Compesce mentem. Bezwinge den Eigenwillen. Es wird dir nicht an Gelegenheit fehlen, deine Festigkeit zu zeigen. Den Trotz aber verbanne von da, wo er nicht hingehört.

46.

Deine Reue sei lebendiger Wille, fester Vorsatz. Klage und Trauer über begangene Fehler sind zu nichts nütze.

47.

Wenn du des Morgens erwachst, übersinne den Tag. Suche ihm seine günstige Seite abzugewinnen, wenn dir auch unangenehme Geschäfte bevorstehen.

48.

Fahre fort, wie bisher ein Tagebuch zu führen. Der Nutzen ist mannigfach und auch das Vergnügen. Aber mache dir strenge Aufrichtigkeit zur Pflicht. Es sei dir nicht bloß Erinnerung, es sei dir Mittel, dich selber kennen zu lernen.

49.

Was die Poesie betrifft, schreibe wenig; verspare es, so viel möglich auf eine andere Zeit, wo dein Geschmack mehr geläutert, deine Beschäftigungen geringer sind. Versäume ihretwegen nicht bessere, vorgenommene Arbeiten, da Unruhe die Strafe dafür sein würde. Fühlst du aber unwiderstehlich den Drang der Stunde, so laß dich auch durch keine Nebenidee irre machen. Jede Arbeit behalte lange für dich, und spare keine Feile, sie zu vervollkommnen. Befolge hierüber die Regeln, die Horaz giebt.

50.

Lege deine Schriften Leuten vor, die aufrichtig darüber urtheilen können und wollen. Urtheilen sie, daß du invita Minerva schreibst, so entschwöre dich für immer den Musen, und mit Ernst.

51.

Bewahre in allen Angelegenheiten die Klarheit des Geistes.

Hüte dich vor den Thorheiten der Liebe. Glaube zwar, daß die ersten Eindrücke von Bedeutung seien; aber laß dich nicht von ihnen hinreißen. Studire die Physiognomik bei gleichgültigen Personen, aber nicht bei solchen, für welche du anfängst Leidenschaft zu fühlen, weil sie dich bei dieser sicher wird irre führen. Fliehe allen Selbstbetrug. Gewöhne dich, nur inneren, anerkannten Wert zu lieben und das Aeußere mehr als eine Klippe deiner Vernunftfreiheit zu betrachten. Täusche dich nicht durch tönende Worte, durch selbstgeschaffene Götzenbilder. Sobald du dem Wahne nicht nachgiebst, wird er nie um sich greifen. Wolle nur vergessen, und du kannst. Fliehe deßhalb die Personen nicht, die dir gefährlich werden könnten. Suche sie eher näher kennen zu lernen: dieß wird dich am ersten heilen, oder du liebst mit Recht. Nimm dir fest vor, die Schüchternheit zu überwinden, welche dir ihre Gegenwart einflößt, und du wirst viel gewonnen haben. Vor Allem, denke nicht an die Abwesenden.

52.

Vorzüglich wird hiezu erfordert, daß du Herr deiner Gedanken bist. So schwer es auch sein mag, seinen Lieblingsideen nicht nachzuhängen, nimm es gleichwohl über dich, sie zu bekämpfen. Glaubst du, auf Spaziergängen nicht davor sicher zu sein, nimm ein Buch mit dir und lies aufmerksam. Aber lies, was deiner Seelenstimmung entgegenstrebt, nicht etwa den Petrarca oder pastor fido, der dieselbe noch verschlimmern würde.

53.

Lebe den Pflichten und Beschäftigungen nach, die dein Stand dir auflegt; aber bedenke immer, daß du vorzüglich für deine Ausbildung als Mensch zu sorgen hast.

54.

Unter allen Ländern bist du doch immer dem Vaterlande am meisten schuldig. So lange aber, wie es in monarchischen Staaten der Fall ist, unter dem Worte Vaterland nur der Dienst des Fürsten gemeint ist, so sind deine Pflichten gegen dasselbe niemals absolut und sehr den Verhältnissen unterworfen.

55.

Wenn es dir jemals erlaubt ist, in einem kleinen Zirkel befreundeter Menschen zu leben, so kannst du unter ihnen das Wohl der Menschheit mehr befördern, als wenn du ewig einem Fürsten dientest.

56.

Sobald du Partei nehmen mußt, wähle nach eigener Ueberzeugung die gerechte. Biete nicht Volksaufständen die Hand, durch sie wird nie das Reich der Vernunft gegründet.

57.

Fliehe Verschwörungen und geheime Gesellschaften. Bei ihnen geht der gute Ruf und die Unverletztheit des Gewissens verloren. Sie verkündigen Freiheit, während man Sklaverei bei ihnen findet. Sie sind ärger als Inquisitionen. Sie lösen die edlern Bande des Bluts, der Wahl, der Freundschaft. So viel auch die Tugend bei ihnen genannt wurde, ihre Tugend heißt doch immer der Zweck.

58.

Nur in tyrannischen Staaten können geheime Verbindungen löblich sein. Bis jetzt dürfen sich die Gleichgesinnten noch öffentlich die Hand reichen, und wir wollen hoffen, die Gutgesinnten machen einen Theil der Nation aus, der nicht so gering ist, um sich verstecken zu müssen. Zur Zeit, als der französische Kaiser in Deutschland herrschte, war eine geheime Verbindung allerdings etwas Löbliches. Alles aber, was man Orden nennt, was mit Verkappungen, mit heimlichen Ceremonien u. dgl. verbunden ist, meide ohne Unterschied.

59.

Nimm mit Wohlwollen an Allem Theil, was die Menschheit, ihre Fortschritte, und was auch die einzelnen Individuen betrifft. Sei erkenntlich für Alles.

60.

Das Urtheil der Menge mache dich immer nachdenkend, aber niemals verzagt.

61.

Gehe zu Niemanden, und laß Niemand von dir, sagt Herr von Knigge, ohne ihm etwas Verbindliches oder Belehrendes gesagt oder auf den Weg mitgegeben zu haben.

62.

Verlasse jede Gesellschaft, jeden Menschen, jedes Haus dergestalt, daß du nie scheuen darfst, dieselben wieder zu treffen, dasselbe wieder zu besuchen.

63.

Alle gleichgültigen und nicht näher bekannten Menschen, die dich abordiren, empfange mit Artigkeit und gutem Willen. Spiele aber nicht den Zuvorkommenden. Bleibe zurückhaltend und trocken, bis du Ursache hast, dich näher an sie anzuschließen.

64.

Ein Gleiches gilt von neuen Bekanntschaften. Sei niemals Enthusiast für sie, wenn sie dir auch gefallen. Schenke ihnen niemals dein Vertrauen. Rede nicht von dir selbst mit ihnen (wie du denn überhaubt so wenig als möglich von dir selbst reden sollst) und usurpire nicht das Amt der Zeit. Sicher wirst du sie näher kennen lernen, wenn sie dir wirklich ähnlich sind.

65.

Glaube nicht, daß alle Personen, die deine Sympathie auf den ersten Anblick in Anspruch nehmen, für dich geschaffen wären, denn die Erfahrung widerlegt es.

66.

Desto vertrauender sei gegen deine Freunde. Thue Alles für sie, was in deiner Macht steht. Denn, sagt Pope mit Recht, wenn du abziehst, was Andre fühlen, was Andre denken, so erkranken die Freuden, und aller Ruhm sinkt. Laß dich durch keine Drohung, durch kein Schicksal von deinen Freunden abschrecken.

67.

Vertraue ihnen, denn ohne Vertrauen kommen nie zwei Menschen sich wahrhaft nahe. Bewahre aber nicht allein alles

Anvertraute, sondern ebenso heilig alles Gesagte, was nicht für Jedermann ist.

68.

Lies niemals fremde Papiere, Briefe, Tagebücher rc., die du zufällig liegen siehst.

69.

Sieh deine Freunde weder zu oft, noch zu selten.

70.

Versprich wenig, besonders nicht in Kleinigkeiten, halte aber, trotz aller Hindernisse, das Versprochene. Stütze dich nicht auf Versprechungen Derer, die du nicht näher kennst.

71.

Traue lieber zu sehr, als daß du mißtrauest. Glaube nicht mit La Roche-Faucault und seinen Nachfolgern, daß alle Menschen und alle ihre Worte und Thaten bloß von ihrem Vortheile regiert werden, wenn du dir anders selbst uninteressirte Handlungen zutraust.

72.

Briefwechsel ist so angenehm als nützlich. Ueberhäufe ihn aber nicht. Unterhalte so viel möglich keine Correspondenzen aus Höflichkeit.

73.

Von gemeinen Menschen, von Leuten ohne Erziehung halte dich in kalter, obgleich nicht stolzer Entfernung. Denn, wie ein morgenländischer Spruch sagt, Kälte nur bändigt den Schlamm, damit er den Fuß nicht beschmutze.

74.

Gegen Geringere sei höflicher, als gegen Höhere.

75.

Befolge die Maximen Marc-Aurels, jeden, auch den unbedeutendsten der Schwätzer aufmerksam und genau anzuhören. Du gewinnst dadurch, theils in der Neigung des Menschen, theils auch durch das, was er sagt, doch immer mehr, als wenn du zerstreut bist.

76.

So wenig du versäumen sollst, abwechselnd die Einsamkeit zu suchen, so wenig fliehe die Gesellschaft. Du lebst, um unter Menschen zu sein.

77.

Suche in jeder Gesellschaft gut gelitten zu werden, aber suche nicht zu glänzen.

78.

Fade Assembleen, Spielgesellschaften besuche so selten du kannst, oder ziehe dich bald daraus zurück. Mit Höflichkeitsbesuchen sei sparsam.

79.

Trinkgelagen weiche aus, ziehe dich wenigstens nach der ersten halben Stunde zurück, wenn du sie nicht versagen kannst.

80.

Meide die Karten so viel als möglich. Es wird dir niemals zur Schande gereichen, wenn du nicht spielst.

81.

Im Umgang mit den Weibern lasse dich nie, wie ein Geck, zu ihnen herab, suche sie vielmehr zu dir emporzuziehen. Enthalte dich abgeschmackter Schmeicheleien, aber habe gewisse unbedeutende Aufmerksamkeiten für sie, die man bei Männern vernachlässigt. Scheine nie eine einzelne vorzuziehen.

82.

Manches mag im gewöhnlichen Ceremoniel, in den gangbaren Höflichkeitsbezeugungen vorkommen, was unter deiner Würde ist. Thue hier lieber zu wenig, als zu viel. Rede niemals, wenn du nicht den Drang fühlst. Erkläre dich an den Orten, die du besuchst, frei, wie du es hältst. Man wird sich an deine Weise gewöhnen.

83.

Vermeide den Handkuß, so viel es nur immer möglich ist. Auch reiche nicht gleich Jedem die Hand.

84.

Lege alles vorlaute, alles ausgelassene Wesen für immer

ab. Sprich nie ein tadelndes Urtheil oder eine Spötterei über irgend Einen, in Gegenwart von Menschen, die nicht deine Vertraute sind. Selbst, wenn sie mit einstimmen, bist du niemals sicher, daß sie es nicht hinterbringen, besonders in leidenschaftlichen Augenblicken.

85.

Schone die Thörichten und Boshaften, so lange es die Redlichkeit und deine eigene Würde erlaubt.

86.

Sei niemals schüchtern und befangen ohne Ursache. Alle, mit denen du zu thun haben kannst, sind Menschen wie du, haben ihre Thorheiten und Schwächen. Die Besseren und Weiseren unter ihnen hast du ohnedieß nicht zu scheuen. Sobald du dir vertraust, sagt Goethe, sobald weißt du zu leben.

87.

Lerne zu reden, aber lerne auch zuzuhören. Rede deine Sprache rein von Provinzialismen und Fehlern gegen die Sprachlehre. Es ist der niedrigste Grad von Bildung.

88.

Suche die Muttersprache auszubreiten. Rede mit Deutschen keine fremde, es wäre denn nötiger Uebung wegen. Was eine andere Sprache vor der deinigen voraus hat, was nicht in der deinigen liegt, glaube, daß dieß auch nicht im Charakter der Nation liege.

89.

Fürchte nicht für die Mangelhaftigkeit dieser Gesetze. Alle Fälle lassen sich nicht erwähnen. Dir bleibt dein Nachdenken, dein freier Wille, diese Vorschriften. Du wirst ein leidlicher Mensch werden, wenn du sie treu befolgst.

